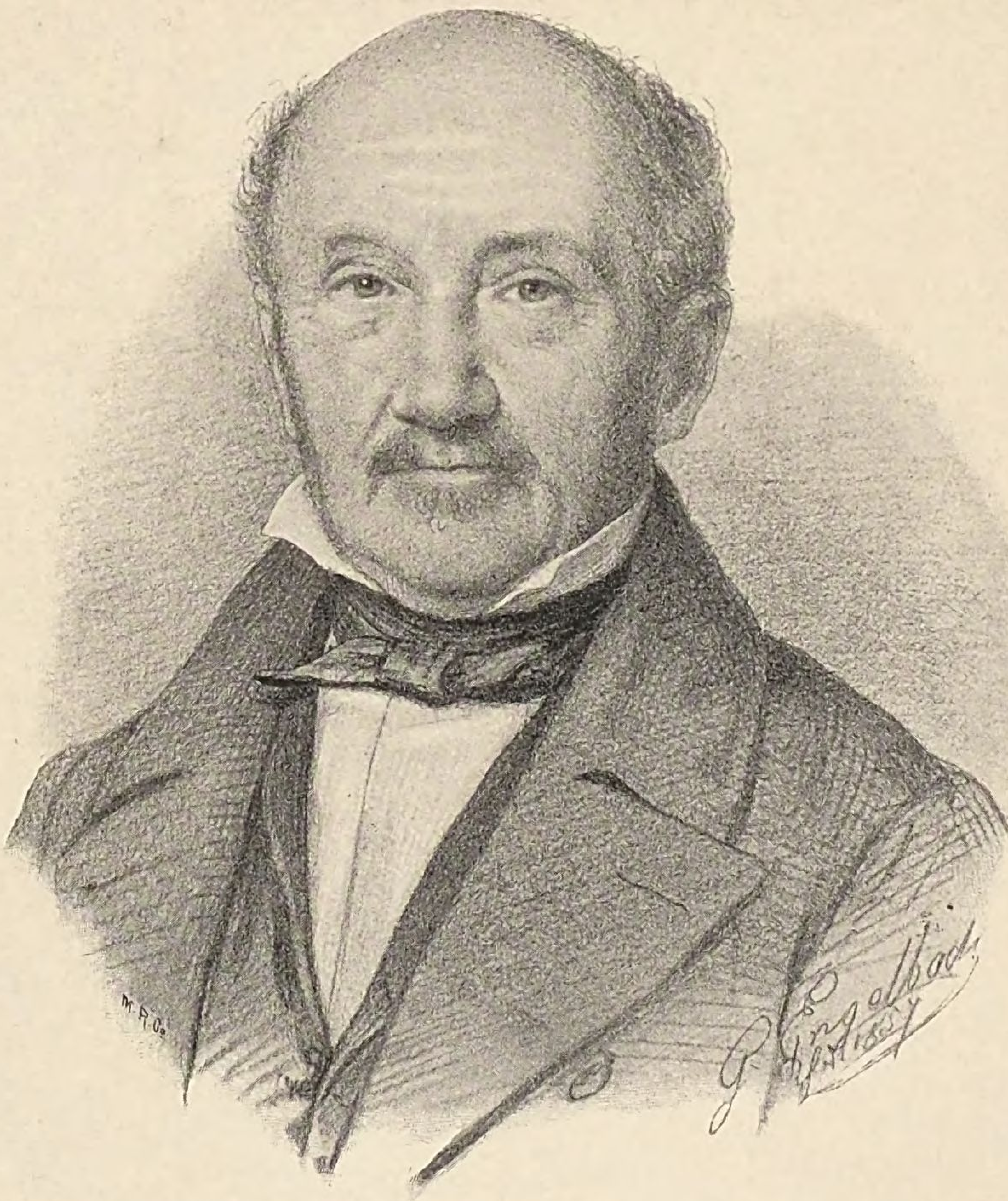
Chronik der Familie Petersen

Herausgegeben
von
Adolf Petersen, emer. Pfarrer

II. Teil

ICH HAB'S GEWAGT

München
Verlag von J. F. Lehmann.
1898



Wilhelm Petersen,

kgl. b. Landkommissär zu Landau,

geb. 13. Januar 1786 in Speier, gest. 9. März 1863 in Kaiserslautern.

Chronik
der
Familie Petersen

Herausgegeben
von
Adolf Petersen, emer. Pfarrer

II. Teil

München

Verlag von J. F. Lehmann.

1898

Vorwort.

Mit Gottes Gnade und Hilfe konnte ich nun im 77. Jahre meines Lebens auch noch den zweiten Teil dieser Arbeit zu Ende ~~zu~~ bringen, und kann nun auch in diesem Stücke sprechen: „Bis hieher hat der Herr geholfen!" Die Schwierigkeiten waren aus verschiedenen Gründen beim zweiten Teil viel größer, als beim ersten, besonders wegen der zu ziehenden Grenzen. Wollte ich zuletzt von mir nicht sprechen entsprechend der bekannten Grabschrift: „er lebte, nahm ein Weib, und starb" — konnte ich meine Lebensgeschichte nicht völlig ablösen von geschichtlichen, politischen und kirchenpolitischen Vorgängen in meiner Heimat, mußte also gleichsam einzelne Ausschnitte aus der Geschichte der letzteren um des Verständnisses willen hinzunehmen.

Die sorgfältigen Aufzeichnungen meiner beiden lieben Schwestern Lina Menner und Ida von Pechmann haben mir die Arbeit sehr erleichtert. Der Besuch, den ich im Juli 1895 mit meiner jüngsten Tochter noch machen durfte auf Alsen, in Sonderburg und im Pfarrhause zu Nottmark, der Wiege unsrer Familie, die sodann am 16. August veranstaltete erhebende Familienzusammenkunft in Heidelberg, dann die Beschäftigung mit dem dort mir freundlich überreichten, so reichhaltigen Familienalbum haben mir neue Freude ~~und~~ an der Arbeit und neues Vertrauen zum Ge-

lingen derselben eingeflößt. Aber mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten bitte ich um nachsichtige Beurteilung, wenn dieses oder jenes sollte vermißt, Andres als überflüssig angesehen werden.

Schon vor Jahrzehnten wurde ich von mehreren Seiten aufgemuntert, etwas zu schreiben, namentlich Mitteilungen aus meinem Leben und erklärte mich nur bereit, bei ruhigerer Zeit es einmal vielleicht zu versuchen. So habe ich es denn nun gewagt, nicht aus Schreiblust, sondern aus Liebe zur Sache und zur Familie, wo es wünschenswert erscheint auch für Freunde der Familie, aber nicht für die Öffentlichkeit als solche, darum auch ohne Verantwortung öffentlicher Kritik.

Abermals sage ich nun meinem lieben Neffen, Herrn Julius Lehmann in München, meinen warmen Dank für die Kräfte und die Mittel seines Verlages wie für die vielfache persönliche Mühe, die er der Sache gewidmet hat, und zwar nicht blos für mich, sondern auch im Namen der ganzen Familie.

Mit diesen Blättern sende ich aber den teuern Familiengenossen an allen Enden meine herzlichsten Grüße und Segenswünsche, sie alle dem Schutze und Segen des Herrn befehlend, der vom ehrwürdigen Ahnherrn in Bergzabern an unser Geschlecht so reichlich und manichfaltig gesegnet bis zu Ur-ur-ur-urenkeln, also bis ins siebente Glied, und uns dadurch zu fortwährendem herzlichen Danke verpflichtet hat, zur Erinnerung an das Wort: „Wer Dank opfert, der preiset mich, und das ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes. Ps. 50, 33."

Darmstadt

im März 1898.

Adolf Petersen.

II. Teil.

A. Geschwister von Carl Ludwig Petersen.

1. Georg Wilhelm Petersen,

1744—1816.

Der erste Teil unserer Familiengeschichte hat uns Urgroßvater, Großvater und Vater Petersen vorgeführt. Der zweite Teil soll uns bekannt machen mit den Geschwistern des Großvaters und Vaters und dann mit den Geschwistern des Verfassers.

Indem wir uns zu den Geschwistern des Großvaters Carl Ludwig Petersen wenden, sind wir eingedenk des seltenen Elternpaares derselben. Wenn das Leben der Urgroßmutter, geb. von der Lith, uns der Natur der Sache nach äußerlich wenig Stoff bot, wird uns die Geschichte ihrer sechs Söhne und drei Töchter daran erinnern, welche schwierige Aufgabe sie zu lösen hatte und die Geschichte der neun Kinder wird zum ehrenvollen Zeugnisse werden für die treffliche Mutter. Der Familien von der Lith in Ansbach und der thüringschen Familie Musäus, der die Ansbacher Stammmutter angehört, noch näher zu gedenken, möge, wenn thunlich einem kleinen Anhange vorbehalten sein. Der bekannte Carl v. Moser, Sohn des berühmten Staatsrechtslehrers rühmte die unerschöpfliche Mildthätigkeit dieser trefflichen Ahnfrau, wie er von ihrem Gatten schrieb: „Ich müßte nicht mehr sein, wenn die Verehrung für diesen zu den würdigsten Männern seiner Zeit gehörigen Vaters in mir ersterben könnte."

1. Georg Wilhelm Petersen wurde am 15. Dez. 1744 geboren in Zweibrücken, wo damals sein Vater noch Hofprediger war, der 1746 mit der Herzogin Caroline nach Bergzabern über-

siedelte. Seinen Vornamen Georg finden wir nicht blos bei seinem Vater, sondern auch bei dessen Vater Jörgen Petersen, der laut der Gedächtnistafel in der Kirche zu Notmark von 1701 bis 1749 dort Pfarrer war; geboren war derselbe 1671 zu Sonderburg, der bedeutendsten Stadt auf Alsen, als Sohn des dortigen Bürgermeisters Conrad Petersen. Die Geburt des letztern wird noch in die Zeit des 30 jährigen Krieges oder des westfälischen Friedens fallen. Nachdem Georg Wilhelm den ersten Unterricht in den alten Sprachen teils durch seinen Vater, teils durch zwei andere Lehrer in Bergzabern empfangen hatte, besuchte er seit 1760 das Gymnasium illustre zu Zweibrücken, dessen damaligen Lehrplan wir bei dieser Gelegenheit kennen lernen; Crollius erteilte nämlich Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache, zugleich aber auch in Logik, Metaphysik, reiner Mathematik und deutscher Reichsgeschichte; Exter war Lehrer für das hebräische, Universalgeschichte und Erdbeschreibung, Berkmann Religionslehrer. 1763 besuchte Georg Wilhelm Petersen die Universität Tübingen, wurde 1766 Magister, blieb 1767 in Bergzabern, wo er sich im Predigen übte und zugleich die reiche theologische Bibliothek seines Vaters benützte. 1768 besuchte er die Universität Göttingen, wo er nicht blos theologische Vorlesungen hörte bei Michaelis, Zachariä, Miller und Leß, sondern auch philologische Collegien bei Heyne, auch solche über englische Sprache und Literatur. Zugleich benützte er fleißig die berühmte Bibliothek. 1769 kehrte er nach Bergzabern zurück und beschäftigte sich daselbst teils mit Unterweisung seiner jüngeren Geschwister, teils mit Predigen. Nach seiner Prüfung in Zweibrücken bezeugten seine Examinatoren, „daß Candidat Petersen seine durch seine prompten Antworten in Philosophicis, Philologicis, Theologicis, und besonders auch in studio biblico vollkommen vergnügt habe. 1770 wurde er nach Darmstadt berufen als Lehrer der Prinzen Friedrich und Christian, jüngeren Brüdern des letzten Landgrafen von Hessen und ersten Großherzogs. Er begleitete dieselben 1774 auf die Universität Straßburg; von dort nach Darmstadt zurückgekehrt wurde er 1775 zum Hofdiakonus ernannt, und 1787 zum zweiten Hofprediger, Konsistorial-Assessor und Definitor und zugleich mit dem Religionsunterrichte des Erbprinzen, der Prinzessin Luise und des Prinzen Georg beauftragt. 1790 erfolgte die Ernennung zum Konsistorialrate, mit dem Bemerken „aus

eigner höchster Bewegung" des Landgrafen. Im Laufe der Zeit gab Petersen verschiedene Predigten heraus, 1776 über „die wahre Gottesverehrung", 1781: „für unser Jahrzehnt"; 1784 „für Hofleute", 1785 „für Diener des Staates."

Seine in Göttingen gemachten Studien im Englischen verwertete er durch Übersetzung vorzüglicher englischer Predigten. Außerdem schrieb er viele Recensionen in die „Allgemeine deutsche Bibliothek."

Im Übrigen bewegte sich Petersen in dem Kreise, der sich einerseits sammelte um die bedeutende Persönlichkeit der Landgräfin Carolina und andrerseits um Merk, den merkwürdigen Freund Goethes und Herders, Wielands und einer großen Anzahl der bedeutendsten Männer jener Zeit. P. Berufung nach Darmstadt war ohne Zweifel vermittelt durch die Landgräfin, denn Petersens Vater war ja Jahrzehnte lang Hofprediger bei der verwittweten Herzogin von Zweibrücken, mit welcher die Landgräfin noch zur Zeit ihrer Reise nach Petersburg im Briefwechsel stand; der vielseitige Merk genoß aber das Vertrauen der Landgräfin in solchem Maße, daß sie ihn auf der Reise nach Petersburg zur Kaiserin Catharina II. mitnahm als Begleiter. Mit Recht sagt Lewes in Goethes Leben von Merk: „Er erhob sich durch eigene Kraft zum Genossen von Fürsten." Durch Merk, welcher in Verbindung mit Goethe und dessen Schwager Schlosser die Herausgabe (S. 181) der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" anregte, wurde auch Georg Petersen, wie später sein jüngerer Bruder Friedrich zur Mitarbeit beigezogen.

„Wahrheit und Dichtung" B. II S. 84: „Lieb und wert war alles, was von Klopstock ausging; sorgfältig schrieben wir die Oden ab und die Elygieen, wie sie ein jeder habhaft werden konnte. Höchst vergnügt waren wir daher, als die große Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt eine Sammlung derselben veranstaltete, und eins der wenigen Exemplare in unsere Hände kam, das uns in Stand setzte, die eigenen handschriftlichen Sammlungen zu vervollständigen. Nicht blos Goethe, sondern auch Herder und Wieland waren voll des Lebens der Landgräfin. Wieland sagte, wenn er nur einen Augenblick König der Schicksale wäre, sollte sie Königin von Europa sein".

Als bald darauf Klopstock, eingeladen vom Markgrafen Carl Friedrich von Baden, über Darmstadt nach Karlsruhe kam,

kam auch Petersen dorthin, als er mit den ihm anvertrauten zwei Prinzen über Karlsruhe nach Straßburg reiste. Im Briefwechsel Merks findet sich ein Brief Petersen's an letztern vom 3. März 1775 mit folgendem Berichte:

„Ich habe Klopstock in Karlsruhe etlichemal besucht und auch bei Hof gesprochen. Die Simplicität und Anmut seines Umgangs haben mich entzückt, so wie dessen durchgedachte Urteile und Kenntnisse. Da er nicht kriecht, sich nicht so tief bückt, nicht jeden Augenblick mit dem Wort Durchlaucht um sich wirft, sondern öfter Sie zu sagen sich untersteht, wird ihm von den meisten Hofleuten die gute Lebensart abgesprochen." In einer Anmerkung wird gesagt: „Damit stimmt auch sein: „Gleich Extrapost bestellt!" — überein, das er seinen Bedienten zurief, als man ihn, statt wie bisher an die markgräfliche Tafel, an den Kammertisch weisen wollte." Außerdem verbreitet sich Petersen, über französische und englische Literatur in diesem Briefe an Merk. Ueber die Straßburger Gelehrten jener Zeit macht Petersen die bezeichnende Bemerkung: „Alles spricht hier fertig lateinisch und französisch, schreibt es auch; mich dünkt aber, sie wüßten keine Sprache recht, weder lateinisch, noch französisch, noch deutsch."

Eine Erinnerung komischer Art, die sich im Gedächtniß der hessischen Geistlichkeit erhalten hat, will ich nicht übergehen. Als ich seiner Zeit den Universitätsprofessor Gustav Baur in Leipzig, einen geborenen Hessen-Darmstädter besuchte, fragte er mich, ob ich verwandt sei mit dem Darmstädter Hofprediger und bekannt mit der Anekdote vom „Schloßkranich". Die Entstehung dieses Beinamens war folgende: Ein wachthabender Unterofficier hatte einst einer Schildwache am Schlosse bemerkt, in demselben halte sich ein schwarzer Kerl mit langen Beinen auf, den er nicht dürfe aus dem Schlosse herausgehen lassen. Da nun dieser Soldat nichts wußte von dem Kranich, der im Schloßhofe seinen Aufenthalt hatte, war ihm der schwarzgekleidete große und hagere Hofprediger, als dieser das Schloß verlassen wollte, verdächtig; er wollte demselben nach der erhaltenen Weisung den Ausgang verwehren. Glücklicher Weise hatte der Landgraf (oder schon Großherzog?) den Vorgang bemerkt, sich daran ergötzt, aber zugleich seinem Hofprediger freien Paß verschafft. Als aber derselbe einmal in einer Predigt auf die Worte des Propheten Jesaja 24, 16 zu sprechen kam: „Wie bin ich aber so mager?"

— haben diese Worte in seinem Munde mehr Erheiterung als Erbauung bewirkt. Mein Vater, der auf seinen Urlaubsreisen als junger Officier die beiden Oheime zu besuchen pflegte, hat wiederholt erzählt von der großen Achtung, in welcher gerade auch der Hofprediger stand; wenn derselbe im Hofgarten sich erging, hätten schon von Weiten die Häupter sich entblößt, um ihm ihre Ehrerbietung zu bezeugen.

Alle Glieder der Familie, die bei einem Besuche in Darmstadt das berühmte Glockenspiel im Schloß anhören, will ich darauf aufmerksam machen, daß gerade dort, wo das Glockenspiel vom Turm ertönt, dieses trotz des komischen Beinamens ehrwürdige Glied der Familie, in dem vielbelebten Schlosse als Junggeselle hauste, wo er auch am 14. Dezember 1816 starb.

2. Philipp Heinrich Gerhard Petersen,

1749—1794.

Als der dritte Sohn wurde derselbe 1749 geboren in Bergzabern. Um sich der Arzneikunde zu widmen, besuchte er die hohen Schulen zu Straßburg und Göttingen. Nach der Encyklopädie von Ersch und Greber verteidigte er im Jahre 1772 in seiner Dissertatio inaugurata: „sistens casus ischuriae ex materia podagrica ad vesicam dilatata,“ und erwarb sich dort den Titel eines Doktors der Medicin. Er wurde darauf Stadt- und Amtsphysikus in Cassel, und 1780 Zweibrückischer Hofmedikus, Stadt- und Amtsphysikus in Homburg in der Pfalz. „Neben seiner Praxis lieferte er, Aufsätze in Baldingers Magazin für Ärzte, übersetzte aus dem Französischen Bachers Untersuchungen über die langwierigen Krankheiten und erhöhte den Wert dieses Buches durch hinzugefügte Anmerkungen“. Er starb in Homburg schon 1794 in einem Alter von erst 45 Jahren. Er war der einzige der sechs Brüder, der in die Dienste des Herzogs von Zweibrücken trat; die Rücksicht auf die bejahrten Eltern mag ihn bewogen haben, von Cassel nach Homburg überzusiedeln; er konnte auch drei Jahre nachher seinen todtkranken Vater in Bergzabern aufsuchen, um ihm möglichst als Arzt zu dienen.

3. Christian Friedrich Petersen,

1753—1827.

Joh. Christian Friedrich Petersen, der vierte Sohn, war geboren zu Bergzabern den 19. September 1753. Nachdem derselbe das Studium der Rechte zu Tübingen vollendet hatte, wurde er einige Jahre darauf als Gouverneur-Instituteur an die Kriegsschule des Dichters Pfeffel nach Colmar berufen. Nachdem er hier eine Reihe von Jahren gewirkt hatte, unter Anerkennung „seines Eifers, seiner Kenntnisse und Talente, seines musterhaft vorleuchtenden Betragens wie des Adels seiner Sitten" verließ er 1782 diese Anstalt, um dem Rufe des Erbprinzen Ludwig von Hessen (später Großherzog Ludwig) zu folgen) und als Erzieher der Prinzen Ludwig und Georg in Darmstadt thätig zu sein. Die Vorsteher der Akademie zu Colmar riefen ihm nach: „Wir sehen mit Freude den glücklichen Erfolg voraus, wodurch seine Sorgfalt bei der Erziehung des künftigen Souveräns wird gekrönt werden." 1790, im selben Jahre, in welchem sein Bruder Georg zum Consistorialrate befördert wurde, wurde Friedrich P. zum landgräflichen Rate ernannt. Im Ernennungsdekrete wird gesagt: „Aus vorzüglicher Zufriedenheit mit dessen Diensten, wegen seiner großen Rechtschaffenheit, seiner Treue und Freundschaft für unsre Prinzen." Welche Anerkennung er sich mit den Jahren in steigendem Maße erwarb, geht daraus hervor, daß er später zum Geheimen Rat ernannt, mit dem Großkreuz des Ludwigsordens beehrt und endlich im Jahre 1809 in den Freiherrnstand erhoben wurde für sich und seine etwaigen ehelichen Nachkommen. In der betr. Urkunde wird gesagt: „in Betracht seiner um Uns erworbenen Verdienste" „zum steten Merkmale Unseres gnädigsten Wohlwollens und Unserer Erkenntlichkeit für die Uns geleisteten Dienste." Einer der zwei Brüder hatte einst dem alten (Pirmasenser) Landgrafen die ihm anvertrauten Prinzen vorzustellen. Er rühmte dabei die Verdienste des hessischen Hauses um die Reformation so sehr, daß dem sonst so harten Fürsten die Thränen in die Augen kamen. P. sagte dann zu seinen Freunden: „Habe ich nicht gleich Moses, Wasser aus dem Felsen geschlagen?" Nach dem Tode P. wurden seine Verdienste von Großherzog Ludwig I. auch noch nachträglich in sehr edler Weise anerkannt. Durch Auszahlung von 10 000 fl. an die Erben des kinderlosen Mannes,

die Kinder seiner Geschwister, und zwar mit Rücksicht darauf, daß seiner Zeit P. eine Gehaltserhöhung zugedacht war, die er als kinderloser Mann abgelehnt hatte, die nun aber der hochherzige Fürst den nächsten Verwandten und deren Kindern wollte zu Gute kommen lassen; er hat dadurch nicht blos seinen treuen Diener, sondern auch sich selbst geehrt und sich Anspruch auf ein dankbares Gedenken in unsrer Familie erworben.

Einen bezeichnenden Zug des großen sittlichen Ernstes im Charakter dieses Oheims entnehmen wir aus folgender Mitteilung unseres Vaters: Empört durch die Nachrichten über das sittenlose Treiben der Kaiserin Katharina II. verfaßte er, erfüllt von heftiger sittlicher Entrüstung, ein beißendes Epigramm auf dieselbe, in welchen er sie bezeichnete als die „Jesebel des Nordens." Von dem Inhalte desselben, der mir einst vollständig bekannt war, blieb mir nur noch der Schluß im Gedächtniß. Auf die Frage nämlich, ob einst die Hunde das Blut aus dieser „Jesebel" lecken würden, folgte die Antwort: „Nein, solch' ein ekles Blut leckt kein honetter Hund".

Erst drei Jahre nach dem Tode P.'s (1827) kam sein einstiger Zögling als Ludwig II. zur Regierung. Wie sehr derselbe seinen früheren Erzieher ehrte und liebte, geht daraus hervor, daß er ihn, wie mir später k. General von Trotha (Generaladjutant Ludwig III.) aus eigener Erinnerung erzählte, täglich beim Frühstück im alten Palais am Luisenplatz als Gast bei sich hatte.

4. Johann Wilhelm Petersen.

1758—1815.

Als der fünfte Sohn wurde Joh. Wilhelm 1758 zu Bergzabern geboren. Er wurde im November 1773 in die Karlsakademie, zu Stuttgart aufgenommen, um dort die Rechte zu studieren. Schiller war am Anfange desselben Jahres aufgenommen worden. Die Aufnahme in diese hohe Schule ist anzusehen als ein Zeugnis für seine große Begabung, die sich auch später bewährt hat. Herzog Carl war es ja bekanntlich sehr darum zu thun, von allen Seiten begabte junge Leute für seine Schule zu gewinnen. Beziehungen zwischen dem Hofe zu Zweibrücken (ein-

schließlich des Wittwensitzes der Herzogin Karoline zu Bergzabern) und dem Hofe zu Ludwigsburg mögen dabei auch mitgewirkt haben. Wie Heinrich P.'s Lebensgeschichte uns eingeführt hat in die merkwürdige Zeit und Geschichte des Herzogs Carl August von Zweibrücken, so versetzt uns die Geschichte seines Bruders Joh. Wilhelm in die Geschichte des besonders durch Schillers Lebensgeschichte bekannten Herzogs Carl Eugen von Württemberg. Letzterer hatte in dem ersten Zeitabschnitt seines Lebens und seiner Regierung große Ähnlichkeit in Bezug auf Verschwendung, Ausschweifungen, unsinnige Bauten und Jagden, mit Carl August von Zweibrücken. Was für diesen der Karlsberg bei Homburg, war für Carl Eugen die Solitude bei Stuttgart; und wie der erstere im Unwillen über die Bewohner von Zweibrücken seine Residenz auf den Karlsberg verlegte, so siedelte der letztere im Unwillen über seine Stuttgarter nach Ludwigsburg über. Während aber der Herzog von Zweibrücken durch das Gottesgericht des französischen Revolutionskrieges von seinem Carlsberg verjagt und vom Throne gestürzt wurde, während ihm dann bis zu seinem Tode (1796) noch 2 Jahre Zeit blieben, um als Herzog ohne Herzogthum in Mannheim sich Rechenschaft zu geben von seinem Leben und seiner Regierung, trat im Leben des ihm im Übrigen so ähnlichen Herzogs von Württemberg ein merkwürdiger Wendepunkt in seinem äußern und innern Leben ein. Von seinen Landständen beim Kaiser verklagt und auf Betreiben Friedrichs des Großen zu einem Vergleiche mit ersteren genötigt, lenkte der Herzog ein; eine innere Umwandlung aber wurde in ihm bewirkt durch den Eindruck und Einfluß einer weiblichen Persönlichkeit, seiner späteren zweiten Gemahlin Franziska von Hohenheim; sie war auch gerade in der Geschichte der Karlsschule und Schillers von großer Bedeutung. Wychgram, Schillers neuester Biograph, bemerkt darüber: „Der Einfluß dieser Frau ist erstaunlich gewesen. Der prachtliebende Herrscher wurde durch sie zum einfachsten Hausherrn bekehrt, sein jähzorniges, aufbrausendes Wesen wurde zu einer gewissen Gemütlichkeit gemildert, dem Schwarm der Diener und Schmarotzer wurde der Laufpaß gegeben, und nur hin und wieder tauchte noch die alte Lust an lärmenden Vergnügungen wieder auf, um alsbald der Freude an der behaglichen Häuslichkeit Platz zu machen, die ihm Franziska bereitete. Der ungeschlachte Bär wurde zahm und sanft. Dem württembergischen Volke er-

schien sie als ein rettender Engel. Denn sie lenkte den unermüdlichen Bethätigungstrieb des Gatten auf Gegenstände und Gebiete, die für das Land nützlich waren." Die durch solchen Einfluß bewirkte Umwandlung des Herzogs wurde zugleich offenbar durch einen Erlaß, den derselbe 1778 von allen Kanzeln verlesen ließ, durch den sich der Herzog vor seinem Volke öffentlich an heiliger Stätte demütigte, und „gewissermaßen seinen Unterthanen Abbitte leistete für alles, was er ihnen Übles zugefügt hatte." (Wychgram a. a. O.) Als Herzog Karl die Karlsschule gründete, verfaßte Schubart den Spottvers:

Als Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu sein,
Da ward er ein —
Schulmeisterlein.

Schubart bekam, wie wir wissen, dieser Spott sehr schlecht, denn der Herzog rächte sich bekanntlich auf so gewaltthätige und unedle Weise, daß man sah, ein ganz neuer Mensch war er doch nicht geworden. Die Gründung der Karlsschule läßt aber doch auch bessere Beweggründe zu. Gerade in der Zeit dieses wichtigen Umschwunges weilte J. Wilhelm P. noch zugleich mit Schiller in der Karlsschule. P. wurde bei seiner Entlassung im Dezember 1779 mit 21 Jahren alsbald angestellt als Unterbibliothekar an der herzoglichen öffentlichen Bibliothek in Stuttgart; da Schiller nach seiner Entlassung 1780 als Regimentsmedikus auch in Stuttgart seine Stellung fand, konnten beide Freunde noch bis zu Schillers Flucht (September 1782) ihren vertrauten Umgang täglich fortsetzen.

Über das Verhältnis P's zu Schiller während ihres 6jährigen Zusammenlebens in der Karlsschule sagt Wychgram a. a. O.: „Den engsten und vertrautesten Kreis um Sch. bildeten v. Hoven, Scharffenstein und Petersen. Dichterische Neigungen waren das Band zwischen diesen vieren. P. wird von Sch. geschildert als „ein lieb- und hilfreicher Freund, der wo man ihn kannte, Vertrauen genoß. Seine Neigung ging besonders zur Philosophie, zu einer philosophirenden Betrachtung der Dinge", die auch schon dem jugendlichen Schiller eigen war. Nach Wagner („Die Karlsschule") erhielt P. 1774 einen Preis in der Logik, 1775 in der Philosophie, Algebra und Mathematik, 1777 in der Ästhetik.

Hoffmeister, dem wir die erste umfassendere Biographie Sch's verdanken, sagt von ihm und seinen genannten 3 Freunden: „Sie stifteten einen Bund, dessen Stamm sittlich und dessen Blumenkrone poetisch war."

Von P's Neigung zur Poesie wird berichtet bezüglich eines Epos „Konradin von Schwaben", das er verfaßt hat, ohne es drucken zu lassen und eine Übersetzung Ossians weist ebenfalls darauf hin; er gab dieselbe schon 1782 mit 22 Jahren heraus; 1808 erlebte sie eine 2. Auflage. P's Mitschüler in der Karlsschule, später sein College als Bibliothekar, der bekannte Epigrammatiker Haug, widmete P. einen Nachruf, der mit dem Distichon schließt:

„Ach, dein Wundergedächtnis, dein Scherz, dein geistiger Reichtum, dein sokratischer Ton sind nun auf immer dahin." Von diesen Gaben und Eigenschaften wurden Schiller und andre ohne Zweifel, auch in der Karlsschule angezogen, wenn auch noch die spätere Reife des Mannes fehlte.

Namentlich ist anzunehmen, daß der „sokratische Ton", welchen Haugs Nachruf rühmt, damals in den Reden und Briefen Sch's wie seiner Freunde keineswegs vorgeherrscht hat, sondern vielmehr ein burschikoser, der „Sturm- und Drangperiode" wie dem Schwärmen für Shakespeare entsprechender als natürlicher Rückschlag gegen den Zwang der Karlsschule. Als z. B. Sch. eines Abends in den roten Ochsen kam, den gewöhnlichen Ort der Zusammenkunft und seine damals gewöhnlichen Genossen nicht fand, hinterließ er einen Zettel mit folgenden Worten: „Seid mir schöne Kerls! Bin da gewesen und kein Petersen, kein Reichenbach! Wo bleibt die Manille (die höchste Trumpfkarte) heute? Hol' Euch alle der . . . . Bin zu Hause, wenn Ihr mich haben wollt. Dies Schiller." Diese Redeweise entsprach eben auch dem Style von Sch's Räubern mit seinen Kraftausdrücken. Auch eine Rechnung des Wirtes zum Ochsen ist bezeichnend mit folgenden Eingangsworten: „Herr Doktor Schiller und Herr Bibliothekarius Petersen belieben gütigst wie folgt" . . . .; dann folgt ein Verzeichnis dessen, was einer oder auch „beede Herrn" gemeinsam verzehrt haben; meist ist es „Schinken und Brot". Auch was sie miteinander zu trinken pflegten läßt sich erkennen; es weist nicht auf ein Übermaß hin, besonders wenn man den meist sehr leichten Landwein beachtet. Da P. unter vielem Andern, im

Zusammenhange mit seinen culturhistorischen Lieblingsstudien, auch geschrieben hat über „die Nationalneigung der Deutschen zum Trunke", hat man sich in Folge von übertriebenen Vorstellungen und Neckereien oft ein falsches Bild von ihm gemacht. Er hat gerade in diesem Schriftchen geschichtlich nachgewiesen, welche schlimme Folgen die Neigung mit sich brachte, und wie sehr dagegen von oben allerdings meist vergeblich angekämpft wurde, sogar durch eigene Erlasse der Fürsten und des Kaisers „Zutrinkens halber". Als Junggeselle bis an sein Ende pflegte er nach unausgesetzter Arbeit in der ihm anvertrauten Bibliothek den Abend im Kreise vertrauter, gelehrter und geistreicher Freunde zuzubringen bei einem Glase Wein; so lange Schiller noch in Stuttgart weilte und noch andre Karlsschüler, da haben sie ohne Zweifel noch mehr, nach studentischer Weise miteinander verkehrt auch beim Weine, aber die spätere Zeit brachte natürlich auch eine andre Weise, bei P. aber doch immer noch nach Art eines alten Junggesellen.

P. stand Schiller noch ganz besonders nahe in Bezug auf die Verabfassung der „Räuber". Professor Abel, (ein Lieblingslehrer an der Karlsschule) und P. werden in dieser Hinsicht bezeichnet als Sch's „getreue Berater."

Prof. Abel erzählte später: „Noch immer erinnere ich mich eines Spazierganges, den Sch. mit seinem innigsten Freunde, Bibliothekar P. und mir machte, und auf dem die Fehler seines Stückes („Der Räuber") der Gegenstand der ganzen Unterredung waren; mit Verleugnung aller Eigenliebe und mit großem Scharfsinn spürte er selbst allen Fehlern nach und hörte ohne Unwillen den Tadel seiner Freunde". Die erste unterdrückte Vorrede zu den „Räubern" wurde zuerst aus dem Nachlasse P's bekannt. Zur Zeit, wo Sch. in Stuttgart vergeblich einen Verleger suchte für seine „Räuber", reiste P. in die Pfalz, besonders nach Mannheim, um mit den dortigen literarischen Kreisen in Beziehung zu treten. Es findet sich noch ein Brief vor, in dem Sch. seinen Freund P. um seine Bemühung angeht. Er schrieb: „Der erste und wichtigste Grund, warum ich die Herausgabe der Räuber wünsche, ist jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht ansteht — das Geld. Was über 50 fl. (!) abfällt, ist Dein. Du mußt aber nicht glauben, als ob ich Dich dadurch auf einem interessirten Wesen ertappen wollte, (ich kenne Dich ja)

sondern das hast Du treu und redlich verdient und kannst's brauchen". Der Erfolg, den P. von Mannheim mitbrachte, bestand aber nur darin, daß er auf den Freund und dessen Werk aufmerksam gemacht hatte. Welchen Wert Sch. auf P's Urteil legte, geht aus einem noch vorhandenen Briefe hervor. Er verlangt in demselben „eine Zergliederung („Der Räuber") nach dramatischer Behandlung, Verwicklung, Entwicklung, Charakteren, Dialog, Interessen u. s. w."

Von Petersen stammt auch die Mitteilung über die Graubündener Angelegenheit, welche den Herzog so erbitterte, über die Worte Spiegelbergs vom „Spitzbubenklima in Graubünden" und dem nachher unterdrückten Gesatz: „und da rat ich dir, reis' du ins Graubündner Land, das ist das Athen der heutigen Gauner". Nach Petersen, der es wissen konnte, hatte Sch. bei dieser vorher schief gedeuteten Stelle nichts Arges im Sinn; sie bezog sich nicht auf das Land, sondern nur auf einen einzelnen Mann, einen verhaßten Aufseher der Akademie. In Folge der Beschwerde der Graubündner war der Herzog heftig erregt und schloß seine Vorwürfe mit den Worten, die P. wörtlich mitteilte: „Ich sage, bei Strafe der Cassation schreibt er keine Komödien mehr!" Über Sch's Stimmung nach diesem Vorgang berichtet P.: „Sch. kam in den von ihm und den Freunden gewöhnlich besuchten Ochsen und kegelte, anscheinend gelassen, ja heiter. Aber sein Inneres war tief bestürmt." Sch. selbst teilte später mit, daß der Herzog ihm auch mit Festung (auf dem Asberge — als Leidensgenosse Schubarts) gedroht habe.

Als Sch. zur ersten Aufführung der Räuber heimlich nach Mannheim reiste, war sein einziger Begleiter sein biederer Studiengenosse, der kunstsinnige Bibliothekar P., mit dem er einst „wenn's reussirte, ein Paar Bouteillen Burgunder auszustechen gelobt hatte." Es war am 13. Januar 1782 als Sch., nicht viel über 22 Jahre alt, nicht viel mehr als ein Jahr nach einer Entlassung aus der Karlsschule, die heißersehnte Aufführung seiner ersten dramatischen Dichtung erlebte. „Nachdem der Vorhang gefallen war, waren ihm noch einige schöne Stunden beschieden; im Kreise der Schauspieler die seine „Räuber" dargestellt hatten, und an der Seite seines P. genoß er die Wonne, seinen Erfolg im Gespräch noch einmal zu durchleben." P. berichtet über jene Stunden: „Im Gespräch war viel Erfreuliches und Erhebendes, aber auch viel leeres Kunstgeschwätz."

Bald darauf vereinigte sich Sch. mit seinem früheren Lehrer, dem „engelgleichen" Prof. Abel und seinen mit Abel ebenfalls sehr befreundeten Freunde P. zur Herausgabe der Vierteljahresschrift „Wirtembergisches Repertorium für Literatur."

Im September 1782 begab sich Sch. auf die Flucht und kehrte erst nach Jahren in seine Heimat zum Besuche zurück. Der bisherige Verkehr mit P. hörte damit auf, aber ein schriftlicher setzte sich im Jahre 1784 fort, als Sch. in Mannheim weilte. Damals wurde Sch. (nach Wychgram a. a. O.) von der „deutschen Gesellschaft die Durchsicht einiger Aufsätze übertragen; in einem derselben entdeckte er mit freudiger Überraschung die Hand seines Jugendfreundes P. Darauf schrieb er an letztern: „Eine sonderbare Empfindung war es für mich, wenn ich jetzt den seltsamen Lauf unserer Schicksale überlegte, der mich an einem fremden Orte und in solchen Beziehungen auf dich wirken lassen wollte. Mir fielen alle die vergangenen Abende ein, die wir in Gesellschaft so vertraulich verlebten, alle Gespräche, die wir da führten, die Entwürfe alle, die wir da schmiedeten. Ich mußte in die Pfalz (das ist die alte Churpfalz mit der Hauptstadt Mannheim) exuliren, Mitglied der deutschen Gesellschaft werden, um Dir vielleicht darin dienen zu können." Die Sprache dieses Briefes zeigt nicht mehr die burschikose Sprache der „Räuber" aus der Sturm- und Drangperiode der früheren Jahre; wir sehen, der gährende Most hatte sich geklärt, Schiller war in den letzten zwei Jahren der Flucht, der Prüfung, des Umganges mit vielen fein gebildeten Männern und besonders Frauen, ruhiger, ernster und feiner geworden, aber dem alten Freunde hatte er die alte Treue bewahrt. Was P. der Mannheimer „deutschen Gesellschaft" vorgelegt hatte, wie Sch. hier entdeckte, war eine Abhandlung über die Geschichte der deutschen Sprache, die Beantwortung einer Preisfrage; es wurde ihm auch der zweite Preis mit 25 Dukaten zuerkannt. Sch. schrieb an P. darüber Folgendes:

„Ich las deine Abhandlung einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft vor, sie gefiel außerordentlich. Ich las dann die deines Nebenbuhlers vor (eines Züricher Gelehrten). Man zweifelte, schwankte und der gefällige Styl des letztern, bei gleichem Werte, entschied. Das war auch meine Meinung; offenherzig gestehe ich Dir das. Ich zwang mich, gerecht zu sein. Überzeugt,

daß deine Arbeit vortrefflich, und im Falle, daß die andere nicht eingelaufen wäre, drang ich mit allem Einfluß und allen Gründen darauf, den Preis zu teilen, Dir 25 und dem andern 50 Dukaten zuzuerkennen. Ich hatte die Freude, das Conclusum zu Stande zu bringen, daß Dir von Seiten der Gesellschaft 25 Dukaten extra zugesprochen wurden. Nicht der Rücksicht auf große Bekanntschaft, blos meiner Überzeugung hast Du es zu danken; deine Abhandlung ist vortrefflich." Im Folgenden trägt Sch. seinem Freunde P. noch seine kräftige Verwendung an, wenn er Lust haben sollte, ein Mitglied der „Deutschen Gesellschaft" in Mannheim zu werden."

Erst nach 11 jähriger Trennung sahen sich die beiden Freunde wieder, als Schiller im Jahre 1793 mit seiner Frau zu seiner Erholung wieder auf einige Zeit in seine Heimat zurückkehrte und sich in Ludwigsburg niederließ. „Die alten Akademiefreunde waren froh, ihren Schiller wieder zu sehen. Von Stuttgart kamen Petersen und Dannecker herüber". (a. a. O.)

P. war inzwischen als Bibliothekar im Jahre 1789 zugleich Professor der Heraldik und Diplomatik an der Karlsschule geworden, welche Stelle er inne hatte von 1789—1794, d. i. bis zur Aufhebung der Karlsschule im Anfange des Jahres 1794 nach dem Tode des Herzogs Karl. Im August 1794 wurde er, wie es scheint wegen seiner freien politischen Gesinnung, des Amtes entlassen, aber im November 1795 wieder eingesetzt. Im Jahre 1798 gab er unter dem Namen Joh. Wilh. Placidus eine Kritik der Literatur des Staatsrechtes heraus, von philosophischem Gesichtspunkte ausgehend, meines Wissens im Sinne Kants, dem wir die Idee das „Rechtsstaates" verdanken. Über die genannte Schrift hat sich seiner Zeit der Staatsrechtslehrer Klüber sehr günstig geäußert. Den Schriftstellernamen Placidus wählte P. offenbar mit Rücksicht auf seine freiere, nach oben hin anstößige Auffassung der Lehre vom Staate. Wäre P. 1795 nicht wieder in seine Stellung als Bibliothekar eingesetzt worden, wäre er vielleicht von seiner zu großen schriftstellerischen Vielseitigkeit abgekommen, um sich mehr auf ein Fach zu werfen, seine bedeutenden Gaben und seine umfassende Gelehrsamkeit in ausgiebigerer Weise zu verwerten.

P's. Biograph der allgemeinen deutschen Biographie, Hermann Fischer, bemerkt in dieser Hinsicht: „Leider hat P. seine

Kraft nie zusammengefaßt zu einem größeren Werke." Die Verfügung über so viele ihn anziehende Bücher in der großen Bibliothek führte ihn zur Zersplitterung seiner Kräfte, und da er außer mit seinen Büchern nur noch verkehrte mit seinen vertrauten Genossen im engern geselligen Kreise, im Übrigen sich immer mehr einspann in sein Junggesellenleben, darf es uns nicht wundern, wenn ihm nach außenhin eine gewisse Zerfahrenheit und Läßigkeit nachgesagt wird. Übrigens findet sich in den meisten seiner schriftstellerischen Arbeiten doch ein gemeinsamer hindurchgehender Faden, nämlich der Sinn für Culturgeschichte."

Als ich zum ersten Male die Stuttgarter Bibliothek besuchte und meine Karte abgab, wurde ich alsbald gefragt nach dem Zusammenhang mit dem früheren Bibliothekar P. Das sich daran knüpfende Gespräch veranlaßte einen der Herren Bibliothekare, mir eine große Schachtel aus Pappendeckel zu bringen mit handschriftlichem Nachlaß. In derselben fand ich meist kulturgeschichtliche Zusammenstellungen aus der Zeit des Mittelalters; offenbar dienten vielfach die Klosterbücher aus den aufgehobenen wirtembergischen Quellen zur Benützung. Nach dem Tode P's. kaufte Cotta den ganzen handschriftlichen Nachlaß an, besonders wegen dessen Verhältnis zu Schiller[1]); daher kommt es, daß die Biographen des letztern sich so oft auf P's. Mitteilungen, namentlich im Morgenblatte bezogen, wobei das von Haug gerühmte „Wundergedächtnis" P's. in Betracht kommt. Dem von Cotta gegründeten Morgenblatte hat P. überhaupt vom Anfang bis zu seinem Tode seine Mitarbeit gewidmet. In No. 16 des Morgenblattes 1816 wird von ihm gesagt: „Dieser menschenfreundliche, edle und geistvolle Gelehrte und Schriftsteller ist gestorben am 26. Dezember 1815. Seine Freunde werden ihm ein Denkmal auf dem Gottesacker setzen". Fischer bemerkt über diese Arbeiten: „sie sind Zeugnisse bedeutender F i n d i g k e i t, geschöpft aus seltenen, sehr entlegenen, nicht selten schwer auffindbaren Quellen".

Laube hat in seinen Karlsschülern P. auch unter dem Namen „Peters" als einen der nächsten Freunde Sch's. verwendet und ihn namentlich mit der Bereitung des Punsches beschäf-

---

[1]) Cottas Enkel hat später diesen Nachlaß der Stuttgarter Bibliothek zum Geschenke gemacht.

tigt. J. Lang hat in seinen Epigrammen P. öfter in dieser Hinsicht geneckt und Scheffel hätte demselben ohne Zweifel das Zeugnis eines „trinkbaren" Mannes erteilt; daß derselbe aber mehr war, als blos dies, geht aus Obigem hervor, bezeugt auch sein bis zum Tode fortwährend vertrautes Verhältniß zu seinem ehrwürdigen früheren Lehrer Abel und das familiäre Zusammenwohnen mit letzterem, am meisten aber der Nachruf, den Haug seinem von ihm so schmerzlich vermißten Freunde gewidmet. Derselbe Dichter, der als satirischer Epigrammatiker bekannt ist, widmete nun seinem P. folgende Elegie:

Als Petersen starb (den 26. Dezember 1815):

Ingenio, probitate placens hilarisque sodalis,
Divaque vel doctis bibliotheca fuit.

(Durch seinen Geist, durch Rechtlichkeit wert und als heitrer Genosse,
War er Gelehrten sogar selbst eine Bibliothek.)

Petersen todt? — Ich ahnte das Nahen der furchtbaren Stunde;
Aber nun, da sie schlug, stürzen die Thränen mir doch,
Thränen, der Wehmut Zoll, der Freundschaft heiliges Opfer,
Dir, mein ältester Freund, herzlich und schmerzlich geweiht,
Der im reiferen Alter der Unschuld Kindlichkeit wahrte
Und ein frommes Gemüt, reif für ein besseres Geschlecht.
Wären ja vier Dezennien bald uns, traulich verbündet,
Hingeschwunden in Ruh, trotz den Orkanen der Zeit;
Wie wir als Jüngling und Männer zusammen uns freuten des Daseins,
Wähnt' ich im goldenen Traum, lebten als Greise wir noch.
Eitele Wünsche! Dich führt ein unabwendbares Schicksal
Mächtig entgegen der Gruft, bis sie hinunter dich schlang.
Wehe! nun ist mein würdiger Freund auf immer geschieden,
Und des Willkommnen Sitz leer im geselligen Kreis.
Ewiges Lebewohl den mir unvergeßlich süßen
Morgenstunden, wo Du, sinnigen Prüfern geneigt,
Mühen nicht scheutest, im Büchersaal aufspürend die Quellen
Und manch edles Gestein trugst zu gesammeltem Schatz.
Wo Du zu sättigen wußtest die seltsamsten Lüste der Neugier,
Und den verborgensten Fund teiltest mit Biedermanns Lust,
Wo langjähriger Fleiß auftürmt' unsterbliche Blätter,
Und der hoffenden Welt Du sie bescheiden entzogst,
Höher achtend der stillern, nie rastenden Thätigkeit Selbstlohn,
Als Koryphäenlob, Ehren und Goldes Gewinn.
Wo Du die Bildungsgeschichte des ächt germanischen Stammes
Aus unzähligen Reih'n ältlicher Werke Dir schufst;
Wo Du, heimisch in jedem Gebiet des Wissens, Orakel
Fern von dem delphischen Trug, wahre dem Forschenden sprachst;

Wo mit gelehrtem Spiel Du kürztest die Stunden
Und Ergötzen empfandest ob der Verwunderten Blick.
Ewiges Lebewohl den mir unvergeßlichen süßen
Abendstunden, wo Dein harrte der fröhliche Kreis,
Und Du Neues erzähltest aus längst verschollenen Büchern,
Des paradoxen Spruchs kühner Verteidiger warst;
Jetzt ein Weltumschiffer am Pult aus den fernsten Zonen
Kunden brachtest, dem halbstützigen Zweifler nicht hold,
Jetzt die Rätselfragen die dunkeln uns botest,
Vaterländisches gern hülltest in römisches Wort;
Wo prophetischen Sinns Du helltest das Dunkel der Zukunft
Und vom Nimbus des Ruhms blößtest den Helden des Tags;
Wo Bonaparte Du schon zu den Abenteurern geselltest,
Und ihn straftest mit Bann, wo er gefürchtet noch war;
Bald katonischen Ernstes dem Sprachentweihenden zürntest,
Bald mit attischem Salz würztest das heitre Gespräch.
Trugst ungalligen Spott mit stoischlächelndem Gleichmut,
Und verworrenen Streit schlichtetest weise, mit Kraft.
Doch nach kritischer Fehde mit alter Freundlichkeit anklangst,
Und bei Symposien Dir kehrte saturnische Zeit.
Ach dein Wundergedächtnis, Dein Scherz, dein geistiger Reichtum,
Dein sokratischer Ton sind auf immer dahin!
Aber Du selbst untilgbar verjüngt, im Busen des Freundes,
Und im Brüderverein Dein zu gedenken erfreut.
Wonne beseelt mich und Stolz im Bewußtsein, daß Du mich liebtest,
Zutrauen, Feder und Mund, Teurer besiegelten mirs!
Daß ich Dich liebte, besiegelten treu mein Schwur und mein Leben,
Und mein elegisches Lied tönt, wo Du schlummerst Dir nach.
Doch wer liebte nicht Dich, so wert orestischer Liebe!
Schlacken rüge Dein Feind, aber nicht einer ist da.
Ja dein Herz und dein Geist vergüten, was Tadel erspähn mag.
Schwebe geläutert empor! Ernte der Edleren Lohn;
Ist dirs vergönnt, erscheine mir Freund, der Unsterblichkeit Zeuge,
Doch mein Sehnen nach Dir lehrt noch genügend: Sie ist!
Zeugender lehren die Menschengeschick' und hehrer die Schöpfung,
Kurz ist die Pilgerschaft, Wiedervereinigung dort;
Dort im Vaterlande des Schönen, Guten und Wahren
Reich', ein Genius Du, später die Palmen uns dar!

Haug.

Noch ist zu bemerken, daß der bekannte Geschichtschreiber G. Weber in seinem Werke „Jugendeindrücke und Erlebnisse" S. 10 und 11 Joh. Wilh. P. verwechselt mit seinem Bruder Carl Ludwig und in Folge davon seine Lebensgeschichte ineinanderwirrt, wie ich ihm selbst noch kurz vor seinem Tode nachwies. Auch verwechselt er in der Geschichte des Hofpredigers

Herzog Christian III. mit Herzog Carl in Folge von unsicherer Mitteilung oder Erinnerung.

Da unser Vater Patenkind seines Oheim Joh. Wilh. P. war, ist es um so erklärlicher, daß er von seiner Jugend her besonders für Schiller begeistert war und als junger französischer Officier Schillers Gedichte auf seinen Feldzügen mit sich führte. Nicht blos bei ihm, sondern auch überhaupt in unserer Familie herrschte demgemäß eine besondere Vorliebe für Sch. und für ideale Anschauungen, für Sch's. Gedichte und Dramen. Schon auf dem Gymnasium fesselten mich auch die philosophischen Briefe; durch sie lernte ich zuerst den Zweifel kennen und den Abgrund des Pantheismus, wurde aber auch angeregt zum Fragen und Forschen im Sinne jener Fragen Samuels und Goethes: „Sind das die Knaben alle?" — und des ersten Gedichtes von Gerok (in seinen „Palmblättern") über diese Frage, die mich dann überleitete zu der andern: „Wie dünket dich um Christo?" — und zu der Antwort: „Hier ist mehr als Salomo" — Sokrates, Plato, Aristoteles, Schiller und Goethe u. s. w. Ich rief dann auch mit Gerok, Schiller, Goethe u. a. zu:

„O sagt: hat euer Lied entsündigt
Ein einzig armes Sünderherz?
Habt einer Seele ihr verkündigt
Ein himmlisch Heil in Todesschmerz?"

5. **Ludwig Petersen** war der jüngste der sechs Brüder. So viel sich ergab in Bezug auf das äußere und innere Leben seines Bruders Wilhelm, so wenig ist zu berichten von dem Sohne, von welchem der Vater noch 1783 im Nachwort zu seinem letzten Willen mitteilt, daß derselbe eine Anstellung gefunden bei der Regierung des Fürsten von Oettingen-Wallerstein. Diese Anstellung war ohne Zweifel vermittelt durch die verwandten Familien von der Lith und v. Knebel in Ansbach. Anfangs Regierungsaktuar, wurde Ludwig P. nach einigen Jahren befördert zum Regierungsrat. An demselben kleinen Hofe war auch der spätere bayrische Regierungsdirektor Ritter v. Lang angestellt; er wurde aber nach einigen Jahren des kleinlichen Treibens an diesem kleinen Hofe müde. Ludwig P. hielt es etwa zehn Jahre dort aus. Als aber die französische Revolution ausgebrochen war, wurde auch er im Anfange der Bewegung für dieselbe begeistert, wie

damals so manche junge Männer und sogar bedeutende schon ältere Männer, wie wir davon schon hörten in der Lebensgeschichte des Großvaters Carl Ludwig. Daß etwa letzterer seinen jüngsten Bruder aufgemuntert hätte, zu ihm nach Frankreich zu kommen, ist nicht wahrscheinlich nach dessen Erfahrungen und baldigen Enttäuschungen. Näher liegt die Annahme, daß der Stuttgarter Bruder bei seinen freieren politischen Anschauungen dazu geraten habe. Alles dies zusammen, die unerquickliche Stellung an dem Hofe, genauer „Höfchen" in Wallerstein, die Eindrücke der französischen Revolution und der mittelbare oder unmittelbare Einfluß des Bruders in Stuttgart wird wohl so eingewirkt haben, daß die Stellung und das Leben dem jungen und noch allein stehenden Manne unerträglich erschien, so daß er sie aufgab und sich auf den Weg machte, um durch die Schweiz nach Frankreich, zunächst wohl nach dem Elsaß zu seinem älteren Bruder zu gelangen. Aber in der Schweiz verlor sich seine Spur vollständig; er war und blieb seitdem für seine Familie verschollen und scheint seinen Tod gefunden zu haben auf eine nicht zu enträtselnde Weise, sei es durch einen Unfall in den Alpen, oder durch plötzlichen Tod in Folge einer Erkrankung, oder auch durch Menschenhand. In so verhängnißvoller Weise die französische Revolution eingriff in das Leben des älteren Bruders bei dessen Flucht aus Speier (1793) und seiner Einkerkerung in Straßburg (1795), er wurde glücklich hindurch gerettet; für den jüngsten Bruder aber war sie, gleich einem Irrlichte, das ihn in einen Abgrund verlockte. Unser Großvater Karl Ludwig ist meines Wissens nur ein Mal in die Schweiz gekommen, ohne Zweifel, um Nachforschung anzustellen bezüglich des verschwundenen Bruders; es blieb ihm nur übrig, auf den Geschwistern, namentlich den diesem jüngsten Bruder besonders anhänglichen Schwestern, um ihn zu trauern, als den Benjamin, den jüngsten Sohn der Familie, der zugleich der Benou, der Schmerzenssohn, war.

6. Caroline Petersen, verehelichte Heß. Die älteste Schwester der sechs Brüder, von denen wir gehört haben, hat wie der älteste Sohn Carl, ihren Vornamen von der Herzogin Caroline, ihrer Taufpathin. Von dieser Tochter bemerkte der Vater in einer Nachschrift zu seinen „letzten Worten an seine Kinder" im Jahre 1783, seinem letzten Lebensjahr: „Bald nachdem

ich Obiges geschrieben, hat sich die gütige Vorsehung wieder sehr gnädig gegen mich bewiesen, indem meine älteste Tochter sich mit dem Herrn Pfarrer Heß in Böchingen verheiratete und also eine gute Versorgung gefunden hat. Je weniger an solches zu denken war, desto mehr hat es mich gerührt, und desto inniger danke ich dem Höchsten dafür. Er wolle mein Gebet für sie und ihren Mann erhören, daß sie stets in seiner Furcht und also im Segen wandeln mögen.“ Sie wurde schon im Jahre 1806 Wittwe, als Mutter von einem Sohne und drei Töchtern; und starb 1812 in Lahr. Mit dem früh verstorbenen Sohne traf unser Vater als junger Officier noch zusammen; die drei Töchter fanden als mittellose Waisen Zuflucht im Hause unseres Großvaters in Kaiserslautern.

a) Die älteste Tochter verheiratete sich mit Pfarrer Joh. Ludwig Kraft, 1847 als Pfarrer zu Lachen. Ihr ältester Sohn war der in Bergzabern verstorbene Apotheker Wilhelm Kraft, der Vater der Gattin des bekannten Forstrates Ney zu Metz, wie des Zollinspektors Carlan in Mühlhausen. Er war verheiratet mit einem Fräulein von Fürer aus Nürnberg. Ein jüngerer Bruder von Wilhelm K. Namens Fritz wanderte am Anfange der 30er Jahre mit der Zweibrücker Familie Hilgard nach Amerika.

b) Die zweite Tochter des Ehepaares Heß in Böchingen, Christiane, wurde die zweite Gattin des Dekans Hänchen in Bergzabern. Beide sind mir noch gut erinnerlich aus meiner Knabenzeit Vetter H. hat mir und meinem Bruder Wilhelm, da keines von uns sich geneigt zeigte, Theologie zu studiren und Geistlicher zu werden, es wiederholt als Unrecht vorgehalten, daß wir als Nachkommen unseres von ihm hochverehrten Urgroßvaters nicht bereit waren, in dessen Fußstapfen zu treten. Zugleich schärfte uns Vetter H. wiederholt den wichtigen Spruch ein: „Qui proficit in litteris et deficit in moribus, plus deficit quam proficit“. Er erlebte es noch zu seiner Freude, daß ich mich ihm als stud. theol. einige Jahre nachher konnte vorstellen.

c) Die zweite Tochter Katharina Heß verheiratete sich mit Landkommissär Eugen Gugel in Bergzabern. Da letzterer anfangs seine Amtswohnung im alten Schlosse hatte, wohnte nun die Enkelin in demselben Gebäude, in welchem ihr Großvater einst als Hofprediger der Herzogin Caroline aus- und eingegangen war und wurden unter diesem Dache eine Reihe von Urenkeln

geboren. Die 2 Brüder Anton und Eugen G. kamen aus Weiltingen in bayrisch Schwaben in die Pfalz. Letzterer war ein sehr tüchtiger und eifriger Beamter, der wie unser Vater während des Tages seinem Beruf und des Abends seiner zahlreichen Familie lebte. Wilh. G. ist noch rüstig und glücklich in seinem Alter mit seiner Gattin, doch ohne Kinder.

Carl Adolf Gugel, der älteste Sohn dieses Ehepaares, (geb. 1820), zeigte schon als Knabe und Jüngling einen lebhaften künstlerischen Sinn und wurde später als Schüler Kaulbachs ein tüchtiger Historien- und Portraitmaler; von seinem erwähnten Lehrer soll er besonders als Maler von Kindern geschätzt worden sein. Er ließ sich in München nieder und verstarb daselbst 1885 und bald nach ihm auch sein ältester Sohn. Friedrich Gugel wurde Rechtsgelehrter und beschloß als Oberlandgerichtsrat sein Leben in Zweibrücken (ohne Kinder zu hinterlassen) im Jahre 1893.

Wilhelm Gugel (geb. 1833) lebt als k. Rentbeamter in Dürkheim a. d. Haardt.

Der jüngste Bruder, Eugen G., geb. 1831, lebt seit Jahrzehnten in Holland als Professor am niederländischen Polytechnikum in Delft; er ist Vater von vier Kindern, der verheiratete Sohn Vater eines Kindes; er ist wie sein Bruder Karl begabt mit dem künstlerischen Sinne des Gesichts, während bei den zwei anderen Brüdern der künstlerische Sinn des Gehöres, der musikalische, hervortrat, ein Beispiel davon, daß zuweilen derselbe Schönheits- oder Kunstsinn in einer und derselben Familie in der einen wie in der anderen Weise sich zeigt, wie ich z. B. auch in den pfälzischen Familien Pixis und Mauth sich zeigte. Von den Töchtern verheiratete sich die älteste, Clara, geb. 1821, von der ihr Bruder Carl ein sehr anziehendes Brustbild ausführte mit dem Baubeamten Geiger. Beide lebten glücklich in Landshut. G. starb daselbst als Kreisbaurat, seine Frau war ihm schon 1861 vorangegangen. Sie hinterließen drei Kinder, von denen zwei verheiratet sind und sechs Kinder besitzen.

Von den jüngeren Schwestern lebt noch Sophie, geb. 1825, seit lange leidend.

Carolina, geb. 1827, lebt als Wittwe ihres Schwagers in zweiter Ehe desselben in Landshut. Ihr einziges Kind starb; und Amalie, geb. 1834, als kinderlose Wittwe des Landgerichtsschreibers Gassenberger in Landshut.

7. Henriette Juliane Petersen. Als alle Söhne und die älteste Tochter das Elternhaus in Bergzabern verlassen hatten, blieben noch die zwei jüngsten Töchter zurück. Die ältere dieser beiden hat, wie oben erwähnt, dem Bruder Friedrich in Darmstadt die letzten Lebens- und Leidenstage des Vaters in einem noch erhaltenen Briefe geschildert, der uns ihr treues, dankbares und zärtliches Tochterherz enthüllt, wie zugleich das des Vaters durch Mitteilung seiner letzten Worte: „Ach wie jammert mich eure Mutter," sprach er zu den Töchtern, „wie jammert sie mich! Sie hat in ihrem Leben wenige gute Tage gehabt, und nun in ihrem Alter scheinen die allertrübsten zu kommen." Weiter schreibt die Schwester an den Bruder: „Ach, mit was für Blicken sah er uns an, die nur empfunden, aber nicht beschrieben werden können. Wenn ich an das Entzücken denke, das auf eine jedesmalige Besserung folgte, immer sehe ich dieses Auge unsres verklärten Vaters, wie es aus Dankbarkeit zu Gott strahlte, wie er uns anblickte, indem er uns aufs Neue geschenkt ward. — Die Zeit seiner Krankheit über war er still, ruhig und gelassen wie in seinem ganzen Leben, nichts Irdisches beunruhigte ihn mehr, seine Seele genoß schon den Vorgeschmack der Ewigkeit. — Seinen letzten Athem habe ich eingesammelt und den Todesschweiß von seiner kalten Wange geküßt: sein letztes Wort, die Beweise seiner Zärtlichkeit und Liebe, die Zufriedenheit mit den geringen Diensten, dem wenigen Trost, den ich geben konnte, werden mir ein Leben versüßen, das sehr traurig ist. Mein Herz wird um ihn trauern, auch wenn meine Augen aufhören werden, um ihn zu weinen." Diese Tochter blieb bei der Mutter in Bergzabern bis nach deren Tod (1785), folgte ihr aber bald nach.

8. Christiane Petersen. Von ihr schrieb ihre Schwester Juliane nach dem Tode des Vaters an ihren Bruder Friedrich in Darmstadt: „Die arme Christiane ist seit dem Tode des Vaters gar nicht wohl." Sie lebte eine Zeit lang in einer Familie zu Offenbach, in der Nähe der beiden Darmstädter Brüder, zuletzt bei ihrem Bruder Carl Ludwig in Mainz, wo sie nach längerer Krankheit vor Ende des vorigen Jahrhunderts starb.

B. Geschwister von Landkommissär Joh. Wilhelm Petersen.

1. Geschwister aus erster Ehe.

a) Philippine Petersen, Ehefrau Lufft.

In Speyer geboren 1779, war sie 15 Jahre alt beim Tode der Mutter und hat dann Mutterstelle vertreten an den jüngeren Geschwistern in jener bewegten Zeit bis zu ihrer Verheiratung mit Obrist Lufft, damals Platzkommandant in Bergzabern.

Auch abgesehen von unsrer Familie ist L. eine bemerkenswerthe Persönlichkeit. Geboren 1769 zu Oberbronn (Unterelsaß) trat er mit 18 Jahren nach Absolvierung des Gymnasiums aus Vorliebe zum Militärstand 1787 freiwillig in das Regiment Royal Deuxponts zu Metz. Nach 8 Monaten von seinem Vormunde losgekauft, besuchte er bis 1791 die Universitäten Marburg und Heidelberg zum Studium der Cammeralwissenschaften. Als Unterthan der zum französischen Kriegsdienst verpflichteten Grafschaft Löwenhaupt trat er 1701 in ein Bataillon der Freiwilligen des Niederrheines und wurde mit Rücksicht auf seine Bildung und seine frühere Dienstzeit alsbald Lieutenant. Schon am 20. Oktober wurde er durch die Officiere und Unterofficiere des Bataillons zum Hauptmann erwählt im Alter von 22 Jahren, und 1792 mit 25 Jahren in Folge der Bewährung seines Mutes und seiner militärischen Anlagen am 13. Juli 1794 zum Obersten ernannt. Als solcher sprengte er durch Eroberung des Hauptgebirgsposten „Schänzel" bei Edenkoben die Gebirgspostenlinie der Alliirten zwischen Edenkoben und Kaiserslautern. Es war dies eine glänzende Waffenthat, ausgeführt durch Umgehung der Preußen unter General Pfau und doppelten Angriff

in der Front und im Rücken, in der Front vom Modenbacher Thale her durch eine andre Abteilung und im Rücken durch die von L. commandierte. Wegen seiner Lage und Befestigung galt das „Schänzel" als „Hauptpunkt der preußischen Stellung" und „Schlüssel der Position der Alliirten". Blücher gesteht in seinem Tagebuch v. 1793/4, „er selbst sei bei Empfang der Hiobspost vom Verluste des Schänzels wie vom Blitze getroffen worden, der Erbprinz von Hohenlohe habe sich aber noch um Mitternacht zum Rückzuge genötigt gesehen." Preußische wie österreichische militärische Autoritäten gestanden zu, daß durch diese entscheidende Waffenthat „der Rückzug der gesammten Verbündeten Corps rheinabwärts bewirkt wurde."

Die strategische Verbindung zwischen Österreich und Preußen war gelöst; von nun an löste sich auch bald die politische, worauf Preußen 1795 in Basel seinen Frieden mit Frankreich schloß. Auch Obrist L. wurde zu den Verhandlungen beigezogen, offenbar in Folge seines entscheidenden Erfolges. Als im J. 1802 nach dem Frieden von Amiens über die lebenslängliche Dauer des Consulates Bonapartes abgestimmt wurde, war L. einer der wenigen Officiere, welche ein „Nein" in die Urne legten. Da zudem L. einige Zeit unter Pichegru und Moreau gedient und sich deren Wohlwollen erworben hatte, zog er sich Bonapartes Ungnade zu. Trotzdem hat im J. 1804 der große Rat der französischen Ehrenlegion L. als Mitglied aufgenommen „in Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen vor dem Feinde." Zur selben Zeit erklärte General Mortillière, er habe sich überzeugt, daß Obrist L. mit allen Eigenschaften eines guten Officiers jene eines Mannes von der reinsten Moral und der strengsten Redlichkeit vereinigt."

1. August Lufft, der älteste Sohn, wurde am 28. Dezbr. 1801 geboren in Worms. 1805 siedelten die Eltern nach Kaiserslautern über, wo der pensionirte Oberst zum Maire war erwählt worden. Durch seine Vermittlung wurde Balbier (in Worms College Diesterwegs) nach Kaiserslautern berufen, wo er als Direktor der Lateinschule zugleich von der bayrischen Regierung 1818 zum Direktor des neu errichteten Schullehrerseminars ernannt wurde.

Nachdem August L. die Schulen in Kaiserslautern durchlaufen hatte, besuchte er 1818 das Lyceum in Speyer. König

Max I. hatte, ohne Zweifel in Erinnerung an den Vater, für dessen ältesten Sohn einen Freiplatz im k. b. Kadettenkorps in München bewilligt, der dann für den 2. Sohn vorbehalten wurde. Seine Universitätsstudien machte L. als stud. juris 1819—23 zu Heidelberg und Erlangen; daß er sich dort nicht blos Studiums halber aufgehalten, zeigten seine spätern Prüfungen und Leistungen; daß er dabei aber auch an dem herkömmlichen Studentenleben als „flotter Bursche" sich beteiligte, bethätigte er als Mitglied und Senior der Rhenania und beim Auszuge der Erlanger Studenten nach Altdorf (cf. Hase „Ideale und Irrtümer") bei welchem L. mit Hase eine leitende Stellung einnahm.

In die Praxis trat L. 1823 im Finanzfach. Im Staatsfinanzdienst wie im Staatsdienst für Justiz und Verwaltung erhielt er den 1. Platz mit der Note I der Auszeichnung zum Beweise sowohl seiner Begabung wie seines fleißigen Studiums.

Auf Grund seiner hervorragenden Leistungen in wissenschaftlicher Hinsicht wie in der Praxis wurde L. 1831 zum Accessisten bei der Regierung in Speyer und bald darauf zum Aktuar beim k. Landkommissariat in Bergzabern ernannt.

Eine überraschende folgenreiche Wendung nahm L's. Leben, als er schon am 2. März 1833 in einer motivierten Eingabe seinen Austritt aus dem bayrischen Staatsdienst nahm, „weil ich mit dem reaktionären Gang der Staatsregierung unter der Leitung des Ministers Fürsten von Oettingen-Wallerstein meine Überzeugung nicht vereinigen und insbesondere das so entsittlichende und herabwürdigende System der Angeberei und Ausspäherei nicht ertragen konnte".

Als L's Eingabe um Entlassung in Speyer eintraf, lag, wie ihm der Regierungspräsident Freiherr v. Stengel schrieb, in München der Vorschlag L's zum Assessor bei der k. Regierung. Welches Vertrauen die k. Regierung auf L's Tüchtigkeit und Zuverläßigkeit setzte, geht daraus hervor, daß sie ihm, trotz seines motivierten Entlassungsgesuches durch Reskript vom 2. Mai 1833 ein sehr wichtiges Kommissorium zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit in Annweiler übertrug. Am 15. Mai wurde L. die „wohlverdiente besondere Zufriedenheit zu erkennen gegeben über die Umsicht, Entschlossenheit und den ausgezeichneten Eifer, womit derselbe das ihm übertragene Kommissorium vollzogen und das Vertrauen zu seinen vorzüg-

lichen Kenntnissen und seiner ausgezeichneten Geschäftsgewandheit neuerdings gerechtfertigt hat."

Als bald darauf die nachgesuchte Entlassung von München eintraf, schrieb H. v. Stengel an L.: „Es thut mir sehr leid, einen so tüchtigen und verlässigen Beamten zu verlieren in einem Zeitpunkte, in welchem die Verwaltung so schwierig ist. Sie haben abermals in Annweiler bewiesen, was Sie zu leisten vermögen und was das Vaterland von Ihren Diensten hätte erwarten können."

In einem 1835 niedergeschriebenen Lebens-Umriß bemerkte L. über diesen Zeit- und Wendepunkt seines Lebens: „Ein sonderbares und eigenes Zusammentreffen widriger und günstiger Umstände auf meiner Lebensbahn läßt sich nicht verkennen .... Allein die täglichen politischen Erscheinungen und Erfahrungen verbitterten Alles. Für den wahren Vaterlandsfreund hatte der rücksichtslosen Reaktion gegenüber eine Zeit fortwährenden Kummers begonnen". Die Ehrenhaftigkeit des Verfahrens bei seinen damaligen Anschauungen und Gefühlen, hat später auch Minister Abel anerkannt, als er L's Verfahren als „nobeln Leichtsinn" bezeichnete. Man kann wohl sagen, L. habe sich als bayrischer Beamter in jenen Tagen zu sehr solidarisch gefühlt mit den einzelnen Maßregeln der bayrischen Regierung. Auch Regierungs-Präsident von Stengel, ein nach oben und unter sehr geachteter Beamter, hat L's ehrenhaften Beweggrund ausdrücklich anerkannt, in dem er L. schrieb:

„Ihr Auftreten ist offen und ehrlich", zugleich fügte derselbe aber auch hinzu: „aber auch schroff und unbillig, wenn es der Regierung zur Last legt, was sie eben so wenig verschuldet als verdient hat". .... Auch L. selbst hat später seinen Schritt sachlicher beurteilt.

Es kommt noch in Betracht und dient zur Kennzeichnung der damaligen Zustände und Stimmungen in der Pfalz, daß der Schritt L's doch nicht ganz vereinzelt war. Appellationsgerichtsrath Theodor Hilgard in Zweibrücken, bedeutend älter als L., einer der tüchtigsten und angesehensten Justizbeamten der Pfalz, hat in jener Zeit seine Stelle ebenfalls aufgegeben, sein schönes Haus in der neuen Vorstadt verkauft, und zog mit seiner ganzen Familie nach Nordamerika, um dort in der Freiheit der Freistaaten als Privatmann zu leben. Ebenso that denselben Schritt

Forstmeister Engelmann in Imsbach, ein Verwandter wenn ich nicht irre Schwager Hilgards, einer der höchsten Forstbeamten, um Jahrzehnte älter als L.

In Bezug auf diese Vorgänge kommt aber nicht blos die betr. Zeit in Betracht, sondern auch der Ort. L. wohnte als Landkommissariatsaktuar in Bergzabern, unserer bekannten lieben Familienstadt. Geschichtschreiber Weber berichtet in dieser Hinsicht (S. 38 u. 39 a. a. O.) aus seiner Vaterstadt: „In Bergzabern gehörte die Mehrzahl der Einwohnerschaft zu den Malkontenten (d. h. politisch Unzufriedenen).

Gerade in der Zeit, wo L. als bayerischer Beamter in Bergzabern lebte und bei der Familie Hertle wohnte, war durch das Ansehen und den Einfluß der Familien Culmann, Pistor und Schüler (1849 Mitglied der Reichsregentschaft), auch durch die Berührung mit der nahen französischen Grenzstadt Weißenburg die Bevölkerung in großer politischer Erregung, welche sich doch unwillkürlich in einer für L. peinlichen Weise geltend machen mußte. In einer größeren Stadt und in der Stellung eines Gerichtsbeamten hätte sich dieser Umstand für ihn nicht so fühlbar machen können, um ihn zum Austritt aus dem Staatsdienste zu bewegen. Dies läßt sich auch schließen aus dem, was L. selbst später in dieser Hinsicht erklärte, wenn es auch kein bewußter Beweggrund war. Zu bemerken ist zugleich, daß L. nach seiner Erklärung (S. „Aktenmäßige Verwahrung" u. s. w. S. 16) in Folge einer Korrespondenz mit dem kgl. Regierungspräsidenten sich zur Zurücknahme seines Entlassungsgesuches bereit erklärt hatte, „insofern eine andre Stellung sich mit seinen Ansichten vereinbaren lasse." Diese Erklärung dürfte nicht ohne Einfluß auf seine spätere Wiederanstellung in Bayern geblieben sein.

Im September 1833 ließ sich L. in Neustadt a. d. H. nieder und errichtete dort mit seinem Freunde Gelbert (später Notar) ein Consultationsbureau. Als er später in Bezug auf seinen Aufenthalt in N. in politischer Hinsicht verdächtigt wurde, konnte er sich berufen auf ein Zeugniß des Bürgermeisteramtes, in welchem ihm bezeugt wurde, daß er während seines Aufenthaltes in N. „ein stilles zurückgezogenes Leben" führte, stets die öffentliche Achtung genoß und überhaupt in jeder Hinsicht ein braver Bürger war."

Um so mehr konnte es auffallen, daß er die Stellung und Thätigkeit in N. im Jahre 1834 schon wieder aufgab, obgleich er in kurzer Zeit schon einen ansehnlichen pekuniären Gewinn davontrug. Er äußerte sich später darüber:

„Ich lebte in Neustadt zwar als ein stiller und ruhiger Bürger, stritt aber doch in dem einzigen Blatte, in dem es noch möglich war, in der „Speyerer Zeitung" möglichst gegen Willkür und Ungesetzlichkeit. Indeß nahmen bei dem vollen Zuge der Reaktion alle Verhältnisse von Tag zu Tag eine schlimmere Wendung; der grimmig erwachte Parteigeist störte selbst das gesellige Leben, trat feindlich zwischen die ältesten Freunde, ja zwischen die nächsten Verwandten ..... Als endlich die Abführung des Dr. Hepp von Neustadt nach München dem Unwesen die Krone aufsetzte, war bei der ohnehin herrschenden Mutlosigkeit und Gleichgültigkeit für mich keines Bleibens mehr." Dr. Hepp war ein naher Jugendfreund von L. und dessen plötzliche militärische Wegführung war nach L.'s Anschauung ungesetzlich; jedenfalls war das Verfahren auf falschen Verdacht gegründet, deshalb wurde Dr. H. alsbald wieder frei.

Wäre L. ein Geldmann, ein Lebemann oder ein Streber im gewöhnlichen Sinne gewesen, so hätte er nichts Besseres thun können, als in N. zu bleiben, dort Geld zu machen, sein Leben zu genießen in der dort üblichen Weise und sich beliebt zu machen, um mit Hilfe der Volksgunst im Laufe der Zeit ein Blatt zu gründen, wie dies später sein Freund Schmitt in Kaiserslautern that und getragen von der Gunst des Volkes sich in den Landtag wählen zu lassen, um dort eine ähnliche Rolle zu spielen wie die bekannten Frankenthaler Advokaten Willich und Stockinger.

Ueber seine politische Stellung und Stimmung in jener Zeit bemerkte L. (a. a. O. S. 21) später: „Täglich mußte die Überzeugung in mir lebendiger werden, daß ich nur durch Auswanderung aus der Pfalz mich aus der innerlich isolierten und äußerlich widerwärtigen Stellung befreien könne, zumal keine meiner Richtung entsprechende Mittelpartei in der Pfalz zu finden war; zwischen fanatischen und intoleranten Radikalen einerseits und zwischen eingeschüchterten und befangenen Beamten andrerseits versetzt sah."

Während nun L. sich nach außen umsah, las er in den Blättern, daß im Canton Bern Mangel herrsche an wissenschaft-

lich gebildeten Beamten. Kaum war L. darauf hin in Bern angekommen (am 9. Mai 1834), konnte er schon am zehnten sich dem obersten Beamten des Kantons, Schultheiß Tscharner, vorstellen, ihm, ohne alle Empfehlung, seine Zeugnisse und Legitimationspapiere vorlegen, und bereits am 26. Mai wurde er zum provisorischen Untersuchungsrichter mit einem Gehalte von 1600 Schweizer Franken und einer Taggebühr von 16 Franken bei auswärtiger Amtierung angestellt. Als politischer Flüchtling hätte L. nicht diesen raschen Erfolg erreicht. Denn die Deutschen, wie die polnischen politischen Flüchtlinge brachten damals die Schweiz, gerade auch in Bern, den auswärtigen Mächten gegenüber, in eine unangenehme, oft schwierige Lage durch politische Umtriebe. Nicht lange zuvor waren die Polen ausgetrieben worden wegen des Freischarenzuges nach Savoyen (am 1. und 2. Februar 1834), und im April war das „Junge Europa" und das „Junge Deutschland" gegründet worden.

Auch heute noch mag es bemerkenswert erscheinen, daß ein Gesinnungsgenosse des Präsidenten den „jungen Deutschland" an diesen (Schüler) schrieb: „Wann trittst Du Deine Stellung an? Wenn wir auch keine Rothschilde werden, so wollen wir sie doch beerben!"

Es war eine große Genugthuung für L., dessen Gattin und Mutter wie Verwandte und Freunde, daß er so bald wieder eine so ehrenvolle Stellung fand. Hatten doch natürlich sowohl bei seinem Austritt aus dem b. Staatsdienste wie beim Aufgeben seiner Stellung und Thätigkeit in Neustadt auch im Familienkreise, namentlich ältere Leute, besonders sorgliche Frauen, wie seine Mutter und seine Großmutter Petersen in Landau, bedenklich das Haupt geschüttelt; sie wurden nun beruhigt durch die gute Botschaft aus Bern.

Mit seinen Gaben und Kenntnissen konnte Luft sich leicht und rasch in seine neue Thätigkeit einarbeiten, und hatte sich bald des Rufes eines tüchtigen Beamten, des allgemeinen Vertrauens und der Achtung selbst der Gegner der neuen Berner Regierung zu erfreuen. Zweimal wurden in den nächsten Jahren Versuche gemacht, die Regierung in Bern zu stürzen, und zweimal war im Jahre 1836 die Eidgenossenschaft bedroht in Folge vom Mißbrauch des Asylrechtes durch Flüchtlinge, wobei L. als Untersuchungsrichter wesentliche Dienste leistete; er hatte dabei die Ge-

nugthuung, daß die Schweiz seither den nämlichen Gesichtspunkt einnahm, von dem L. ausgegangen war, der auch in „Hitzigs Annalen der Deutschen und ausländischen Criminalpflege" die verdiente Würdigung fand.

Dennoch war sein Bleiben in der Schweiz nicht von Dauer. Prof. Dr. Demme machte die Erhaltung des Lebens von Frau Luft bei deren zarter Gesundheit abhängig von dem Umzug in ein milderes Klima. Die Regierung, welche ihm die Stelle eines Präsidenten des Obergerichts zugedacht hatte, bewilligte ihm ganz gegen Brauch die Entlassung am 10. November 1837 durch folgende Zuschrift:

„In Erwägung der angeführten triftigen Gründe, haben wir die nachgesuchte Entlassung von der Stelle eines Untersuchungsrichters hiemit in allen Ehren und unter bester Verdankung der geleisteten vorzüglichen Dienste zu erteilen, und zugleich Unsere volle Zufriedenheit zu erkennen zu geben beschlossen für den Eifer, die Pflichttreue und unermüdete Thätigkeit, welche Sie in diesem schwierigen Amte seit bald 3 Jahren so vielfach beurkundet haben. In der Erwartung, daß Sie Ihre Kenntnisse und Fähigkeiten dem Dienste des Vaterlandes fernerhin weihen werden, finden wir uns veranlaßt, Ihnen den Wunsch auszusprechen, daß Sie bis zur Ernennung Ihres Nachfolgers Ihre Amtsverrichtungen fortsetzen möchten".

Welches Ansehen und Vertrauen L. sich bei der Regierung wie bei dem Volke erworben hat, zeigt noch Folgendes: Zum Umsturz der damaligen Regierung war von Anhängern der früheren ein Freischarenzug aus dem Berner Oberlande angestiftet worden. Auf dringenden Wunsch der Regierung hat L. noch nach Niederlegung seines Amtes die Untersuchung gegen diesen Plan übernommen. Er hatte aber zur Bedingung der Übernahme gemacht, daß er die Angelegenheit nicht im Criminal-, sondern im Polizeiweg erledigen dürfe, und begab sich dann, nach erhaltener Zustimmung, nur von einem Landjäger und seinem Aktuar begleitet, mitten unter die Aufständischen nach Brienz, und löste dort seine Aufgabe binnen Kurzem in einer Weise, die das Oberland beruhigte. Am 21. Juni also mehrere Wochen nach seiner Entlassung wurde L. um Übernahme dieser Untersuchung mit Erteilung besonderer Vollmacht ersucht und am 18. September 1837 vor seiner Rückkehr nach Deutschland sprach der Re-

gierungsrat der Republik Bern ihm seinen verbindlichsten Dank aus für die Bereitwilligkeit, mit welcher L. dieses „mit Mühe und Unannehmlichkeiten verbundene Mandat übernommen, wie für den Eifer und die Thätigkeit, welche er zur Lösung dieser Aufgabe entwickelt hatte."

Wir haben gesehen, auf welchem eigentümlichen Wege L. nun notgedrungen einem neuen Wendepunkte seiner Lebensbahn zugeführt wurde, wo er wieder vor die ernste Frage gestellt war: Was nun? und: wohin?

In dieser Hinsicht hatte unser von ihm wie von uns allen hochverehrter Oheim, der qu. Bezirksgerichtspräsident Dick in Frankenthal am 6. Mai 1837 an L. schon geschrieben; da dieser Brief sowohl für den Luft'schen wie für Dick'schen Familienkreis besonders bemerkenswert, wie für die Beurtheilung von L's Verfahren wichtig ist, will ich das Wichtigste aus demselben mitteilen, zunächst die politischen Verhältnisse der Schweiz im Auge, die ja neben der vor Allem maßgebenden Rücksicht auf die Gesundheit der Gattin auch ins Gewicht fielen. Demgemäß schrieb Onkel D.: „Frankenthal den 6. Mai 1837. Mein lieber Neffe! . . . . . . Dein letzter Brief hat uns sehr erschreckt —, da er uns von Deinem Vorhaben, deine Demission einzureichen, unterrichtet hat. Ich glaube gern, daß Du diesen Entschluß nach reifer Überlegung gefaßt hast; kommst Du in Dein altes Vaterland zurück, so wirst Du, wenn auch wohl nicht sogleich, doch nach einigen Jahren wohl eine Anstellung hoffen können, wenn auch nicht, so wird dein Talent und Deine Wissenschaft Dir den Weg zeigen, den Du zu einem sehr gedeihlichen Auskommen zu betreten hast". . . .

In seinem Gesuche um Wiederanstellung hatte L. bemerkt, es sei Ehrensache für ihn, nur eine solche Anstellung in Bayern anzunehmen, die im Rang und Ansehn jener einigermaßen entspräche, die er in Bern bekleidet habe; er wollte also nicht um jeden Preis wieder angestellt werden. Was aber den neuen Minister betraf, so war L. „nicht im Stande, ein Prognostikon über den Gang und das System des neuen Ministeriums zu stellen." Von H. v. Abel, der vor einigen Jahren aus Griechenland zurückgekehrt war, waren früher freisinnige Äußerungen, reiche Talente und Kenntnisse bekannt, und in Bezug auf die spätere bekannte Wendung seiner Politik bemerkte L.: „Am aller-

wenigsten konnte ich ahnen, daß das Ministerium Abel allmählig in ein System einlenken werde, mit welchem ich weder nach meinen persönlichen Grundsätzen, noch nach höheren politischen Erwägungen einverstanden sein durfte".

Über sieben Monate lagen zwischen L's. Rückkehr nach Bayern und seiner Wiederanstellung im Frühjahre 1838; daran erinnerte L. später, als ein politischer Gegner die Wiederanstellung in Bayern als „im Fluge geschehen" bezeichnete. Auch die Anstellung als Regierungs-Assessor konnte nicht auffallen, wenn man bedachte, was freilich viele nicht wußten, daß L. bei seinem Austritt aus dem Staatsdienste zum Reg.-Assessor in Speyer vorgeschlagen war. Er hatte dabei weder ein politisches Glaubensbekenntnis abzulegen, noch (abgesehen davon daß sein Gesuch die Anerkennung des monarchischen Princips voraussetzte) zu irgend einem politischen System sich zu bekennen, resp. ein anders zu adoptieren als sein eignes, dem er fortan durch mittelbare Förderung in seinem besonderen Berufskreise, nicht aber durch unmittelbares Auftreten dienen wollte, von dessen Fruchtlosigkeit er sich in der Pfalz und in Bern überzeugt hatte. Es entsprach seinem Wunsche, daß er in seiner neuen Stellung lediglich mit solchen Referats-Gegenständen betraut wurde, (Armenwesen, Kreishilfskasse, Forst- und Feuer-Polizei, Brandassekuranzwesen, u. s. w.), die ihn von aller Politik und leidigem Polizeiwesen fern hielten.

Kaum hatte L. in München in aller Stille einer neuen Thätigkeit in Ruhe sich erfreut, als ein Ereignis eintrat, in Folge dessen er aus derselben plötzlich für einige Zeit durch eine ungewöhnliche polizeiliche Mission herausgerissen und auf's Neue, namentlich in der Pfalz, einem schlimmen Verdachte ausgesetzt wurde. Als man hörte, daß es sich um einen Dienst im Interesse des gefürchteten und gehaßten Kaisers Nikolaus von Rußland handelte, und daß L. in Folge dessen mit einem russischen Orden war dekoriert worden, da stutzten natürlich selbst Freunde und Verwandte, so lange sie den näheren Zusammenhang der Sache nicht kannten. Ihm selbst mußte dieser Zwischenfall um so peinlicher sein, als er sich eben erst rasch in seine neue Thätigkeit eingearbeitet und bereits Vertrauen erworben hatte. Denn als sein Regierungs-Präsident Graf von Seinsheim schon 6 Wochen nach L's Eintritt vom Minister gefragt wurde, wie er mit seinem

neuen Assessor zufrieden sei, konnte er antworten: „er ist die Perle in meinem Collegium".

Der merkwürdige Zwischenfall war folgender: Die Kaiserin von Rußland kam mit Prinzessin Olga, der spätern Königin von Württemberg, in das Bad Kreuth, und ihnen folgte auf 14 Tage Kaiser Nikolaus. L. wurde (Juli 1838) vom Ministerium dazu auserseheu, als k. Commissär nicht allein die Ruhe und Ordnung zu handhaben, sondern auch die Wünsche der russischen Herrschaften zu erfüllen, namentlich Belästigungen und Zudringlichkeiten abzuhalten. Es waren nicht allein im Alexanderbad und in Bamberg mehrere Polen als des Mordanschlages gegen die Kaiserliche Familie von Rußland, namentlich den Kaiser Nikolaus, verdächtig, arretiert, sondern auch andre Polen dem k. Ministerium von Paris aus, als zu dem gleichen Zweck nach Bayern unterwegs, signalisiert worden. L. bemerkt darüber (a. a. O. S. 93): „Zur Erreichung dieser verschiedenen Zwecke war die Abordnung eines königlichen Commissärs nach Kreuth für die Dauer des dortigen Aufenthaltes unerläßlich und nur Jemand, dessen gesunder Menschenverstand von politischer Leidenschaft schlechterdings befangen ist, wird bezweifeln, daß ein solches Commissorium mit der persönlichen und politischen Ehrenhaftigkeit im strengsten Sinne des Wortes verträglich sei.

In dem betr. Commissorium v. 9. Juli 1838 heißt es: „S. Majestät der König haben zu verfügen geruht, daß der k. Regierungs-Assessor Lufft, der während seines Aufenthaltes zu Bern als Untersuchungs-Richter genaue Kenntnis der verschiedenen Verzweigungen der bestehenden, die Umwälzung der Throne bezielenden verbrecherischen Verbindungen sich erworben hat, für die Dauer des Aufenthaltes Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland in dem Kurorte Kreuth dahin abgeordnet werde, um als Kommissär der k. Kreisregierung dortselbst die Polizei zu führen, insonderheit die sicherheitspolizeilichen Anordnungen zu handhaben."

Im Sommer 1842 bereiste L. im Urlaub die Pfalz und fand überall, auch bei zwei größeren Festen die freundlichste Aufnahme, was wohl zu beachten ist im Hinblick auf spätere ungegründete Behauptungen. Nik. Schmitt, der Herausgeber des „Boten für Stadt und Land" in Kaiserslautern, im J. 1849

Mitglied der provisorischen Regierung für die Pfalz, bat ihn, das genannte Blatt eines freundlichen Blickes zu würdigen und ein Correspondent desselben zu werden. Damals war Schmitt ein sehr gemäßigter wie geachteter politischer Schriftsteller.

Als es sich um die pfälzische Brautgabe zur Vermählung des Kronprinzen Max mit der Prinzessin Marie von Preußen (12. Okt. 1842) handelte, wurde L. Vertrauensmann der Pfalz und besorgte als solcher, namentlich mit Hilfe des Professors Schwanthaler, seines Freundes und Gevattersmannes, der das Modell zeichnete, den silbernen Pokal. Diese Angelegenheit brachte L. durch Vermittlung des damaligen Adjutanten, späteren berühmten Generals von Hartmann, in nähere Berührung mit dem Kronprinzen.

1843—1846 (Augsburg).

Am 16. Januar 1843 wurde L. zum Regierungsrat in Augsburg befördert und zugleich mit der Funktion des Stadtkommissärs, sowie mit der Zensur der „Allg. Zeitung" betraut.

Wieder war L. eine sehr schwierige Aufgabe gestellt, zu deren Lösung mehr gehörte, als eine bureaukratische schablonenhafte Geschäftsthätigkeit, nämlich ein Mann von Geist und Charakter, wie L. es war. Daß L. seine Selbstständigkeit und Eigentümlichkeit auch in dieser Stellung zu wahren wußte und freimütige Äußerungen nach oben nicht scheute, zeigt Folgendes: Nachdem er schon am 1. März 1846 einen „nachdrücklichen Verweis" hatte hinnehmen müssen, weil er einen Artikel über Rußland mit der Censurscheere nicht sattsam beschnitten hatte, erlaubte er sich in einem Berichte an das Präsidium vom 13. März Folgendes zu bemerken: „Auch die Zumutungen der russischen Diplomatie in Sachen der deutschen und namentlich der bayrischen Presse werden ihre Grenzen haben, und am allerwenigsten sich dahin ausdehnen dürfen, daß diese Diplomatie jeden ihr mißliebigen Artikel zum Gegenstand einer Anklage gegen die Censur zu machen belieben könnte. Dürfte ich mich nicht der Ueberzeugung hingeben, daß diese Voraussetzung begründet sei, hätte ich nicht allen Grund anzunehmen, daß der Allerhöchste Wille Sr. Majestät jene Grenzen gesetzt wissen wolle, so wäre die Höchste Entschließung vom 10. l. M. eine Quelle der Beunruhig-

ung für mich und müßte in mir den lebhaften Wunsch erzeugen, je eher, je lieber einer Funktion enthoben zu werden, die ohnehin von Tag zu Tag schwieriger und in der öffentlichen Meinung immer mehr sinkend, jetzt für ein deutsches Gemüt — und ich darf es aussprechen — einen in politicis erfahrenen Mann noch dornenvoller würde."

Plötzlich kam nun ein Ministerial-Reskript vom 14. März 1846, durch welches L. sofort von der Censur der A. Z. enthoben wurde. Die Kaiserl. Russische Gesandtschaft in München hatte sich nämlich nicht beruhigt bei dem „nachdrücklichen Verweis," der L. unterm 1. März durch das Ministerium zu Teil geworden war, sondern „eine eklatante Satisfaktion unter der Androhung verlangt, daß sie, wenn diesem Begehren nicht entsprochen werden sollte, München verlassen werde." Dies Censur-Ereigniß war von der Russischen Gesandtschaft zugleich zum Gegenstand diplomatischer Conferenz mit den Gesandten von Oesterreich und Preußen erhoben worden, wobei L.'s Enthebung von der Censur als russisches Ultimatum formuliert, und, um letzterem den gebührenden Nachdruck zu geben, die Solidarität der drei großen Kabinette verabredet wurde."

Höhere, aus den griechischen Verhältnissen leicht erklärliche Verhältnisse bestimmten die bayerische Regierung dem Drängen der drei Großmächte nachzugeben und das russische Ultimatum zu erfüllen.

Zum Beweise aber, wie sehr sich L. als Censor auch die Hochachtung des Eigentümers der A. Z., des Herrn v. Cotta, erwarb, dient es, daß bei L.'s Weggang von Augsburg und dessen Übersiedlung nach Speier H. v. C. letzterem u. a. schrieb: „Erhalten Sie mir und dem Institute der Allgemeinen Zeitung auch in der Ferne Ihr Wohlwollen und seyen Sie überzeugt, daß Ihnen meine freundschaftliche Hochachtung überall folgen wird. Ich hoffe indessen, daß der Rhein uns nicht so strenge scheiden wird, daß es uns unmöglich werden sollte, uns bald wieder zu sehen, worauf ich mich herzlich freue."

Nachdem wir gehört von L.'s Stellung und Thätigkeit wie von seinen Erfahrungen, die er machen mußte als Censor der A. Ztg., dürfen wir nicht übergehen, daß er als Stadtkommissär in Augsburg schon in den Jahren 1844 und 45 mit der ultramontanen Partei mancherlei Kämpfe zu bestehen hatte, indem er

u. A. mehere aus ihrer Mitte hervorgegangenen Schriften mit Beschlag belegte.

Zu den von L. mit Beschlag belegten Schriften gehörte ein „für jedes Jahr giltiger neuer Augsburger Hauskalender für Zeit und Ewigkeit". In ihm wurde der Satan als Gründer und Stifter der protestantischen Kirche erklärt; die protestantischen Fürsten wurden verglichen mit Korah, Dathan und Abiram und bezeichnet als reif zur Hölle; außerdem wurden die Armen aufgehetzt gegen die Reichen, schon damals dem Plane entsprechend, die Sozialdemokraten zu benützen zu den Zwecken des Ultramontanismus. Die Beschlagnahme von Schriften dieser Art wurde von der Kreisregierung bestätigt, vom Ministerium Abel dagegen wurden drei von diesen Beschlagnahmen wieder aufgehoben.

Da L. später verdächtigt wurde, als wäre er ein Gesinnungsgenosse des Ministers von Abel in kirchenpolitischer Hinsicht gewesen, wird es wohl Viele interessieren zu lesen, in welcher Weise von ihm die Beschlagnahme des erwähnten Hauskalenders für Augsburg begründet wurde. Es heißt in dem betreffenden Beschluß vom 30. Oktober 1845 (vgl. Beilage 92 der aktenmäßigen Rechtfertigung S. 97): „In Erwägung, daß diese Druckschrift in ihrer Polemik gegen die protestantische Kirche alles Maß überschreitet und in den gröbsten Schmähungen sich ergießt, wie z. B. S. 48 und 49, wo der „Satan" als Gründer und Stifter dieser Kirche erklärt ist, und die protestantischen Geistlichen als Urheber von Zank und Streit und selbst Auflösung aller bürgerlichen Ordnung oder von Anarchie und Barbarei bezeichnet sind; auch die protestantische Lehre als eine solche dargestellt ist, in welcher jenseits des Grabes ihre freiwilligen Anhänger in die Hölle stürzen; —

„In der Erwägung ferner, daß die Druckschrift an mehreren Stellen der Fürsten im allgemeinen und der protestantischen insbesondere in einer Beziehung erwähnt, die höchst frevelhaft erscheint, wie z. B. S. 50, wo die protestantischen Fürsten mit Korah u. s. w. verglichen, resp. zur Hölle reif erklärt sind, S. 50, wo daran erinnert wird, daß die Könige mit Recht in früheren Zeiten auch die hartnäckigen Ketzer mit dem Tode bestraft hätten", u. s. w.

„Als Streusand soll hier noch stehen, daß aus dem genannten

Grunde christliche Fürsten als Träger des Schwertes der göttlichen Gerechtigkeit an Christen, die mehr Licht erhalten, um so weniger tyrannisch handelten, wie sie der Ehre Gottes wegen Unzucht, Ehebruch, Gottes-Lästerung mit dem Tode bestraften. Sie thaten ihre Pflicht. In der Erwägung weiters, daß die Druckschrift über Reiche und Arme sich in einer für die öffentliche Ruhe und Ordnung sehr bedenklichen Weise ergeht, so daß sogar die Lehren und Grundsätze des Kommunismus um so leichter Vorschub erhalten können." L. fühlte sich in dieser Zeit auch gedrungen und verpflichtet, bei passender Gelegenheit den König persönlich auf das bedenkliche Treiben der ultramontanen Partei und die Hingabe des Ministeriums an dieselbe aufmerksam zu machen; er durfte darum vermuten, dazu beigetragen zu haben, daß in dieser Hinsicht eine Wandlung in den Anschauungen des Königs eintrat. Jedenfalls war es für L. eine Genugthuung, eine sehr bezeichnende Einsendung für die A. Z. aus dem k. Kabinet zu erhalten, nämlich den Brief des Königs an den Bischof von Würzburg vom 9. Januar 1845, in welchem der allerhöchste Wunsch und Wille ausgesprochen war, daß „entschieden alle Übertreibungen in kirchlichen Dingen zu unterlassen seien, weil damit gerade das Gegenteil bewirkt und durch die Übertreibung das Gute zugleich gestürzt werde." Der Brief schließt: „Recht sehr beherzigen sollen Sie dieses. Christliche Liebe soll nie und nirgends bei Seite gesetzt werden. Ich wiederhole es im Geiste eines Sailer und Wittmann; denn recht apostolisch soll gehandelt und darin die junge Geistlichkeit gelehrt und erzogen werden." L. bemerkte 1873 („Streiflichter S. 16) hiezu: „Das waren Königliche Worte und sie bezeichnen am besten den gewaltigen Rückschritt bis heute." Und heute 1896?

Mit phrophetischem Scharfblick faßte aber L. schon damals auch die socialen Zustände und Fragen ins Auge.

Im Mai 1846 entstand in Augsburg ein fast dreitägiger Bierkrawall. Als Stadtkommissär leistete dabei L. der Stadt wesentliche Dienste durch die unter persönlicher Gefahr zur Herstellung der Ruhe und Ordnung geleiteten Maßregeln. In seinem Berichte an das Ministerium suchte er nun in ausführlicher Darstellung die besondere Aufmerksamkeit der Staatsregierung auf die socialen Zustände und Gefahren zu lenken. Er sah in

der großen Beteiligung der Fabrikarbeiter am Bierkrawall ein „nicht zu verkennendes Symptom." Er sagte darin („Rechtfertigung" S. 85): „Der Socialismus und der ihm verbündete Communismus haben sich bereits zu einer Macht emporgeschwungen, die mit den Staatsgewalten zu ringen keine Scheu mehr trägt .... Die rechte Erkenntnis eines Übels und seines wahren Grundes zeigt erfahrungsgemäß in der Regel auch den Weg zum Heilmittel. Ebenso weist die Erfahrung darauf hin, daß im rechten Moment die Erkenntnis anzustreben und das Heilmittel anzuwenden sei ... Die Zeiten aber sind vorüber, wo die Massen nur gehorchten, ohne zu berechnen! Die revolutionäre Lehre: „aide toi!" ist nicht verloren gegangen."

„Überall sind bereits Wetterwolken am Horizont der Staaten gelagert ... Trügen nicht alle Anzeichen, so werden die Vorgänge im Nachbarlande nicht ohne Rückwirkung auf Deutschland bleiben ..... Um so dringender wird aber an Deutschlands Fürsten und Staatsmänner die Mahnung ergehen, auf der Hut zu sein, und rechtzeitig zu thun, was die Staatsklugheit vorsorglich gebietet."

An den Kronprinzen hatte L. am 8. Oktober 1843 schon geschrieben: „Das Jahrzehnt von 1843 an wird schwere Ereignisse bringen, zumal, wenn, wie höchst wahrscheinlich der Tod des Königs von Frankreich eintritt." Späterer Zusatz: „Das Königtum ging wenigstens zu Grabe."

Solche und ähnliche prophetische und gewichtige Worte hat L. nicht erst 1848 oder 49 geschrieben, wie man ohne Beachtung des Datums wähnen könnte, sondern bereits im Mai 1846, indem er sich erlaubte, neben der Viktualienfrage gelegentlich des Augsburger Bierkrawalles an die allgemeinen Zeiterscheinungen anzuknüpfen, und sie von diesem Standpunkte in ihrer besondern Bedeutung darzustellen, mit der unleugbaren Gewißheit des innern Zusammenhanges wie im Hinblick auf die traurigen Wahrnehmungen des gesunkenen Ansehens der Obrigkeit, der immer mehr um sich greifenden Geneigtheit zur Selbsthilfe und Gewaltthat, „die wir täglich zu machen Gelegenheit haben."

In einem vorhergehenden Satze war die wichtige und durch die Geschichte bald darauf so deutlich wie zugleich so gewaltig bestätigte Wahrheit ausgesprochen, „daß die französische Re-

volution nicht als abgeschlossen zu erachten sei, sondern ihren Fortgang nehmen werde." L. dachte dabei an L. Philipps Tod, aber es zeigte sich am 24. Februar 1848 schon bei dessen Sturz. Dieser von L. verfaßte Bericht der k. Regierung schließt mit folgenden Worten: „Haben wir unsre Wahrnehmungen, Ansichten und Besorgnisse in Obigem offen darzulegen uns erlaubt, so geschah es wie in dem Bewußtsein, daß wir, indem wir dies thun, der wahrhaft konservativen Sache als redliche Männer dienen, und zugleich eingedenk unsrer Verantwortlichkeit, eine heilige Pflicht gegen Ew. Majestät und das Vaterland erfüllen, so in der innersten Überzeugung, daß in unsrer Zeit, wo die Ereignisse drängen, und wo ein Funke, der früher oder später das Pulverfaß findet, alles in Flammen setzen kann, rechte Einsicht in die Zeit und die zeitige Abhülfe das einzige Mittel sind, um sich den festen Boden zu erhalten und auf alle Ereignisse gefaßt und gerüstet zu sein."

1846—1848 (Speier).

Am 30. Mai 1846 wurde L. zum Direktor der königlichen Regierung der Pfalz zu Speyer, Kammer des Innern, ernannt. Er selbst bemerkt darüber: „Ich hatte diese Beförderung dem König selbst zu verdanken, der damit nicht allein mir einen Beweis des königlichen Wohlwollens und Vertrauens, sondern auch dem Unwillen über die russische Zumutung meiner Entfernung von der Censur der „Allg. Zeitung" einen Ausdruck gab. Ebenso war durch die gleichzeitige Beförderung des Finanzkammer-Direktors A. („Alwens") zum Regierungspräsidenten, in Erinnerung an den „begeisterten" Empfang beim Besuch im J. 1845, dem Wunsche der Pfalz, einmal Pfälzer an der Regierung zu sehen, willfahrt. Indeß mußte die Ernennung zum Direktor der Kammer des Innern auch auf einen Protestanten fallen, da mit dieser Stellung damals noch das Präsidium des prot. Consistoriums verbunden war.

18 Tage, nachdem L's Referat vom 12. Mai von Augsburg nach München abgegangen war, erfolgte dessen Ernennung zum Regierungs-Direktor in Speyer. Durch Hinweisung auf dieses zeitliche Verhältniß scheint L. andeuten zu wollen, daß auch ein innerer Zusammenhang, wie es nahelag, stattgefunden

habe, daß nämlich der Eindruck jener ebenso scharfsichtigen als warmen Darlegung auf den Willensentschluß der königlichen Majestät bei jener Entscheidung mitgewirkt habe."

Ueber sein Verhältniß zur Pfalz und den Pfälzern bemerkt L. in den Streiflichtern von 1873 Folgendes: „Obschon ich im Jahre 1842 Vertrauensmann der Pfalz war und ich ihr seit meiner Wiederanstellung wahrlich nur Ehre gemacht hatte, so verkannte ich dennoch nicht, daß ich den Regungen des Neides eben so wenig entgehen werde, wie den leichtfertigen oder böswilligen Bekrittelungen meiner Laufbahn überhaupt. Mein gutes Bewußtsein gab mir jedoch bei meinem festen Willen, der Pfalz nach Kräften zu dienen, die Zuversicht, daß es mir allmählich gelingen werde, selbst die widerwilligen Elemente zu bekehren und — zu beschämen. Dagegen fand ich noch manche alte Freunde und Bekannte, denen ich gelegentlich, so weit ich es für sachgemäß erachtete, über den wahren Stand der Dinge Aufschluß erteilte. Einige Stimmen aus der Pfalz, deren großes Gewicht offenkundig war, mögen hier am Platze sein."

Da es sich hier um Stimmen unparteiischer namhafter Männer ganz verschiedener Stellung handelt, seien einige in Bezug auf die damalige Lage der Pfalz und die Stimmung der Pfälzer bemerkenswerte Stellen mitgeteilt. Nikolaus Schmitt, damals als Redakteur des in der nördlichen und westlichen Pfalz viel gelesenen „Boten für Stadt und Land" ein sehr angesehener und einflußreicher Wortführer der gemäßigt liberalen Partei, erst später radikal und revolutionär, von dem L. mit Recht bemerkt, daß er kein Schmeichler war, schrieb am 13. Juni 1846 an L.:

„In der Besetzung der zwei höchsten Verwaltungsstellen des Kreises durch geborne Pfälzer sieht man bei uns ein wichtiges, der öffentlichen Meinung gemachtes Zugeständnis. . . . Daß Du guten Mutes und fröhlichen Herzens in die Pfalz zurückkehrst, glaube ich Dir gerne. Du hast eine Stellung gewonnen, in der Du unendlich viel für Dein Geburtsland thun kannst, und Dein fester Wille ist es, dafür kenne ich Dich, nach Kräften zu wirken. . . . Man erwartet viel von Dir, dem Pfälzer, das ist richtig; allein Du bist auch der Mann, der etwas leisten kann; darum — mutig voran. Des herzlichsten Empfangs in der Pfalz darfst Du gewiß sein. Hier (d. i. in Kaiserslautern) hat man die lebhafteste Freude über Deine Be-

förderung an den Tag gelegt, obgleich die Nachricht Niemanden überraschte, denn alsbald nach Herrn v. Schrenks Wegberufung vermutete man etwas Derartiges."

In einem Briefe des freisinnigen und deshalb von seinen geistlichen Obern verfolgten katholischen Pfarrers (spätern Landtagsabgeordneten) Tafel aus Zweibrücken v. 13. Juni 1846 heißt es: „Daß ich an Deiner Beförderung den herzlichsten Anteil genommen, wirst Du mir ohne Versicherung glauben. . . . . Ich hatte Dir — ich erinnere mich dessen noch recht gut — eine solche Beförderung prophezeit; nun die Prophezeiung erfüllt ist, wünsche ich Dir und den Deinigen herzlich Glück. Daß Deine Wirksamkeit Deiner allzeit lieben Heimat von großem Segen sei, und daß die Pfälzer sich dessen gewiß überzeugen werden, daran zweifle ich keinen Augenblick."

In andrer, nämlich in kirchlicher Hinsicht war bemerkenswert, was der protestantische alte Pfarrer Treviran von Heiligenmeschel schrieb, bekanntlich „ein energischer Verfechter der liberalen Anschauungen." (S. Gümbel, Geschichte der protest. Kirche der Pfalz S. 758.) In seinem Schreiben v. 23. Juli 1846 ging er nach herzlichem „Willkommen im Vaterlande" zu der vorwurfsvollen Frage über:

„Aber warum haben Sie die Stelle des Vorstandes des Consistoriums noch nicht angetreten, die Ihnen de jure zukommt? Unter den jetzigen heillosen Wirren wünschen alle Pfälzer Sie zum Vorstand der kirchlichen Kreisstelle, da Sie schon lange in dem Rufe eines kirchenfreundlichen Mannes stehen. So vernahm ich diese Woche noch in Lautern, daß dort die Böcking, Weber, Karcher, Gelbert u. s. w., kurz die ganze unirte Gemeinde, freudig hofft, Sie würden das Präsidium annehmen."

Dies Schreiben Trevirans wird nur verständlich durch folgenden Umstand: L. hatte gleich nach seiner Beförderung zum Regierungsdirektor auf das bisher mit dieser Stelle verbundene Präsidium des protestantischen Consistoriums und zugleich einer Gehaltszulage von jährlich 500 fl., zu Gunsten des etwas ältern Regierungsrates Bettinger Verzicht geleistet. Es zeigte sich dabei, daß L. hier nicht von cäsarischem Ehrgeiz sich bestimmen ließ, sonst hätte er es sich nicht nehmen lassen, wenigstens im Consistorium der erste zu sein, während er im Regierungskollegium nur die 2. Stelle einnahm.

Am 19. Juni 1846 trat L. als Regierungsdirektor in Speyer in Thätigkeit. Da der neue Präsident seither im Finanzfach beschäftigt war und folglich weniger vertraut mit der innern Verwaltung, stand bezüglich der Verwaltung L. an der Spitze der Geschäfte, hatte deshalb aber auch um so viel mehr Arbeit.

Bezeichnend für die Stimmung der Pfalz einige Monate nach dem Eintritt der zwei neuen obersten Regierungsbeamten ist die Erklärung des Landrates, des gesetzlichen pfälzischen Organs, vom 8. November 1846: „Ew. Majestät haben in Gnaden geruht, an die Spitze der pfälzischen Administrativ- und Justizverwaltung Männer zu stellen, deren Wirksamkeit um so gesegneter sein wird, da sie, als Pfälzer die Pfalz und ihre Institutionen kennen, lieben und schätzen, sich in ihren Bemühungen für die Förderung der öffentlichen Wohlfahrt durch das Vertrauen ihres Königlichen Herrn und ihrer Mitbürger unterstützt sehen. Möge unter der steten Obhut der Gnade ihres Königs ihre Wirksamkeit eine lange und reich gesegnete sein".

1848.

Die Pariser Revolution vom 24. Februar setzte auch Deutschland in eine Bewegung, die „vom reaktionären Bundestag (nach Worten L's.) seit 1832 zurückgestaut, des rechten Augenblicks harrte, um die künstlichen Dämme zu durchbrechen". L. wurde davon um so weniger überrascht, als er das Nahen dieser Zeit schon vor Jahren erkannt und voraus gesagt hatte. Demgemäß war er auch sofort darüber im Reinen, daß es jetzt gelte, „die neue Zeit mit all' ihren Consequenzen ohne Rückhalt und Hintergedanken aufzunehmen, also in ihr einen Standpunkt zu wählen, dessen Programm dahin abziele, Deutschlands gerechte Erwartung bezüglich einer, seine Einigung, Freiheit und Stärke verbürgenden Neugestaltung endlich einmal zu erfüllen".

Schon am 2. März 1848 schrieb L. in diesem Sinne an König Ludwig I. Folgendes (cf. Rechtfertigung Seite 120—): „Mein Prognostikon vom 12. Mai 1856 ist, wenn auch nicht durch den Tod des Königs Ludwig Philipp, doch durch dessen Vertreibung noch verhängnißvoller erfüllt; er fiel, in Illusionen einer Majorität vertrauend, die es nicht im Volke war, von kluger Umsicht verlassen. Für Deutschland ist die Zeit der Prü-

fung gekommen. Möchte sie von Fürsten und Völkern einträchtig bestanden werden".

L. riet zu einigen unverweilten Zugeständnissen und zweifelte nicht daran, daß sein Rat zu der Proklamation vom 6. März beigetragen habe. Denn die gemachten Zugeständnisse lauteten auf Gesetzvorlagen über Verantwortlichkeit der Minister, vollständige Preßfreiheit, Mündlichkeit und Öffentlichkeit in der Rechtspflege mit Schwurgerichten, Verbesserung der Verhältnisse der Israeliten, ein Polizeigesetzbuch; dann auf Herbeiführung der Vertretung der deutschen Nation am Bunde und Revision der Bundesverfassung u. s. w.".

Nun begann der „Märzwind" immer stärker und schärfer über die Pfalz hin zu wehen, zunächst besonders in Neustadt; der Wind wehte aber auch von verschiedenen Seiten, besonders von Baden her in die Pfalz hinein. Schon drei Tage nach dem 24. Februar, dem großen Revolutionstage in Paris, wurde bei Mannheim auf freiem Felde unter dem Vorsitze des alten Itzstein eine große Volksversammlung abgehalten, eine Adresse mit Forderungen an den Großherzog gerichtet und dann von Struve dem Verfasser der Adresse, noch eine sozialistische Rede gehalten, in welcher er empfahl, „Wohlstand, Bildung und Freiheit für alle" zum Losungswort der deutschen Revolution zu machen. Schon am folgenden Tage fand in Karlsruhe eine ähnliche Versammlung statt, und als die Zugeständnisse des liberalen Ministers Beck den Mannheimern nicht genügte, betrieb Struve einen Massenzug nach Karlsruhe, durch welchen der Minister am ersten März schon zu einem augenblicklichen Zugeständnis gezwungen wurde. Am 2. März formulierte Welker in der Kammer schon zwölf Forderungen des Volkes. Die Mannheimer waren in Karlsruhe geblieben, fanden noch Zuzug von anderswärts, durch Volksmassen, welche in der folgenden Nacht das Hotel des auswärtigen Ministeriums in Asche legten. Am nächsten Tage versprach der Großherzog Alles, was man wollte.

Wie hätte unter diesen Umständen die Pfalz, diese abgelegene bayrische Grenzprovinz, schon 1832/33 das Versuchsfeld für die auch in andern eutschen Staaten und Städtchen entstandene politische Bewegung, unberührt bleiben können von dem, was ringsum, besonders aber in nächster Nähe vor sich ging? So darf es uns denn nicht im Geringsten wundern, daß es auch hier

„losging", daß namentlich die lebhafte und empfängliche Bevölkerung in einzelnen dafür besonders bearbeiteten Städten, zunächst Neustadt, das 1832/33 Mittelpunkt der politischen Bewegung war, daneben Speyer, wo die Neue Speyrer Zeitung schon viele Jahre in diesem Sinne vorgearbeitet hatte, in starke Gährung versetzt wurde. Es hat sich ja später zur Genüge gezeigt, wie gerade in jenen Märztagen mit der berechtigten vaterländischen Begeisterung so viele noch unklare Vorstellungen und unvergohrene Bestrebungen, widersprechende Anschauungen und persönliche Zu- und Abneigungen sich verbanden, so daß richtige Gedanken sehr oft wieder getrübt wurden durch verkehrte und reine Bestrebungen verunreinigt wurden durch Leidenschaften und Gehässigkeiten. Wenn wir uns dies Alles vergegenwärtigen, werden wir uns nicht wundern über das, was nun auch in der Pfalz, namentlich in Speyer und Neustadt vor sich ging. Nach seiner persönlichen Erfahrung in jenen Tagen berichtet L. darüber Folgendes (Streiflichter S. 35): „Schon in den ersten Tagen des März waren, während sich die Bewegung immer mehr über die Pfalz verbreitete, revolutionäre Maulwürfe auch in Speyer thätig".

„Zwar konnte ich im Anlaß eines Krawalles gegen einen Revierförster am Gebirg durch Entfaltung der nötigen Energie der Regierung für diesmal Ansehen und gebührende Stellung wahren; allein ich wurde von nun an in meiner Wirksamkeit empfindlich gelähmt und außer Stand gesetzt, meinen Einfluß dahin ausüben zu können, daß die Pfalz zwar an der deutschen Bewegung sich beteiligen, aber in ihrem eigenen Interesse nicht jene Grenze überschreiten dürfe, welche gesteckt sein müsse, solle ihre Beteiligung nicht in revolutionären Unfug oder gar in einen Aufstand ausarten. Was für ein rascher Wechsel der Strömungen damals oft vor sich ging, läßt gerade das erkennen, was L. erlebte. Am 8. März wollte der Gesangverein von Speyer ihm in der Freude über die Zugeständnisse vom 6. März ein Ständchen bringen; allein der revolutionäre Klub „der schon seit dem Pariser Ereignis auf der Lauer lag und machinierte, hintertrieb dies, und arrangierte dafür eine Katzenmusik aus der Hefe des Volkes. Es kam jedoch in Folge von Abmahnung besonnener Bürger nicht dazu; die mit Hilfe von „Trinkgeld" irre geleitete und angeheiterte Rotte, zog, nachdem

sie ihrem gepreßten Herzen durch Gebrüll Luft gemacht hatte, nach der Kneipe". Während also die Mitglieder des Gesangvereins, Vertreter der besseren und gebildeteren Schichten der Bürgerschaft L. eine Ehrung zugedacht hatten, wurde eine tiefer stehende Schicht gegen ihn aufgehetzt. Am Abend des 8. März weilte L. im Wittelsbacher Hofe, als Bürgermeister C . . . ., bei dem L. wohnte, kam und berichtete von einem Volksauflaufe auf dem nahen Königsplatze vor der Wohnung L's. Bürgermeister C. drängte unter lebhafter Schilderung der drohenden Gefahren L., alsbald die Stadt zu verlassen, wozu sich derselbe in Folge der gemachten Schilderung und dringenden Bitte bewegen ließ.

Da konnte es ja noch als eine bescheidene Forderung erscheinen, daß neben zwei kirchlichen Beamten in München nur ein Regierungsdirektor in Speyer als Opfer ausersehen wurde; es lag ja auch so nahe und war so bequem, einer aufgeregten Menge, die gar kein Urteil haben konnte über L's. Lebensgeschichte von 1833—1848 in Neustadt die Proskription zu begründen durch Hinweisung auf den „Renegaten", der zuerst ein freier Schweizerbürger, dann ein „Inquisitor" gegenüber von den deutschen Flüchtlingen in der Schweiz, dann als bayrischer Beamter wieder ein „Fürstenknecht" geworden, zugleich Träger eines russischen Ordens und Censor der Allgemeinen Zeitung u. s. w.; wie leicht war es da, der unkundigen Menge ein Zerrbild vorzumalen und einen Popanz vorzuhalten, der sie in eine gewisse politische Tobsucht versetzte.

„Im Namen des pfälzischen Volkes" war das Urteil gefällt worden. Was wurde in den zwei Jahren 48 und 49 nicht Alles erklärt, beschlossen und gefordert im Namen des pfälzischen, des badischen und des deutschen Volkes!? Als im Jahre 1849 ein junger Mann in der Uniform eines Lieutenants der bayerischen Chevaulegers mit einer Schaar fahnenflüchtiger Chevaulegers von Kaiserslautern nach Zweibrücken geritten kam, um im Auftrage der provisorischen Regierung für die Pfalz die Hengste des pfälzischen Landgestütes mit Gewalt zu entführen, sprach ein Anwalt, der jenen hereinreiten sah, zu einem neben ihm Stehenden: „Da kommt auch einer geritten im Namen des pfälzischen Volkes." Und wer war dieser Reiter, der an seinem Teile und in seinem Wahne auch ein Retter des pfälzischen Volkes sein wollte? Es

wäre schwer zu glauben und würde gewagt erscheinen, es zu erzählen, wenn es nicht so gewiß bezeugt wäre, und ich nicht selbst sein tragikomisches Abenteuer mit erlebt hätte; es war ein junger Beamter der Staatsanwaltschaft, der seine Beamtenuniform vertauscht hatte mit der eines Lieutenants der Armee der provisorischen Regierung und wie er früher diesen oder jenen Studentenstreich oder Fastnachtsscherz mitgemacht hatte, nun sich in dieser Rolle gefiel „im Namen des pfälzischen Volkes". Ja, auch er war stark „in's Dowe kumm", (nach Dichter Schandein) und dabei so naiv, daß er noch nach dem Einzuge der Preußen sich nach Neustadt begab und dort zum Fenster hinausschaute, als wenn nichts geschehen wäre! Von einem Gendarmen, der ihm früher untergeben war, wurde er natürlich dann verhaftet im Namen des Königs von Bayern, dessen Beamter er gewesen war. Wenn aber ein solches Unternehmen möglich war bei einem gebildeten, Jahre lang im Staatsdienste thätigen jungen Manne, wie oft mußte man dann von andern sagen: sie wissen nicht, was sie thun und was sie reden. L. kam nun zunächst ein um Urlaub, empfahl sich zu anderweitiger Verwendung und begab sich nach München.

1848—1887.

In denselben Märztagen, an welchen L. zur Betreibung seiner Angelegenheit in München weilte, erschien dort eine Riesendeputation von 75 pfälzischen Bürgern zur Überbringung der in Neustadt aufgestellten „Wünsche des Volkes".

Zu den Vorgängen jener Tage bemerkt L.: „Es zeigte sich eben wiederum an einem grellen Beispiel, was eine rührige und in der Wahl der Mittel nicht verlegene kleine Minderheit, die in bewegter Zeit den Moment rasch und unbedenklich zu benützen versteht, selbst einer großen Majorität gegenüber vermag, die in behaglicher Bequemlichkeit, schlaffer Gleichgültigkeit und ängstlicher Bedenklichkeit die Hände in den Schoß legt. Ich glaube denn auch der Pfalz keinen bessern Dienst leisten zu können, als wenn ich hier erkläre, daß mit dem 12. März 1848 und der Riesendeputation der wahren Gesinnung derselben Gewalt angethan worden sei.

Am 16. März hatte L. eine erste Audienz bei König Ludwig I. Kaum hatte L. angefangen, seine Bitte vorzutragen,

als der König ihm in die Rede fiel mit den Worten: „Lufft, ich quiesciere Sie nicht, ich gebe Ihnen Urlaub, das ist gerade so gut; reichen Sie mir sogleich ein Gesuch ein".

Alsbald am Tage der erteilten Audienz reichte L. dem erhaltenen königlichen Auftrage gemäß ein Gesuch um Urlaub ein, in welchem er darauf zurückkam.

König Max II. ließ am 22. der pfälzischen Deputation eröffnen: „Dem k. Regierungs-Direktor Lufft ist von S. Majestät dem König Ludwig ein zweimonatlicher Geschäftsurlaub gewährt worden. Nachdem jedoch die Regierungs-Direktorstelle in der Pfalz in dem gegenwärtigen Zeitpunkt so lange nicht unbesetzt bleiben kann, so ist es die Absicht Sr. Majestät, den gedachten Beamten in Ruhestand zu versetzen und demnächst die Wiederbesetzung dieser Stelle eintreten zu lassen." (Am 2. April erfolgte dann L's zeitliche Quiescierung und zugleich die Ernennung eines Regierungsrates an dessen Stelle, während doch die Versammlung in Neustadt nicht mehr verlangt hatte, als eine Entfernung L's aus der Pfalz.

Als L. sich an den Minister des Innern von Thondittmer wandte, wußte sich dieser nur durch das Geständnis zu helfen, L's Quiscierung sei nicht aus „administrativen Erwägungen," sondern aus „politischen Rücksichten" erfolgt.

Nach wiederholten vergeblichen Versuchen, sich Recht zu verschaffen, legte L. am 12. Nov. 1848 motivierte Verwahrung gegen die Entschließungen und Darlegungen des Ministeriums ein, erhielt aber keinen Bescheid. Vergeblich brachte er am 12. Sept. und 1. Oktober diese Untersuchung seiner amtlichen Wirksamkeit in Erinnerung und legte seine inzwischen erschienene „aktenmäßige Verwahrung und Abwehr" bei. In seinen „Streiflichtern auf bayrische Zustände" beleuchtete L. das gegen ihn beliebte Verfahren in 13 Punkten vom Gesichtspunkte des Staatsrechtes aus, worauf man sich dem Schlusse nicht entziehen kann, daß ein so rücksichtsloses Verfahren auch beispiellos dastehen wird in der Geschichte bayrischer Regierungsbeamten, und nur aus den ungewöhnlichen Verhältnissen jener Zeit wird zu erklären sein. Je öfter und entschiedener aber L. sein Recht geltend machte, desto mehr wurde er — persona molesta.

Aber nicht blos nach oben, sondern auch nach unten, nicht blos nach rechts, sondern auch nach links war L. zur Abwehr genötigt.

Gegenüber der Neustadter Versammlung vom 12. März ließ L. bald darauf in 6 öffentlichen Blättern eine Erklärung einrücken, in der er u. A. sagte: „Ohne die Pariser Februar-Revolution wäre die „allgemeine Indignation" (nämlich in Bezug auf L's Versetzung in die Pfalz) mir heute noch ein Geheimnis. Ich hätte sie in keiner Zeit und unter keiner Voraussetzung ertragen. .... Ich fordere die Führer und Antragsteller hiemit auf, unter Nennung ihrer Namen diejenigen Thatsachen zu veröffentlichen, durch welche sie die Anklage gegen mich zu begründen vermögen. Außerdem richte ich diese Aufforderung an die ganze Pfalz, an jeden Pfälzer, der sein Zeugnis in die Wagschale legen zu können im Falle ist. Zugleich werde ich höchsten Orts dringend bitten, mein amtliches Wirken in der Pfalz einer strengen Untersuchung zu unterwerfen, damit mir mein volles Recht werde."

Gegen die gemachten Vorwürfe konnte L. mit Recht bemerken (Offene Rechtfertigung S. 114): „Durch das, was Dr. Frei in seinem Sendschreiben zusammengeschmort hat, gesteht er zugleich ein: Die Volksversammlung in Neustadt habe bei ihrem Verdikt von allem dem, was er mich „jetzt wissen" lasse, auch nicht das mindeste gewußt. Leider ist der Inhalt dieses Bekenntnisses nur allzuwahr. Eine allgemeine Phrase genügte der Versammlung, das „Schuldig" über mich zu verhängen. Nur einen Erklärungsgrund für jene Lynch-Justiz weiß ich, den nämlich, daß die große Masse der Versammlung unbewußt mitschrie, nachdem Einige, darunter die Eingeweihten, wie der Artikel gegen mich an die Reihe kam, vorgeschrien, während Andere, die nach Pflicht und Gewissen hätten intervenieren sollen, zu schwach waren, einer radikal erhitzten Majorität gegenüber, die ruhige und feste Sprache der Wahrheit zu führen."

Dr. F. hatte sich erlaubt, die Teilhaber der Versammlung in Neustadt mit der Pfalz zu indentificieren; aber nicht eine einzige der Adressen, die an verschiedenen Orten der Pfalz unabhängig von der Neustadter Versammlung zu Stande kamen, erwähnte der Person L's auch nur mit einer Silbe. Mit Recht konnte L. entgegnen: „Wäre die ganze Pfalz, als ich Direktor wurde, von Indignation darüber erfüllt gewesen; hätte es denn in diesem Falle des Krähens des gallischen Hahnes bedurft, um meine Entfernung zu bewirken? Damit wäre denn doch ein allzu schlimmes

Zeugnis für die „Thatkraft und Gesinnungstüchtigkeit" der Pfalz abgelegt. Sie hätte mich ja bei solcher Voraussetzung geduldig und ins Ungewisse hinaus ertragen, obwohl eine geeignete, selbst nur leichte Anregung auch dann, wenn sie zu meiner Versetzung von Amtswegen keinen Anlaß gegeben hätte, mich doch wenigstens sofort bestimmt haben würde, meine Versetzung bei Sr. Majestät zu erbitten."

Am 17. Februar 1850, also 19 Monate nach der Veröffentlichung seiner Broschüre konnte L. in den Zeitungen der Pfalz erklären:

„Auf meine schon im September 1848 in einer zahlreich verbreiteten Broschüre erschienene „Offene aktenmäßige Verwahrung und Abwehr bezüglich der gegen mich erhobenen politischen Beschuldigungen" ist bis zum heutigen Tage keine Entgegnung, viel weniger eine Widerlegung erfolgt. Ich erkläre daher, hiezu wohl berechtigt, die Akten in dieser Sache für definitiv geschlossen."

Während die Gegner verstummten, schrieb ein Mitglied der Linken des deutschen Parlamentes im April 1848 an L.: „Drum frisch ans Werk und wiederlege deine Gegner, für deine Freunde hast Du es nicht nötig, die glauben nichts von diesen Gerüchten. Ich habe Dich nur von der besten und edelsten und nie von einer schlechten Seite kennen gelernt." Das Verfahren der Gegner L's bezeichnete ein Mann wie Nik. Schmitt als „perfid". Pfarrer Tafel, ebenfalls Mitglied der Linken des Parlamentes, schrieb am 20. Mai 1848 aus Frankfurt an L.: „Es ist fürchterlich, wenn man einen Mann unschuldiger Weise so angreift".

„Wir haben Grund genug zu glauben, daß wie es einerseits den Wühlern gelang, Lufft von seinem Amt zu entfernen, so andrerseits die Reaktion nicht daran denkt, ihn bei seinen wirklich liberalen Grundsätzen wieder ins Amt einzusetzen", war in einem Blatte gesagt worden. Diese Worte erinnern unwillkürlich an ein Wort Grillparzers, das auch für L. gilt: „Als liberal einst der Verfolgung Ziel, nennt jetzt der Freiheitstaumel mich servil. Nicht hier, noch dort in den Extremen zünftig, möcht ich vermuten fast, ich sei — vernünftig." So unerquicklich auf der einen Seite die politische Leidensgeschichte L's. ist, so lehrreich ist sie zugleich in psychologisch-geschichtlicher

Hinsicht bezüglich der Menschenkenntnis nach oben und unten, nach rechts und links.

Seinen Wohnsitz verlegte L. nun wieder nach Augsburg. Auch dieser Umstand ist bedeutsam im Hinblick auf seine Lebensgeschichte und die Beurteilung derselben. Mit gutem Gewissen und ohne Scheu konnte er zurückkehren in dieselbe Stadt, in welcher er mehrere Jahre lang als Regierungsrat, Stadtkommissär und Censor gewirkt hatte, denn er hatte sich dort so viel Ansehen und Vertrauen erworben, daß er trotz den Vorfällen in der Pfalz den Leuten offen ins Angesicht sehen konnte. Merkwürdig war seine Audienz in Hohenschwangau bei König Maximilian II., in welcher er seine „aktenmäßige Rechtfertigung" überreichte. Der König, dem L. seit 1845 persönlich schon wohl bekannt war, sprach demselben sein Bedauern aus, ihn zeitlich quisciert zu haben und bot ihm an, ob er „sofort in gleicher Eigenschaft oder im Ministerium reaktiviert werden möge." L. glaubte, in „ehrenwertem aber vielleicht zu weit getriebenem Zartgefühl, dies Anerbieten so lange ablehnen zu sollen, bis sich der Pfalz gegenüber seine völlige Rechtfertigung vermittelst seiner Broschüre unabweisbar vollzogen hätte. Die Vermutung, daß der König vom Ministerium mit dem Antrag auf zeitliche Quiescierung überrumpelt und irre geführt worden sei, war ihm jetzt zur Gewißheit geworden.

Von nun an öfter in längeren Audienzen empfangen, erörterte L. schon in den ersten Tagen des Dezember 1848 die von ihm bereits zur Sprache gebrachte Idee der Aufrichtung des deutschen Kaiserreiches. Durch Handschreiben vom 23. Nov. und 12. Dez. wurde L. aufgefordert zur baldigsten Äußerung sowohl über die unentbehrlichsten königlichen Regierungsrechte wie über verschiedene Gesetzesvorlagen. Er gab sein Gutachten ab im Sinne des besonnenen zeitgemäßen Fortschrittes. Aber in Folge der Ereignisse in Frankfurt machte sich von nun an, besonders in Hofkreisen, bereits die Gegenwirkung geltend, dazu kam der österreichische Einfluß, namentlich seit dem 2. Dezember 1848 vermittelt durch die nunmehrige Kaiserin Mutter Erzherzogin Sophie, die Tante König Max II.

Dazu kam im März die Berufung des Dr. von der Pfordten zum bayerischen Minister. Durch alles dies wurde das Verhältnis L.'s zum König gestört und allmälig gelöst. Doch hielt er es für

seine Pflicht, in einer Druckschrift vom 2. April 1849 noch einmal seine früheren Meinungsäußerungen zu resumieren.

Was L.'s Verhältnis zum Märzministerium betrifft, so erhielt L. von dem Minister H. (ohne Zweifel Heintz) direkt und durch einen Dritten die Versicherung, er würde nach Ablauf eines Jahres sicherlich reaktiviert und solle nur bis dahin Geduld haben, auch der Minister des Innern ließ ihm durch einen Vertrauten am 4. Oktober 1849 schreiben: „Daß die revolutionäre Partei es war, die Sie als ein Hindernis ihrer Pläne betrachtete und der es endlich auch gelungen war, Sie aus dem Wege zu räumen, dann, daß Sie ein verläßiges Mitglied der Staatsverwaltung sind, wird vom Ministerium anerkannt, daß daher eine Untersuchung in mehr als einer Hinsicht nicht am Platze sei und daß Sie Genugthuung erhalten, wenn Sie nur noch etwas Geduld haben wollen."

L. schenkte letzter Zuversicht kein Vertrauen, weil er der Ansicht war, daß das Ministerium viel zu bureaukratischer Natur sei, um die andre Ansicht eines Verwaltungsbeamten ertragen zu können; auch auf Seiten des Ministeriums wird sich in Folge der von L. erhobenen Vorwürfe Mißtrauen und Verstimmung gegen ihn als eine lästige Persönlichkeit festgesetzt haben, es kam daher trotz fortgesetzter Verhandlungen zu keiner Verständigung. 1852 verließ L. Bayern und zog nach Frankfurt, er übergab dort seine Söhne einem Knaben-Erziehungsinstitut, um sie für den Handelsstand heranbilden zu lassen.

Bevor L. Bayern verließ (mit höherer Erlaubnis, seinen Ruhegehalt auch außerhalb verzehren zu dürfen), richtete er noch in ähnlicher Weise wie früher einige Vorstellungen an den König; in der vom 17. Dezember 1851 findet sich eine Stelle, die sich auf die der Amnestie bedürftigen jungen Pfälzer bezieht, die ihm nicht soll vergessen werden, weil sie zeigt, wie sehr ihm das Wohl der Pfalz und der Pfälzer immer noch am Herzen lag trotz der in ihr gemachten Erfahrungen; sie lautet: „Geruhen Ew. Majestät einen weiteren Akt der Gnade dadurch vorzubereiten, daß Ew. Majestät das Ministerium die Initiative zu einer Amnestie-Erweiterung für diejenigen der Pfalz angehörigen Civilisten ergreifen lassen — und zwar ohne Rücksicht auf die bei dem ersten Amnestie-Gesetz gemachten Categorien, welche, sei es vermöge ihrer Jugend, sei es wegen ihrer sonst achtungswerten Persönlichkeit beim Vorhandensein von mildernden Gründen Rücksicht verdienen.

Ich rate dies ganz objektiv in Erwägung aller Umstände bei genauer Kenntnis der Pfalz."

In Frankfurt zeigte es sich aber nach einigen Jahren, daß L.'s Söhne kein kaufmännisches Blut in den Adern hatten. L. siedelte nun 1854 nach Carlsruhe über, um sie dort das Polytechnikum besuchen zu lassen.

Von Carlsruhe aus richtete er natürlich sein Augenmerk wieder mehr auf die nahegelegene Pfalz und deren politische Lage. In Folge davon gab er 1855 in Heidelberg ein Schriftchen heraus: „Ein Streiflicht auf die rheinpfälzischen Landtagswahlen im Jahre 1855 mit der ironischen pseudonymen Hülle ‚Lukas Rathe'" d. i. Rathe Lukas! d. i. Lukas Jäger, damals Herausgeber der Pfälzer Zeitung. Über die Entstehung des Schriftchens erklärte L. 1887 im Frankfurter Journal: „Ich hatte mit Prof. Haüsser in Heidelberg die bedauerlichen Zustände in der Pfalz besprochen, und hienach übernommen, durch ein Schriftchen auf Abhilfe hinzuwirken. Der genannte Professor prüfte meinen Entwurf und billigte ihn seinem ganzen Inhalte nach, mit dem Bemerken, daß der sittliche Standpunkt, von dem aus das Schriftchen geschrieben sei, ihn besonders erfreut habe. Derselbe besorgte auch den Druck und Verlag zu Heidelberg." Jordan von Deidesheim, später Reichstagsabgeordneter, auch ein intimer Freund von Prof. Haüsser, schrieb an L., den er als Verfasser vermutete u. a.: „Sie haben sich ein sehr großes Verdienst um die Pfalz erworben; Ihre Worte zündeten in der Pfalz, und Sie haben vorzugsweise eine große Anzahl Männer wieder ins Leben zurückgerufen, die in vollständiger Apathie versunken waren."

Hermann Lufft, geboren den 14. September 1839, als Oberstlieutenant bei der Gendarmerie i. P. in München lebend, trat 1855 in das kgl. bayer. Cadettenkorps, sein Bruder Ludwig, geboren den 23. September 1843, (jetzt Hauptmann der Artillerie i. P. in München) folgte ihm dahin im Jahre 1859. Nun ließ sich aber auch der Vater durch die Söhne wieder für einige Jahre nach Bayern und nach München ziehen. Um sich auch dort nützlich zu machen, gründete L. 1872 den mit einem Kaufladen zur Verschaffung von Arbeitsverdienst für die Mitglieder verbundenen „Renten- und Unterstützungsverein für Frauen und Mädchen."

Erst im Jahre 1872, nachdem L. 70 Lebensjahre zurück-

gelegt hatte, erfolgte dessen definitive Versetzung in den Ruhestand; sein Ruhegehalt wurde auch hier so festgesetzt, als wäre im Jahre 1848 die Quiescierung erfolgt „aus administrativen Erwägungen" gegen die ausdrückliche Erklärung des Ministers v. Thondittmer, daß „politische Rücksichten" dieselbe veranlaßt hätten.

Nachdem kein Grund mehr dazu vorhanden war, daß L. um seiner Söhne willen sich in München aufhielt, zog er sich wieder zurück nach Karlsruhe. In den Jahren zwischen 1860 und 1870 begab er sich vom politischen Kampfplatze auf den Kriegsschauplatz am Ende des vorigen Jahrhunderts. Es war für ihn nicht blos eine befriedigende Aufgabe, die militärische Thätigkeit seines Vaters in jener Zeit genau zu verfolgen, sondern zugleich ein Werk der Pietät, nachträglich seinem Vater zur Anerkennung zu verhelfen bezüglich der Waffenthat am 13. Juni 1794 bei Erstürmung der starken Befestigung der Preußen am Schänzel bei Edenkoben. Obrist Lufft hatte bei einer Beratung in Ramberg, an der zwei französische Brigadegenerale theilnahmen, diesen seinen Plan zur Umgehung der Preußen vorgelegt und die Ausführung dieses von ihm entworfenen Planes wurde von den zwei Generalen dem Obristen L. auf dessen Gefahr und Verantwortung überlassen; als aber die Sache glänzend ausgeführt worden war, ließen sie in ihren Berichten nach Paris L. so stark in den Hintergrund treten, daß sie selbst als die Vorgesetzten des Obristen den Löwenanteil des Waffenruhms sich zuwendeten. Dessen Sohn benützte dann 70 Jahre nachher seine Ruhezeit, die betreffenden Militärzeitschriften und Archive genau zu studieren, zugleich die ganze Gebirgsgegend zwischen Landau, Edenkoben, Neustadt und Kaiserslautern auf vielen Fußtouren gemeinsam mit seinen Söhnen zu erforschen; das Ergebniß war seine Schrift über den Mittelrheinischen Feldzug von 1794, die im Sommer 1870 erschien.

Da wir beim Leben des Obristen L. schon des Kampfes am Schänzel gedacht haben, sei nachträglich nur noch ein schöner Zug von L. und ein merkwürdiger Vorgang in jenem Kampfe mitgeteilt. Obrist L. hatte auf einen seiner Kriegsmärsche einst in einem Graben neben der Straße einen Burschen liegen sehen, der nicht mehr im Stande war, zu gehen; L. gab den Befehl, daß der Bursche auf einem Wagen mitgeführt werde; in Folge

dessen trat der Genannte ins französische Heer und kämpfte am Schänzel in der Nähe des Obristen; als letzterer eben in Gefahr war, durch einen Schuß oder Stich eines nahen preußischen Soldaten getroffen zu werden, wurde er aus der Gefahr gerettet durch denselben jungen Mann, um den er sich einst so väterlich angenommen; während der junge Soldat seinem Obristen das Leben rettete, fand er selbst als Opfer den Tod.

Von Carlsruhe aus siedelte L. öfter auf einige Zeit nach Bergzabern über, wo er mit seiner Schwester zusammen wohnte. Im Jahre 1874 den 5. Oktober verlor er in Carlsruhe seine Gattin, die ihm über 40 Jahre das Kreuz seines wechselvollen Lebens hatte tragen helfen und auch ihren Teil darunter zu leiden hatte, dann aber auch wieder Freude und Trost fand an und mit ihren Kindern und mehreren Enkeln, besonders durch das Zusammenleben am selben Orte mit ihrer in Carlsruhe wohnenden ältesten Tochter, Gattin des nun im Ruhestande lebenden Geheim-Rates Kilian (geb. den 6. Mai 1822.) L. selbst (geb. den 30. Dez. 1801, † den 20. Oktober 1887) erreichte ein Lebensalter von 86 Jahren. Nachdem ich L. vielleicht 15 Jahre lang nicht mehr gesehen hatte, konnte ich ihn in den 80er Jahren von Wimpfen aus öfter aufsuchen, fand ihn körperlich weniger rüstig, dagegen geistig noch immer lebendig, mit politischen, sozialen, religiösen und kirchlichen Fragen und Studien lebhaft beschäftigt, für meine Besuche und den Austausch mit ihm sehr empfänglich und dankbar, und bei allen bittern Erinnerungen doch auch wieder zugänglich für beschwichtigendes Zureden. Nachdem sich unser Altersunterschied mehr ausgeglichen, kamen wir uns in dieser Zeit näher als je zuvor, weshalb es mir um so mehr eine verwandtschaftliche Pflicht und zugleich eine Freude war, sowohl seinen Kindern und Enkeln wie auch den Verwandten, die ihn nicht mehr kannten, sein äußerlich und innerlich durch die Bewegungen seiner Zeit so bewegtes Leben zu schildern.

Die älteste Schwester Luffts, Sophie, war am Ende vorigen Jahrhunderts geboren, und starb unverheiratet, etwa 40 Jahre alt, nach einem langwierigen Rückenmarksleiden im Schlosse zu Bergzabern, in welchem damals ihre Mutter wohnte. Einige Jahre nach ihr starb in Bergzabern auch die Mutter; mit vier Kindern frühe Witwe geworden, hatte sie viel zu entbehren und zu tragen; sie schwebt mir stets in freundlich wehmütiger Er-

innerung als die gegen uns Kinder immer sehr liebevolle, in sich selbst aber immer leidvolle Tante. Die letzten Jahre ihres Lebens waren erfüllt von der Trauer um ihren jüngeren Sohn Adolf, der als tüchtiger Ingenieur-Offizier nach Griechenland gegangen war und als Hauptmann in griechischen Diensten in Athen starb. Mit welcher Freude pflegte uns die sorgenvolle Mutter die Briefe ihres Sohnes aus Griechenland mitzuteilen und mit welchem Schmerze seiner zu gedenken nach seinem frühen Tode!

Friedrike Lufft, geb. den 13. Oktober 1800 zu Kaiserslautern, die jüngere Tochter, lebte nach dem Tode ihrer Mutter noch über 40 Jahre für sich in Bergzabern als Repräsentantin der Nachkommenschaft des Urgroßvaters, der 1784 dort aus dem Leben geschieden war, während sie 1884 den 16. Juni ihr Stillleben, ein rechtes Gegenstück zu dem viel bewegten Leben ihres Bruders August, daselbst beschloß. In treuem Familiensinn bewahrte sie bis ins hohe Alter die mannichfaltigen Familienerinnerungen und pflegte die alten Familienbeziehungen (in Bergzabern und die späteren in Landau, Karlsruhe und Klingenmünster) treulich bis zu ihrem Tode und zugleich lange Zeit eine alte treue Magd ihres elterlichen Hauses.

Frau Augusta Kilian, geb. Lufft, ist in Neustadt a. d. H. geboren am 24. Dezember 1833. Ihr Sohn, geb. am 10. Nov. 1862, studierte Philologie, aber neben seiner philologischen Thätigkeit ist er in dramaturgischer Stellung am Hoftheater in Karlsruhe rühmlich anerkannt. Er hat sich kürzlich vermählt mit einer Argentinerin, Maria Theresia Stegmann, in deren Adern sowohl deutsches wie südamerikanisches Blut fließt; sie war einige Jahre mit ihrer Mutter in Karlsruhe und ist darum auch deutscher Bildung teilhaftig.

Erwine Kilian, in Karlsruhe geboren am 28. April 1872, wurde als einzige Tochter den 6. April 1893 schon den Eltern wieder entrissen. Ich hatte nur einmal Gelegenheit in ihrem elterlichen Hause sie ganz kurz zu sehen und war überrascht bei der Tochter einer Residenz mit seltener Anmut so große kindliche Anspruchlosigkeit verbunden zu finden

Hermann Lufft, geb. den 24. September 1839, Obristlieutenant a. D., verheiratet mit Marie Maier aus Karlsruhe, lebt in München.

Ludwig Lufft, geb. in München den 23. August 1843, wurde bei Orleans verwundet und dadurch genötigt (als Hauptmann bei der Artillerie) in Ruhestand zu treten. Er ist verheiratet mit Johanna von Beck aus Karlsruhe und Vater von drei Töchtern. Magda, geb. den 23. Okt. 1873, Amalie, geb. 1875 und Johanna, geb. 1877, wie eines Sohnes, Hermann, geb. 1880, der nun der Stammhalter der ganzen Familie L. ist. Auch Hermann L. machte im Jahre 1870 zur Freude des Vaters den Krieg gegen Frankreich mit. Obgleich der Sohn eines französischen Obristen, war Vater L. doch entschieden deutsch gesinnt; schon 1832, wo in der Pfalz Viele zu Frankreich hinneigten, schloß er sich an Dr. G. Wirth an, der ihm deshalb auch seine denkwürdige Verteidigungsrede vor dem Schwurgerichte in Landau zum Geschenke machte; von L. wurde dieselbe dann später dem Germanischen Museum in Nürnberg überlassen. Schon lange vor dem Jahre 1870 wies L. in den von ihm verfaßten Schriftstücken hin auf die Aufrichtung eines deutschen Reiches und Kaisertums als unverrückbares Ziel deutscher Politik und auf die Aufgabe Deutschlands im Hinblick auf den drohenden Krieg mit Frankreich.

Lina Lufft, die jüngere Schwester der zwei genannten Brüder, geb. den 15. Juni 1845 zu Augsburg, lebt meist in München; im vorigen Jahre brachte sie längere Zeit bei einer ihr befreundeten Familie in Kairo zu. So finden wir denn die meisten Nachkommen L.'s in München, wo er selbst wieder (im Jahre 1837) in den bayerischen Staatsdienst eingetreten war.

Familie Weber.

Sophie Petersen, die zweite Schwester unseres Vaters, verheiratete sich im ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts mit Daniel Weber, der zuletzt als Friedensgerichtsschreiber in Neustadt lebte und dort starb. Er war in den 90er Jahren nach Jena gegangen, um Theologie zu studieren und erwarb sich als guter Fechter den Beinamen „Fechtdaniel". Seine Studien wurden unterbrochen durch den Kriegsdienst. Als französischer Chasseur zu Pferd machte er 1799 die Schlacht bei Zürich mit, in welcher Massena von Erzherzog Karl geschlagen wurde.*) Nach seiner

*) Er pflegte später in seiner originellen Weise zu sagen, er habe in der Schlacht bei Zürich „für die Freiheit aus drei Löchern geblutet."

Militärzeit gab er die Theologie auf, da er keinen inneren Beruf für dieselbe fühlte; auch seine Anhänglichkeit an Professor Paulus in Heidelberg, den Hauptvertreter der sogenannten „Denkgläubigkeit," einst W.'s Lehrer in Jena, war nicht geeignet, ihn für den Beruf des Geistlichen zu begeistern; nachdem er eine Zeit lang sich dem Geschäftsleben gewidmet hatte, übernahm er, als die Pfalz bayrisch wurde, die Stelle eines Friedensgerichtsschreibers zu Bergzabern; dort wurde er uns Kindern besonders lieb als humoristischer Kinderfreund. Er nahm uns auf seinen Spaziergängen mit ins Finsterthal, auf den Kohlbrunn- oder Kolmerberg, nach Böllenborn u. s. w. Eines Tages versprach er uns spazieren fahren zu lassen, und siehe da, die Equipage bestand in einem Metzgerwäglein mit großen Hunden bespannt, die uns zwei oder drei Kinder in raschem Laufe fortbewegten und uns mehr erfreuten, als wären die schönsten Rassepferde vorgespannt gewesen. Im Hause aber war Tante Sophie, eine unermüdliche geschäftige Martha und die leibhaftige unerschöpfliche Güte, beflissen für uns zu unserer Befriedigung zu kochen, zu braten und zu backen unter freundlichen Reden und Zureden. So verlebten wir besonders zur Zeit der französischen Julirevolution in dem damals noch so stillen Bergzabern köstliche Tage unsrer Kindheit. Da geschah es auch, daß die Brüder Karl und Theodor Culmann uns einluden, mit ihnen an einem Sonntage nach Weißenburg zu pilgern zu ihren Großeltern Böll, um dort die neue französische Freiheit mit den dreifarbigen Fahnen und Abzeichen, nebst der Nationalgarde anzusehen und das Musikkorps der letztern zu hören. Wir waren als Kinder noch so kosmopolitisch, daß wir unbedenklich uns beteiligten an dieser Freude der eigentlich nur französisch angestrichenen oder maskirten „Franzosen" von Wissenbourg; zwei Jahre darauf, als die Hambacher Bewegung kam, traten die Farben „Schwarz-Roth-Gold" für uns an die Stelle der französischen, und entwickelte sich in uns nun immer mehr das vaterländische Bewußtsein; die Losung „Deutschland, Deutschland über Alles" machte sich von nun auch in dem bayerischen engeren Sondervaterland immer mehr geltend. In den folgenden Jahren weilten wir nun öfter in Neustadt bei Onkel und Tante Weber, wohin sie von Bergzabern aus übergesiedelt waren. Onkel W. war nach seinen Erlebnissen zur Zeit der ersten französischen Revolution und der Napoleonischen

Herrschaft zu nüchtern und kritisch, um wie die Mehrzahl der Bewohner von Neustadt zu schwärmen für die „Hambacher" Freiheit.

Onkel W. starb in Neustadt in den 40er Jahren, nachdem seine Frau und seine einzige Tochter ihm vorangegangen waren. Sein einziger Sohn Carl studierte anfänglich Architektur, dann ließ er sich in Neustadt nieder als Geometer, später stand er seinem Vater in dessen Amt als treuer Sohn und Gehilfe zur Seite, zuletzt sogar als dessen amtlicher Vertreter. Nach dem Tode seines Vaters lebte er ohne Beruf. H. Banquier Friedrich Daqué, mit dem er befreundet war, sprach sein Bedauern darüber aus, daß man bei gegebener Gelegenheit Carl W. nicht zum Bürgermeister gewählt habe, um ihm eine würdige Stellung und Beschäftigung zu verschaffen. Obgleich er als Freier bald da, bald dort willkommen gewesen wäre, verehelichte er sich erst spät, ja zu spät. Er hinterließ blos einen Sohn, der sich in Holland niederließ und ebenfalls den Vornamen Carl trägt.

Familie Dick.

Wir haben im ersten Teile gehört, wie im Jahre 1794 Großvater Carl Ludwig Petersen durch die Regierung des Donnersberger Departementes beauftragt wurde, den jungen Rechtsgelehrten Caspar Dick aus Mainz daselbst in das Amt eines Friedensrichters einzusetzen. So waren beide Männer schon Jahre lang persönlich mit einander bekannt, ehe D. als Anwalt in Speyer sich verehelichte mit P's. jüngster Tochter Lisette. Wenige Jahre darauf wurde D. Bezirksrichter in Kaiserslautern und später Bezirksgerichts-Präsident in Frankenthal. Durch seine persönliche Würde mit entsprechender würdigen Haltung war er so zu sagen geborner Gerichtspräsident. Mit der persönlichen Würde war aber im Umgange Wohlwollen, Freundlichkeit und Heiterkeit verbunden, so daß auch uns Kindern stets wohl bei ihm war. Er unterhielt sich gern mit uns, sowohl belehrend wie erzählend und erheiternd.

Tante Lisette D., die jüngste Schwester unseres Vaters, drei Jahre vor ihm 1783 in Speyer den 17. Juli geboren, war ihm dem Alter nach die nächste; durch das nähere Zusammenleben in den Kinderjahren, wie auch wegen ihrer trefflichen

Eigenschaften war sie ihm besonders lieb. Als Mädchen soll sie sehr lebhaft gewesen sein, aber als Gattin und Mutter war sie ein seltenes Bild ruhiger Selbstbeherrschung und rührender Sanftmut; fast 60 Jahre nach ihrem Tode schwebt mir ihr liebevoller Blick noch vor und kann ich mir ihre sanfte mütterliche Stimme noch vergegenwärtigen Als ihrem Sohne Julius seine Tochter Lisette geboren wurde, wünschte die Mutter eine andre Form dieses Namens, aber der Vater bestand im dankbaren Andenken an seine Mutter gerade auf dieser Namensform mit dem Bemerken, er wünsche daß seine Tochter einst ihrer Großmutter ähnlich werden möge, dann würden Vater und Mutter ihre herzliche Freude an ihr haben; so wurde das Andenken an die teure treue Mutter zuerst dem Sohne und dann wieder der Enkelin (jetzt Frau Dekan Gümbel) zum Segen.

1. Der älteste Sohn dieser Eltern, bei denen „das Strenge mit dem Zarten, Stärke sich und Milde paarten", August D., ist unter den jetzt Lebenden in der Familie Niemandem mehr bekannt gewesen. Er widmete sich der juristischen Laufbahn, ohne das Ziel derselben zu erreichen.

2. Der zweite Sohn Hermann, geb. in Speyer (den 25. November 1814, gest. in Klingenmünster den 23. März 1879) besaß in hohem Maaße nicht blos große Gaben des Geistes, sondern auch seltene Willenskraft, verbunden mit warmer Hingebung, an Geist, Gemüt und Charakter ein würdiger Sohn seiner trefflichen Eltern, ein Erbe der guten Eigenschaften der letztern durch persönliche Aneignung derselben. Was ich 1879 in einem „Lebensbild aus einer Heilanstalt" schilderte in Bezug auf die Persönlichkeit und Wirksamkeit meines so treuen wahrhaft brüderlichen Vetters, kann ich hier nur seinem Hauptinhalte nach wiedergeben für den weitern Familienkreis; während ich dies schreibe, hängt sein Bild vor mir, mit dem ich oft und gerne geistige Zwiesprache halte zur Fortsetzung des früheren so anregenden Austausches mit ihm selbst. Hermann D. war nicht weniger gesellig als sein Bruder August, dabei jugendfrisch und lebensfreudig, witzig und heiter, aber die Geselligkeit war ihm nie die Hauptsache, sondern nur Sache der Erholung neben ernster Arbeit und Anstrengung. Wie er als Knabe zur Selbstüberwindung auf seinen Geburtstag sich eine Speise bestellte, die er nicht gerne aß, so riß er sich später als Student von

Heidelberg mit seinem lebenslustigen Studentenleben los und ging nach dem stillen Freiburg, um dort ungestörter sich vorbereiten zu können auf seinen ärztlichen Beruf, für den er sich schon frühe entschieden hatte. Der Vater hätte ihn lieber die Rechtskunde wählen sehen.

Nach der im Juli 1836 „cum eminentia" in München erfolgten Promotion blieb er im Biennium practicum zwei Jahre in Frankenthal als Praktikant und Assistent des großen, unter der Leitung der hervorragenden Ärzte Dr. Dapping und Dr. Bettinger stehenden Armen- und Krankenhauses. Letztres umfaßte auch Geisteskranke, konnte aber nach seiner ganzen Einrichtung keine geregelte Heilsanstalt sein, sondern nur eine „Detentionsanstalt." Wie die Praxis in Frankenthal, so diente nach ihr zur Vorbereitung auf D.'s späteren psychiatrischen Beruf der Besuch von Vorlesungen und Übungen bei Geisteskranken in Berlin unter Leitung von Prof. Ideler. Im April 1838 folgte das Staatsexamen mit der Note eminens. In diesem wie im früheren Examen zeigte sich, daß sich D. dem fröhlichen Studentenleben und einem bis zum Tode treuen Freundesverkehr nur hingab unbeschadet seiner gründlichen Studien. Kaum hatte er sich einige Zeit zu selbstständiger Praxis in Landstuhl niedergelassen, so brachte er seinem schwer kranken Vater das Opfer dankbarer Sohnesliebe durch Rückkehr nach Frankenthal im Januar 1840 bis zum Tode des Vaters im Februar 1841. Nach einem eifrigen Studium in Wien, unter den epochemachenden Professoren Skoda und Rokitanski, ließ er sich nun nieder in Niederhochstadt bei Landau. „Der größte Schatz seines Lebens" wurde nun hier sein Eigentum, seine mit Gaben des Geistes und Tugenden eines weiblichen Herzens reich ausgestattete Lebensgefährtin Emma Kaibel, deren Wert sich auch in der späteren Hauptaufgabe des Lebens ihres Gattens so trefflich bewährte. Durch sie wurde ihm nun ein friedliches und freundliches, trautes und behagliches Familienleben bereitet, das über 36 Jahre lang in schönster Harmonie verlief; es war mit vier Töchtern und einem Sohne gesegnet und nur getrübt durch den frühen Tod des letztern in seinem 17ten Lebensjahre, den 11. Dezember 1865. Mit musterhafter Willensstärke trug der schwergebeugte Vater den Verlust des einzigen hoffnungsvollen Sohnes, um Mutter und Schwestern in ihrem tiefen Schmerze aufzurichten. (S. „Lebensbild" S. 11.)

Als D. sich verlobte, war seine Braut noch sehr jung und in der Familie wenig bekannt; als Tochter eines Künstlers, ausgezeichneten Sängers, der in verschiedenen großen Städten gelebt hatte, stand sie bei der sorglichen Großmutter in Landau im Verdachte, nicht häuslich genug erzogen zu sein, besonders im Hinblick auf den Haushalt eines unbemittelten Landarztes. Aus diesem Grunde wurde Onkel August P. von der Großmutter bewogen, nach Frankenthal zu reisen, um zu versuchen, die Verlobung rückgängig zu machen; er kehrte aber von dieser „Brautschau" zurück mit der Erklärung, daß die Anmut und Liebenswürdigkeit der Braut es ihm unmöglich gemacht habe, dem Wunsche seiner Mutter nachzukommen. Die Besorgnisse der Großmutter wurden zu ihrer eignen Freude gründlich zu Schanden; sie hatte noch 10—12 Jahre Gelegenheit, nicht blos von der Anmut und Liebenswürdigkeit, sondern auch von der Häuslichkeit, Einfachheit und Anspruchslosigkeit der Gattin ihres Enkels H. D. sich zu überzeugen.

Die ärztliche Wirksamkeit D.'s setzte sich von 1847—49 fort in Hasloch, dann von 1849—53 in der Stellung eines Cantonsphysikus in Hornbach bei Zweibrücken. „Seine Persönlichkeit und seine sich stets erweiternde Thätigkeit bildete für zahlreiche Collegen und Freunde in verschiedener Weise einen Mittel- und Sammelpunkt. Unermüdliche Thätigkeit, opferwillige Hingebung, vielseitige Studien, anregende mit köstlichem Humor verbundene Geselligkeit und Heiterkeit bewahrten ihm alte und gewannen ihm stets neue Freunde." (Lebensbild S. 12.) 1839 war D. Mitbegründer des „Vereins pfälzischer Ärzte" und seitdem war er als eifriges Mitglied desselben thätig durch Übernahme von wissenschaftlichen Vorträgen wie durch Veranstaltung von Kursen für Perkussion und Auskultation. Als Chirurg führte er kühne Operationen glücklich aus. Das Vertrauen seiner Kollegen wählte ihn darum 1848 auch zu einem der drei Delegirten der Pfalz für den Congreß bayrischer Ärzte zur Beratung von Reformen.

In stillen Abendstunden beschäftigte D. sich gerne auch mit dem Studium nichtmedicinischer Schriften, wie z. B. die von Riehl, L. Stein u. a., selbst zu dem schwierigen Studium von Möhlers Symbolik fühlte er sich angeregt als katholischer Gatte einer protestantischen Gattin.

Als im Oktober 1852 der pfälzische Landrat die Errichtung

der ersten pfälzischen selbständigen Heilanstalt für Geisteskranke beriet, schilderte Kreismedicinalrat Dapping die erforderlichen Eigenschaften eines Leiters einer solchen Anstalt, er solle neben den ärztlichen Kenntnissen und Eigenschaften „einen festen Charakter besitzen neben einer nicht zu erschütternden äußeren Liebenswürdigkeit und Milde, und zugleich eine überwiegende Neigung zu solcher Lebensaufgabe mitbringen." Dann richtete er die Aufmerksamkeit auf den Kantonsarzt Dr. H. Dick als eine solche Persönlichkeit. Auch im Gutachten an die k. Regierung war von ihm gesagt worden: „Er verbindet nach übereinstimmendem Urteile seiner sämmtlichen Kollegen bei sehr gründlichen und umfassenden ärztlichen Kenntnissen ein klares Urteil am Krankenbette, ein höchst glückliches Auffassungsvermögen des gegebenen Falles, das Zutrauen der Kranken aber weiß er sich in ausgezeichnetem Grade zu erwerben und zu erhalten durch sein eben so ernst gemessenes als freundliches Auftreten als Arzt."

Als der gemachte Vorschlag von der Kreisvertretung und Kreisregierung angenommen war, erklärte sich D. zur Übernahme der Stelle bereit und damit zugleich zu dem schweren Opfer einer mehrjährigen Trennung von seiner Familie und einer Wanderung durch die betr. Anstalten verschiedener Länder. In den bayrischen Anstalten weilte D. meist als Assistent ein halbes Jahr lang, in Irsee bei Kempten vom Frühjahre bis zum Herbste 1853, in Erlangen bis Frühjahr 1854; im folgenden Sommer unter Jakobi in Siegburg. Nach den norddeutschen Anstalten wurden die in Prag, Wien, Hall (in Tirol) besucht, darauf die in England, Belgien und Frankreich. Besonders berücksichtigte D. die Methode in England mit der Losung: „No restraint" („kein Zwang!") Nach zweijährigem Aufenthalte zu Speyer zu mannigfachen Vorarbeiten, namentlich zur Herstellung einer Statistik der Irren der Pfalz, konnte D. mit seiner Familie erst im Sommer 1859 das teilweise noch unfertige Anstaltsgebäude in Klingenmünster beziehen, aber erst am 31. Dezember 1857 mit 43 Kranken die Anstalt eröffnen; die Zahl der letztern mehrte sich dann zusehends, bald auch von auswärts. Es gab nun zunehmende Arbeit in Hülle und Fülle, Organisation des Dienstes, Einübung des neuen Personales, Studien, Beschäftigung und Unterhaltung der Kranken, dazu die mannigfachen Ansprüche vieler Besuchenden.

Da bewährte sich nun die Arbeitslust und Arbeitskraft des

ersten Direktors der neuen Anstalt aufs neue. Von morgens 4 Uhr bis abends spät war er dem Dienste seiner Pfleglinge wie dem Studium seines Berufes hingegeben. Dieser angestrengten Thätigkeit blieb der unermüdliche Mann treu selbst bis dahin, wo sich schon Zeichen der Erkrankung eingestellt hatten, und namentlich beim Treppensteigen die Beengungen sich oft steigerten bis zur höchsten Beängstigung. Auch Urlaub nahm er selten, oft nur auf einige Tage im Jahre; seit 1876 brachte er kaum die eine oder die andere Nacht auswärts zu, so sehr er der Ruhe und Erholung bedürftig war. Im vorletzten Winter kam er durch volle 5 Monate nicht vor die Hausthüre, im letzten nicht in Zeit von 4 Monaten. „Pflichttreu bis zum Tode", hat er gleich einer Kerze, den Andern dienend, sich selbst verzehrt. Ein ihm befreundeter Fachkollege im Nachbarlande meinte, es habe wohl im ganzen Deutschen Reiche kein zweiter Mann eine so unausgesetzte und eingehende, (mit ausführlichen Krankengeschichten angefüllte Korrespondenz über seine Kranken) mit deren Familien und Ärzten geführt." (S. Lebensbild S. 18 und 19).

In D.'s vielseitiger Thätigkeit bewährte sich neben seiner herzlichen, freundlichen und unermüdlichen Liebe stets ein Ansehen, das bei unscheinbarer äußerer Erscheinung sich gründete auf den Eindruck der ganzen Persönlichkeit und verbunden war mit einer Weisheit, die sich tief versenkte in seine schwierige Aufgabe, eine Menge von Menschen nach ihrer Eigenthümlichkeit zu behandeln und mit dem Einzelnen treffend zu reden wußte. Im psychiatrischen Vereine wurde er bezeichnet als „einer der Wenigen, der Allen befreundet war."

Im letzteren Kreise war Dir. D. besonders dadurch anerkannt, daß er einer der ersten war, der in Deutschland die englische Methode zur möglichsten Beseitigung des Zwanges in Anwendung brachte.

Nicht blos für Angelegenheiten seines Berufes, sondern auch für religiöse und kirchliche, politische und soziale Fragen hatte D. einen lebhaften Sinn, der namentlich von den Vorgängen im Jahre 1848/9 sehr ergriffen wurde. Da er das Verhalten der Speyrer Zeitung in dieser Zeit für verwirrend und verderblich hielt, hatte er sich beteiligt an einem Sendschreiben, in welchem dies dem Herausgeber derselben vorgehalten wurde.

In der Rechtfertigung seines Schritts vor der Öffentlich-

keit finden sich Rück- und Seitenblicke auf die politische Pfalz, die mitunter noch heute bemerkenswert sind in Bezug auf die Erinnerung an jene Zeit und die Beurteilung derselben. So sagt er über den März 1848: „Es steht fest, daß, indem eine bedeutende parlamentarische Partei der Märzrevolution einen ihr ursprünglich fremden Inhalt oktroyierte, dadurch, daß sie das Wesen derselben nicht in die Erinnerung jener unter dem Namen der Märzerrungenschaften bekannten Reformen und Freiheiten ganz bestimmten Inhaltes setzte, sondern als den ersten Anstoß, als die Keimlegung einer Reihe von Entwicklungen betrachtete, deren Endglied mit der Republik schließen müsse, daß diese Partei hierdurch jene Revolution in einen feindlicheren Gegensatz als er anfänglich bestand, zu den Staatsregierungen brachte, und daß sie es zuerst war, welche die Reaktion wachrief und wachrufen mußte, und zwar die Reaktion der berechtigten Rettung der Staatsform der Monarchie, welcher man nicht etwa nur nach den krankhaften Auswüchsen und Beulen, sondern nach dem Organ des Lebens selbst greifen zu wollen, sich mindestens das Ansehen gegeben hatte. Wenn nun diese Reaktion nach ihrem Siege, wie jede Kraft ohne Gegengewicht, über ihr ursprünglich berechtigtes Ziel hinausgehen sollte, so mögen die Männer jener Partei darüber sich selbst anklagen, und nicht ihre früheren Freunde, welche sie freilich Reaktionäre und Ungetreue nennen, weil sie nicht in blinder Nachäffung französischen Beispiels sich über Nacht zu Republikanern improvisieren ließen."

„Die pfälzische Revolution scheinen mir diejenigen am richtigsten aufgefaßt zu haben, welche sie in ihrer ursprünglichen Entstehung auf ein verletztes Rechtsgefühl zurückführten. Die Überzeugung der Rechtsgiltigkeit der vom Parlamente beschlossenen Reichsverfassung stand fest bei dem weitaus größten Teile der für politische Fragen Erregbaren und durch sie Erregten; sie war weit verbreitet auch in den Kreisen der Gemäßigten und stützte sich auf den Entwicklungsgang der Nationalversammlung wie selbst auf richterliche Urteile, denen ein Teil der Reichsverfassung, die Grundrechte, als Gesetzartikel zugrunde gelegt waren; Andere wieder hofften von der Anerkennung der Verfassung die Abwendung größeren Unglücks; Zeugnis hiefür legen die damals in den Blättern verbreiteten Adressen der Kor-

porationen (z. B. des Landrates), sowie die sehr zahlreichen Beamten ab. — Dieser Charakter der Bewegung war es denn auch, welcher ihr im Beginne den Schein der Einmütigkeit verlieh. Dieses Motiv hätte diese aber auch fest bannen müssen innerhalb der Gränzen des passiven Widerstandes, — denn für ein verletztes Rechtsgefühl setzt, wie im Privat-, so im öffentlichen Leben, nur die bessere Jugend wirklich „Gut und Blut" ein, der Philister aber niemals, und der Letzteren waren nur doch immer drei Vierteile. Aber unter der Schwüle der Atmosphäre jener Tage, unter dem Eindrucke des kaum verklungenen Jubels über den unblutigen Sieg der Reichsverfassung in Württemberg, bei dem heißblütigen Temperamente der von dem Mutterlande isolierten, dagegen von Feuerherden wie Baden und Rheinhessen umgebenen Provinz, steigerte die Nachricht von der Ablehnung die durch das schrankenlos gelassene Vereins- und Versammlungsrecht seit Jahr und Tag ohnedem aufgeregte Stimmung und reizte um so rascher zur That, als durch wiederholte Vertagung der Kammern der Rat des Volkes verschlossen war. Die erste That der bewaffneten Demonstration (Wahl eines Landesverteidigungs-Ausschusses), die vor Bekanntwerden der Überschreitungen Eisenstucks (des Kommissärs des Reichsverwesers), gesetzlich geweiht schien durch die Reichsgewalt, trat übrigens frühe schon an verschiedenen Orten mit sehr verschiedener Physiognomie auf; es gehen daher, je nach den persönlichen Erlebnissen, die Urteile über diese Periode weit mehr auseinander als über die spätere. Sehr bald machten sich Solche bemerklich, denen die Reichsverfassung nur ein Aushängeschild war; sie waren offenbar in sehr geringer Zahl gegenüber der übrigen bei der Erhebung beteiligten Bevölkerung, aber desto leidenschaftlicher. — Als mit dem ersten Akte der provisorischen Regierung, der Ersetzung der legalen Kreisregierung in Speyer, die Lüge nackt zu Tage getreten war, wurde der Rückschritt der letzteren nach Germersheim begleitet von einem allgemeinen massenhaften Rücktritte der Teilnahme der Bevölkerung — von nun an hatte die Revolution über keine weiteren freiwilligen pfälzischen Kräfte mehr zu verfügen, als über die kampflustige Jugend der Universitäten und Städte, von denen Viele später auch nur noch durch ein gewisses Gefühl der Fahnenehre, um nicht feig zu erscheinen, gehalten wurden; ferner über die Enragés, rettungslos

Compromittierten oder sonst im bürgerlichen Leben Verlornen; endlich noch über Solche, die entgegen ihrer früheren Haltung sich in einem unbewachten Momente der Erregung weiter führen ließen, als je ihre Absicht gewesen."

Dir. Hermann D. betrachtete die ganze politische Bewegung jener Zeit in der Pfalz als Lebens-, beziehungsweise Krankheitsprozeß mit dem eben so teilnehmenden wie scharf prüfenden Blicke eines Arztes; in Hasloch lebend, wo er einen mäßigenden Einfluß ausübte, in der Mitte zwischen Neustadt und Speyer, stand er auf einem günstigen Beobachtungsposten; ich stand zur selben Zeit auf einem ähnlichen in Erlenbach bei Kandel, in der Mitte zwischen Landau, Germersheim und Karlsruhe, und wenn ich meine Beobachtungen und Erfahrungen mancherlei Art mit den seinen vergleiche, muß ich seine Auffassung und Darstellung als eine so sachliche und unparteiische anerkennen, wie sie sonst nicht leicht wird zu finden sein. Aus seiner Darstellung ergibt sich, was auch heute noch oft aufs neue verkehrten und unbilligen Urteilen gegenüber hervorgehoben werden muß, daß die pfälzische Bevölkerung im Großen und Ganzen von Anfang an nicht durch und durch revolutionär gesinnt war, wie man vielfach glaubt, namentlich auswärts.

Weiter bemerkt Dr. D.:

Wie von nun ab die Revolution unter dem Einflusse der Fremden, wie einheimischen „roten Camarilla" und Ultras des badischen Aufstandes wie der sehr verspäteten Hülfe des Staates und unter dem gänzlichen Schweigen der Vertreter des Volkes mit Riesenschritten degenerierte, um schon nach wenigen Wochen am Ärgsten anzulangen, was es gibt, dem Herbeirufen des Auslandes zur Unterstützung — dies Alles ist uns noch in zu frischem und zu betrübtem Andenken (im Frühjahr 1850). Der Umschlag in den Gemütern nach der Einsetzung der provisorischen Regierung war übrigens so allgemein und so intensiv (an einzelnen Orten drohte bewaffnete Contrarevolution, wohl auch keine glückliche Lösung), daß eine regelrecht gewählte Volksvertretung höchst wahrscheinlich diese Regierung zum Rücktritte gezwungen, die Revolution in dieser Form desavouiert und — den Elberfeldern ähnlich — eine ehrliche Capitulation versucht haben würde. Es wurden auch alsbald Stimmen nach einer solchen Volksvertretung laut

und unzweideutig im Sinne der Zurückführung der Revolution. Ja, eine Volksvertretung in jener Zeit würde den Beweis geliefert haben, wie sehr im Unrechte diejenigen sind, welche die pfälzische Revolution mit der badischen auf eine Linie stellen. Eine Revolution wie in Baden, trotz Anerkennung der Reichsverfassung, hätte in der Pfalz auch nicht eine Stunde Boden gefunden. Die Gegner dieser Ansicht sind sicher nicht minder im Irrtum, als Diejenigen, welche uns heute erzählen wollen, die Erhebung habe von Anfang bis Ende „nichts Anderem gegolten als der Reichsverfassung."

Über seine eigene Stellung zur Politik bemerkt er: „Lebensrichtung wie Neigung haben mich mehr auf soziale als politische Studien hingewiesen. Ich verdanke diesen relativ-konservativen Standpunkt glücklicher Lektüre, besonders aber dem Umgange mit hervorragenden Männern, mit welchen ein gütiges Geschick mich in vieljähriger Freundschaft verbindet, und deren Einflusses auf meinen ärztlichen wie politischen Entwicklungsgang ich stets gerne und dankbar gedenke."

Bei den letzten Worten dachte D. zunächst an Medicinalrat Heine: Im „Lebensbild aus einer Heilanstalt" wird deshalb S. 25 bemerkt: „Schon seit Jahrzehnten hatte er in Übereinstimmung mit seinem geistreichen und originellen Freunde Heine eingesehen und darauf hingewiesen, wie hinter jeder politischen Frage die sociale sich hervordränge, nicht minder hat er, was so lange übersehen wurde und teilweise noch immer übersehen wird, schon vor längerer Zeit bemerkt, in welchem innigen Zusammenhange mit den politischen und socialen Fragen die religiösen, kirchlichen und kirchenpolitischen stehen. Eine tief psychologische, geschichtskundige und religionsphilosophische Weltanschauung erhob ihn hoch über eine mechanische und materialistische Anschauung, die sich auf dem Gebiete der modernen Naturforschung so häufig geltend macht. In socialpolitischer Hinsicht gilt im Wesentlichen von D's. Anschauung dasselbe, was er in seiner Schilderung Heines (in dessen Nekrolog — Beil. zur Allg. Zeitung 1877) bemerkte: „H. erblickte in der Erhebung des individuellen Egoismus zum wirtschaftlichen und socialen Principe eine atomistisch auflösende Corruption der Gesellschaft, deren Rettung er nie von etwas Anderem als von corporativen Gestaltungen erwarten konnte. Jeder Tag zeigt (1877)

Erscheinungen, die H. seit Jahrzehnten vorausgesagt, verlangt Ordnungen, die er dem Wesen nach, wenn auch nicht immer in gleicher Form, beantragt hatte."

In Bezug auf D's. hauptsächlichen Lebensberuf sagte schon am 13. Oktober 1864 bei der 25jährigen Jubelfeier des ärztlichen Vereines der Pfalz der damalige Medicinalrat Dr. Heine ganz entsprechend dem, was sein Vorgänger Med. Rat Dr. Daepping schon 1852 geäußert hatte: „Was wäre der palastähnliche Bau (der Anstalt in Klingenmünster), selbst mit den gelungensten inneren Einrichtungen geworden, wenn sich nicht der rechte Mann gefunden hätte, um mit einer warmen Seele die Räume öden Jammers und der Versunkenheit in die geistige Nacht zu durchwärmen und zu erhellen? Daepping suchte einen ärztlichen Mann, der mit hippokratischem Mute und christlichem Mitgefühle die Leiden seiner Pfleglinge in sich aufnehmen, verarbeiten und ihnen ein ständiger Seelenfreund und Familienvater werden möchte und könnte. Er hat ihn wirklich gefunden den Mann, welcher nicht blos der Seelenfreund seiner unglücklichen Pfleglinge, sondern mittelst ihrer der ganzen Pfalz geworden ist durch seine eigentliche Lebensbestimmung, die ihn und welche er nebst Familie so ganz ausfüllt".

Wie Vieles sagte Med. Rat Heine dabei aus mit den wenigen Worten: „Der ganzen Pfalz".

D's. tägliche und ausschließliche Wirksamkeit griff ein in das Leben von Hunderten von Gemeinden und Tausenden von Personen und Familien der ganzen Pfalz, in deren leibliches, seelisches und geistiges Leben. Und aus diesem Grunde gehörte Hermann D. der ganzen Pfalz an mit seinem ganzen Wesen und Wirken wie kein zweiter neben ihm, zum ehrenvollen, dankbaren und gesegneten Andenken unter allen Bewohnern der Pfalz ohne Unterschied des Standes, der Konfession oder Partei.

In dem erwähnten Vortrage von Med. Rat Heine finden wir neben den Worten „der ganzen Pfalz" die andern nicht weniger bedeutsamen „nebst Familie". Darüber wird in dem angeführten „Lebensbild" S. 28 gesagt: „Von Amtswegen kann die Familie des Direktors einer Heilanstalt nicht in Anspruch genommen werden zur Mitwirkung bei der amtlichen Thätigkeit desselben, aber auch hier ist „die Liebe des Gesetzes Erfüllung", das höhere Gesetz einer höheren Erfüllung als das amtlicher

Vorschriften und Maßregeln. Wohl ist es oft ein nicht geringes Opfer an Zeit, Ruhe und Behaglichkeit, auch verbunden mit manchem Opfer andrer Art, wenn die Gattin eines solchen Vorstandes in freier Liebesthätigkeit als gleichgesinnte Gehilfin ihres Gatten ihm zur Seite steht, und namentlich den weiblichen Kranken in sanftmütiger und demütig anspruchsloser Weise sich widmet auf allerlei Art, wenn selbst die Kinder des Hauses durch den nicht zu unterschätzenden mildernden, beruhigenden und erheiternden Eindruck ihres kindlichen und jugendlichen Wesens mitwirken, nicht auf hohen Befehl und nicht nach der Richtschnur eines bestimmten Paragraphen, sondern in freier, freundlicher Hingebung, die nicht amtlich und künstlich gemacht werden kann. Wenn aber der Vorstand einer solchen Anstalt diese, wie es hier geschah, ansieht und pflegt als einen erweiterten Familienkreis, wenn er selbst mit väterlichem Ansehen, verbunden mit väterlicher Liebe in ihr waltet, dann wird eine ihm geistesverwandte Gattin auch eine mütterliche Vorsteherin und Freundin der Kranken, namentlich der Frauen und Jungfrauen unter denselben. Darum liegt auch hier ein Anspruch auf die dankbare Erinnerung der ganzen Pfalz vor im Hinblick auf die wenigen, blos andeutenden, aber sehr vielsagenden Worte Heines „nebst Familie".

Einer solchen Wirksamkeit wie die geschilderte fehlte es auch nicht an Anerkennung von amtlicher wie von anderer Seite. 1869 wurde D. der Michaels-Verdienstorden erster Klasse und 1870 der Titel eines kgl. Hofrates zu Teil. Mehrmals wurde er zu dem baierischen Staatsexamen der Mediciner als Prüfungs-Kommissär beigezogen. Nach dem Kriege 1870/71 wurde er ausgezeichnet wegen Verpflegung und Behandlung von 150 bis 160 kranken und verwundeten Soldaten, die nach der Schlacht bei Weissenburg waren in die Anstalt gebracht worden.

Eine Zusammenfassung der einzelnen Züge des geschilderten Charakterbildes führt uns zu dem Schlusse: Der Reichtum des Geistes, die Fülle des Herzens, die Gediegenheit des Charakters, die Überlegenheit der ganzen Persönlichkeit und ihrer Wirksamkeit über das Wesen und Wirken von unzähligen Durchschnittsmenschen, führte zu dem Ergebnisse einer das gewöhnliche Maß, namentlich in der pfälzischen Bevölkerung, merklich überragenden Erscheinung. Was den Schatten an diesem Lichte betrifft, so

hat ein in nächster Nähe stehender Beobachter geäußert: „Kleine Schwächen hat der Mann wohl, Fehler aber nicht, wenn man nicht seinen zu weit gehenden unbelehrbaren Optimismus in Bezug auf seine Mitmenschen als solchen bezeichnen will.“ Grellem Unrecht gegenüber ließ ihn zuweilen seine sonst so starke Selbstbeherrschung im Stiche.

D's. Thätigkeit an der unter ihm und seiner Leitung gegründeten Anstalt war eine grundlegende und bahnbrechende; die Fortsetzung derselben war erleichtert, indem sie auf dem gelegten Grunde weiter bauen konnte.

Frau Emma Dick, geborne Kaibel, geb. den 5. Februar 1819, gest. den 11. Dezember 1891, erreichte trotz ihrer ursprünglich zarten Constitution ein Alter von 72 Jahren; sie nahm nach dem Tode ihres Gatten ihren Wohnsitz in Landau; dort erlebte sie mit Kindern und Enkeln noch manches Leid und zugleich mancherlei Freude. Ihre älteste Tochter Henriette (geb. 1845) vermählte sich mit dem Gerichtsbeamten Franz Bregeard, (geb. 1835) der aber schon mit 40 Jahren starb und 3 Kinder hinterließ. Die älteste Tochter, Lilly Br. vermählt sich 1895 mit Hauptmann Karl Meisel Landau; die zweite, Emma Br. 1896 mit Dr. Maxon, praktischer Arzt in Landau, während der Sohn, Hermann Br. sich dem Kaufmannsstande widmete und in Nürnberg als Bankbeamter lebt. Die Zwillingsgeschwister Hermann und Emma sind geb. den 10. Juni 1871. Die Mutter aber lebt in Landau, umgeben von ihren zwei Töchtern und 2 Schwiegersöhnen, von denen jedes Paar einen Sohn besitzt.

Lina Dick, geb. den 17. November 1846, wurde die Gattin von Dr. Rudolf Löchner, geb. den 15. März 1838, zu Dürkheim. Letzterer war Jahre lang D's. Assistenzarzt, ehe er dessen Schwiegersohn wurde; nach vieljähriger treuer Assistenz wurde er der Nachfolger; aber nach einigen Jahren litt seine eigene Gesundheit so sehr unter der aufreibenden Thätigkeit, daß er in Ruhestand treten mußte, und schon am 27. Januar 1887 sein Leben beschloß. Auch seine Witwe nahm nun mit ihren drei Kindern in Landau ihren Wohnsitz neben Mutter und Schwester. Die 3 Kinder, Emma (geb. den 12. Juni 1871), Wilhelm (geb. den 27. Oktober 1873) Lieutnant, und Marie (geb. 1879) leben bei der Mutter.

Emma Dick (geb. den 4. Juni 1859) vermählte sich mit Dr. Gottfried Schadow aus der berühmten Künstlerfamilie (geb. den 18. Januar 1855, gest. zu Crefeld den 3. Januar 1885). Beide lernten sich kennen zur Zeit, wo Dr. Sch. als Assistenzarzt in der Anstalt zu Klingenmünster angestellt war. Nach seiner Vermählung ließ er sich als Augenarzt in Crefeld nieder, wo er aber schon mit 30 Jahren starb. Die junge Witwe zog dann mit ihren zwei Söhnchen: Felix Sch. (geb. den 2. Nov. 1883) und Walter Sch. (geb. den 8. Dez. 1884) nach Düsseldorf.

Elisabeth Dick, geb. zu Klingenmünster den 16. Mai 1862, vermählte sich 1881 mit Dr. Hans Feldkirchner aus Nürnberg (geb. den 9. Januar 1847), damals Assistenzarzt in Klingenmünster, jetzt Direktor der Heilanstalt Karthause Prüll bei Regensburg. Deren Söhne sind: Hans F., geb. den 6. Nov. 1884, und Hermann F., geb. den 2. Juni 1887.

3. Julius Dick, geb. den 27. September 1820 in Frankenthal, gest. zu Annweiler den 7. März 1890, besuchte das Gymnasium zu Speyer, widmete sich dann zuerst dem pharmazeutischen und später dem medicinischen Studium; er trat in St. Lambrecht in die Praxis und fand nach Ausübung der letztern an mehreren anderen Orten (in Rheinzabern, Billigheim, Annweiler) eine bleibende Lebensstellung als Bezirksarzt in Dahn; zuvor hatte er sich in Annweiler vermählt mit Wilhelmine Zinngraff von da. Neben einer sehr weit ausgedehnten und beschwerlichen Praxis im Canton Dahn, erfreute er sich im Hause eines glücklichen Familienlebens; nach der Knaben- und Jünglingszeit hatte ich ihn Jahrzehnte lang nur selten und kurz gesehen; um so mehr freute ich mich, im Jahre 1869 auf einer Pfingsttour ihn in Dahn besuchen und seines häuslichen Glückes mit ihm mich freuen zu können; von Natur hatte er nicht den heitern Sinn seines Bruders Hermann, war vielmehr zu trüben Stimmungen geneigt, darum fand ich ihn nun gegen früher vorteilhaft verändert; als er in den letzten Jahren leidend wurde, mußte er endlich seine Praxis aufgeben. Er zog sich dann nach Annweiler zurück, wo er seinen glücklichen Hausstand gegründet hatte, und wo seine Witwe als glückliche Mutter und Großmutter mit ihrer Tochter Lina, deren Gatten und Kindern zusammenlebt in der früheren Heimat, und von diesem Standquartiere aus Kinder und Enkel da und dort besucht.

a) Hermann Dick II, geboren den 4. Juli 1852, Kaufmann, ist von Mannheim nach Frankfurt übergesiedelt, zugleich ist derselbe Reserveofficier, vermählt mit Therese Steidle und Vater eines Söhnchens, das in den Namen Julius Hermann die des Vaters und des Großvaters vereinigt.

b) Gustav Dick, geb. den 13. April 1863, hat sich wie sein älterer Bruder ebenfalls dem kaufmännischen Berufe gewidmet und lebte verheiratet mit Martha Manke bis vor kurzem in Amberg, hat sich aber nun in Kaiserslautern niedergelassen. Sie erfreuen sich einer Tochter und eines Sohnes.

c) Julius Dick II, geb. den 4. Mai 1865, verheiratet mit L. Diehl aus Annweiler, steht als Lieutnant in Garnison in Landau und ist Vater eines Söhnchens.

d) Lina Dick, geb. den 22. März 1855, vermählt mit Fritz Geis (geb. den 4. Juli 1840), kgl. Bezirksarzt, lebt mit diesem in Annweiler, dem früheren Wohnsitze der Eltern, wie der Großeltern Zinngraf, und mit den Töchtern Mina, geb. den 9. Dezember 1881 und Emma, geb. den 19. Dezember 1887.

e) Lisette Dick, geb. den 14. März 1859, lebt als Gattin des Pfarrers und k. Dekans Theodor Gümbel (geb. in Landau den 20. Oktober 1847) in Lauterecken. G.'s Geschichte der protestantischen Kirche der Pfalz ist eine wertvolle Quelle für die Geschichte der Pfalz durch ihre Verknüpfung mit der pfälzischen Profangeschichte und das biographische Lexikon sämtlicher ev. Geistlichen der Pfalz seit der Reformation, in welchem eine Menge pfälzischer Familien aus allen Ständen die Namen ihrer Vorfahren finden in Verbindung mit der Zeit- und Ortsgeschichte.

Der Sohn Theodor Gümbel II ist geb. den 13. Nov. 1879 und studiert Medizin.

Der Sohn Hermann G., geb. den 10. Februar 1881, wird Techniker.

Die Tochter Emilie G., geb. den 25. Mai 1881, lebt bei den Eltern.

f) Mina Dick, geb. den 8. März 1861, lebt als Gattin des praktischen Arztes Dr. Wilh. Fath in St. Lambrecht.

4. Henriette Dick I, geb. den 22. Oktober 1818, die einzige Tochter der Frankenthaler Familie D., hat nach dem Tode der Mutter bis zum Tode des Vaters dessen Haushalt geführt.

Einige Zeit nachher begab sie sich in die französische Schweiz in das Pensionat des Pfälzer Landsmannes König, (dessen hochbetagte Witwe noch (1896) in Speyer lebt), um sich dort mit der französischen und englischen Sprache wie mit dem Unterrichts- und Erziehungswesen vertraut zu machen. Als sie von ihrer Rückkehr aus der Schweiz bei ihrem Bruder in Hasloch weilte, lernte Herr Caspar Mattil (geboren den 22. Oktober 1806 in St. Lambrecht) sie kennen, der als Guts- und Mühlenbesitzer in dem benachbarten Speyerdorf lebte und bat sie um ihre Hand; sie reichte ihm dieselbe im Jahre 1847 zu einem sehr harmonischen Bunde; dabei fand sie zugleich alsbald Gelegenheit, ihre Thätigkeit als Erzieherin auszuüben an M.'s Töchterchen aus erster Ehe. Bis zur Übersiedlung des Bruders nach Hornbach konnten nun die beiden Geschwister noch einen freundlichen Verkehr pflegen. Zu diesem kam aber bald auch ein öfterer Verkehr mit den Verwandten Petersen, Menner und Paraquin; denn obgleich der neue Vetter uns früher persönlich nicht bekannt war, lernten wir ihn doch alsbald schätzen und lieben, namentlich schlossen die beiden in demselben Jahre gebornen Mädchen, Lisette Mattil (geboren den 8. Febr. 1838) und Ida Petersen, (geboren 1838 am 7. April) sich aneinander an zu einem Bunde für's Leben; sie konnten jüngst das 50jährige Jubiläum ihres Freundschaftsbundes feiern. Zu der Tochter Lisette wurden der Familie M. noch zwei Töchter geboren, die jetzt in Carlsruhe lebende Tochter Emma, geb. den 21. April 1848 und Emilie M., geb. den 19. Okt. 1850, † am 14. November 1866.

Die Tochter Lisette heiratete 1865 den damaligen Stiftungsverwalter Edwin Sprenger (geb. den 15. Juni 1835 zu Lahr), welcher später als Domänenverwalter in Offenburg, dann als Domänenrat in Carlsruhe thätig war; jetzt ist er als Ministerialrat Chef der Alters- und Invaliden-Versicherungsanstalt in Baden. Die Eltern Mattil zogen mit der Tochter Emma nach dem Verluste der jüngeren Tochter 1866 nach Carlsruhe und kehrten später wieder für einige Zeit nach Speyerdorf zurück; 1871 nach dem Tode des Gatten zog die Witwe mit ihrer Tochter Emma nach Heidelberg und 1878 nach Carlsruhe, wo sie am 27. April 1880 starb. Seitdem bildet die Tochter Emma das beiderseits beliebte Mittelglied zwischen der Familie Sprenger und der Familie P. mit ihren Zweigen.

Die Familie Mattil stammt aus Lambrecht und von jenen Wallonen, die zur Zeit der Verfolgung durch die Spanier und die spanische Inquisition eine Zuflucht fanden in der Pfalz. Unser Landsmann Dekan Friedrich Bläul hat deren Geschichte anziehend geschildert in dem Schriftchen: „Die Wallonen in der Pfalz."

Der Familie Sprenger wurden drei Kinder geboren: Hermann, Emilie und Rudolf. Hermann S., geb. den 30. Januar 1866, wirkt als Stadtvikar in Heidelberg. Emilie S. (geb. den 4. September 1868 wurde als liebliches Mädchen und einzige Tochter schon mit 18 Jahren aus diesem Leben abgerufen.

Rudolf S., geb. den 6. Oktober 1873, ist Ingenieur.

Familie August Petersen.

I. August Petersen war der einzige Sohn unsres Großvaters Carl Ludwig P. und seiner zweiten Gattin Friederike, geb. Hermanni, von der Saline Theodorshalle bei Kreuznach. Wir haben derselben schon gedacht in der Lebensgeschichte unsres Großvaters und der großen Verdienste, die sie sich als Gattin und Mutter um die Familie erworben hat.

Für die Nachkommen dieses Zweiges der Familie muß ich hier noch Folgendes mitteilen, was übrigens auch andre Familienmitglieder interessieren wird. Mein Vater hat oft erwähnt, daß die Familie H. aus Spanien stamme, ohne Näheres darüber mitzuteilen. Eine Familienchronik, die 1737 verfaßt wurde, geht von Geschlecht zu Geschlecht zurück auf das Jahr 1629. Über die Abstammung der Familie wird berichtet, daß ein spanischer Edelmann bei Valenciennes in den damaligen spanischen Niederlanden im 16. Jahrhundert reich begütert war. Zur Zeit der Verfolgung und des Bibelverbotes durch die Inquisition hatte er sich durch Anschaffung und Gebrauch der Bibel verdächtig gemacht; unter solchen Umständen schickte er seine Frau mit seinen beiden Töchtern nach Dordrecht; als bald darauf von der Inquisition bestellte Reiter gegen ihn ausgesandt wurden, gelang es ihm und seinen Söhnen auf eine ebenso kühne als kluge Weise, „durch Gottes sonderlichen Schutz und Beistand" auch nach Dordrecht zu entrinnen. Dort starb der Vater, die Söhne verstreuten sich in verschiedenen Gegenden, wo sie ihren Namen änderten, so daß sie Stammväter verschiedener Familien wurden, z. B. der Familie von Petermann und von Stetten (in Augsburg). Die Familie H.

stammt vom jüngsten Sohne, der wohl gegen Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts wird gestorben sein. Ein Enkel wurde 1629 geboren zu Edickhofen (Edenkoben); er war unter Churfürst Karl Ludwig Stadtschultheiß in Frankenthal. Wir finden dann die übrigen Nachkommen meist in der Pfalz, (besonders in Neustadt) oder im Herzogtum Zweibrücken, teils als Beamte, teils als Geistliche. Ein H. erwarb als Kaufmann in Paris und Straßburg ein großes Vermögen; seine Tochter vermählte sich mit Joh. Dieterich und wurde die Mutter jenes bekannten Freiherrn von Dietrich, der als erster Maire von Straßburg 1792 den Rouget de Lisle, seinen Gast, aufforderte, für ein ausmarschierendes Freiwilligenkorps ein vaterländisches Kriegslied zu dichten. R. eilte nach Hause und vollendete in einer Nacht Text und Melodie der Marseillaise. Dietrich aber, der Veranlasser des Liedes, der auch als Gelehrter und Schriftsteller, wie durch seine politische Stellung ausgezeichnet war, wurde 1793 durch das Revolutionstribunal zum Tode verurteilt, während R. erst 1836 starb, nachdem L. Philipp 1870 ihm eine Jahrespension von 1200 Frs. ausgesetzt hatte. Maire Dietrich aber und unser Großvater Carl Ludwig P. waren 1793 zu gleicher Zeit verfolgt von dem Straßburger Schreckensmann Eulogius Schneider; D. war beim Sturze des Schneider bereits in Haft in Paris, wo er bald darauf guillotiniert wurde, während P. in Straßburg wieder frei wurde. Wenige Jahre darauf (1798) hat er auf der Saline Theodorshalle bei Kreuznach mit Friederike Hermanni, Tochter eines Vetters von Dietrich, sich verheiratet. Diese Saline wurde unter Churfürst Karl Theodor gegründet (daher Theodorshalle genannt) von zwei Brüdern Hermanni, deren Eigentum sie ursprünglich war. Aus der genannten zweiten Ehe unsres Großvaters gingen zwei Kinder hervor.

1. Amalie Petersen, geb. zu Mainz 1799. Von ihrer Vermählung mit dem bayerischen Hauptmann Max von Kaltenthal haben wir schon im ersten Teile gehört. Nach kurzem Ehestande lebte sie als Wittwe bei ihrer Mutter in Landau, wo ihr Lebenslauf gleich dem ihrer Mutter einfach und still verlief; nach deren Tode (1852) zog sie zu ihrem in Aschaffenburg wohnenden Bruder, wo sie in leidendem Zustande noch einige Jahre lebte. Das früher verstorbene Söhnchen Max war der letzte Sprößling des alten schwäbischen Rittergeschlechtes von Kaltenthal.

2. Georg Christian August Petersen, geb. am 6. Mai 1803 zu Kaiserslautern. Während unser Vater schon als achtjähriger Knabe seine Mutter verlor, durfte dieser jüngere Bruder aus zweiter Ehe sich beider Eltern Jahrzehnte lang erfreuen. Er widmete sich dem Studium der Rechte, für welches er ganz besonders geeignet und begabt war durch sehr klares, sachliches Urteil, verbunden mit großer Ruhe und Selbstbeherrschung. Nach dem Besuche der Universitäten Erlangen und Heidelberg (wo er zu den Füßen von Zachariä und Thibaut saß), ging er noch für einige Zeit nach Paris, um sich dort besonders mit dem französischen Rechte und der französischen Gerichtssprache vertraut zu machen. Nach seiner Rückkehr trat er in Zweibrücken in die Praxis. Im Jahre 1829 verlobte er sich dort mit Charlotte Roos, die von mütterlicher Seite, weil unsere Mutter eine Schwester der ihrigen, unsre Cousine war, von väterlicher Seite aber nun unsre Tante wurde. Als P. dieser unser jüngster Oheim Friedensrichter (= Amtsrichter) in Göllheim geworden war, lud er uns, d. i. meine Geschwister Lina und Wilhelm und mich nebst den Geschwistern Henriette und Julius Dick ein, ihn in Göllheim zu besuchen. Das war nun (anfangs der dreißiger Jahre) für uns eine Reise, die sehr freundliche Jugenderinnerungen mit sich brachte, wie besonders an das nahe Schlachtfeld mit dem Königskreuz und an das Kloster Rosenthal; ferner an das Gienanthsche Eisenwerk in Eisenberg, besonders aber an den Donnersberg und seine umfassende Aussicht. Diese wurde uns durch die Freundlichkeit des Onkels durch eine Fahrt nach Dannenfels verschafft, von wo aus wir den Berg bestiegen. Nachdem der Onkel einige Jahre darauf an das Bezirks- (jetzt Land-) gericht in Zweibrücken war befördert worden, wurde ich mit meinem Bruder Wilhelm von 1837—1839 als Gymnasiast sein Haus- und Familiengenosse. Neben der Annehmlichkeit des Familienlebens war es für uns von großem Werte, an seinem Charakter und Urteil im täglichen Umgang uns selbst zu bilden. Er wachte väterlich über uns, doch ohne uns kleinlich zu beschränken, und bereitete uns auf den Übergang in's Universitätsleben in trefflicher Weise vor; auch machte er uns in allerlei Weise mit dem Gang und den Verhältnissen des Lebens vertraut. Der Eindruck seiner ganzen Persönlichkeit, verbunden mit dem Ansehen und Vertrauen, welches er genoß in seinem persönlichen Leben wie in

Bezug auf seine amtliche Thätigkeit, war für unser eignes Leben sehr fruchtbringend. Als in jenen Jahren bei der Beförderung mehrmals andre ihm vorgezogen wurden durch Begünstigung, dachte er vorübergehend an eine Meldung auf die Stelle eines Friedensrichters, aber nachdem die maßgebenden Persönlichkeiten am Appellationsgerichte seine Fähigkeiten und Leistungen hatten immer besser schätzen lernen, erfolgte die Beförderung in die Staatsbehörde und etwa um die Mitte der vierziger Jahre die zum Oberappellationsgerichtsrate in München. Als im rechtsrheinischen Bayern die Schwurgerichte eingeführt wurden, ward ihm der Auftrag zu Teil, die erste öffentliche Schwurgerichtssitzung in Ansbach als Vorsitzender abzuhalten; die würdige Haltung seiner Persönlichkeit, die Sicherheit seines Verfahrens, wie die Klarheit seines Vortrages machte solchen Eindruck, daß er in dieser Stadt, wo einst seine Großeltern von der Lith in großem Ansehen gelebt hatten, nun 100 Jahre nach ihrem Tode gefeiert wurde. Von München wurde er in den fünfziger Jahren als Oberstaatsanwalt nach Aschaffenburg befördert, an welchem Orte er dann als Präsident des dortigen Appellationsgerichtes die letzte und höchste Stufe seiner ehrenvollen juristischen Laufbahn erreichte. Unter Erteilung des Civilverdienstordens, verbunden mit dem persönlichen Adel, wurde er im folgenden Jahrzehnte in den Ruhestand versetzt, den er in München verlebte, wo er im Jahre 1878 sein Leben beschloß. Tante Lottchen, geb. Roos, war ihm, obgleich neun Jahre jünger, schon einige Jahre vorangegangen. Sie war eine Schwester des in München verstorbenen Ministerialrates August v. Roos und damit eine Schwägerin der mit ihrer Tochter Julie auf eine so schauderhafte Weise ums Leben gebrachten Frau Carolina v. Roos, geb. Alwens.

Die Nachkommen von Oheim August P. sind:

1) Friedrich P., Rat am obersten Gerichtshofe in Bayern;
2) Auguste P., Witwe des in Aschaffenburg verlebten Oberlandesgerichtsrates Max Bauer, und
3) Amalie P., Gattin des in München lebenden Senatspräsidenten des Reichsgerichts i. P. Karl Hocheder.

Friedrich P., der letzte Träger unseres Namens aus dem Zweige Petersen-Hermanni ist unvermählt; die beiden Familien Bauer und Hocheder verloren je den einzigen Sohn; der junge

Bauer starb schon als Gymnasiast, der junge Hocheder als junger Arzt. Charlotte Bauer lebt in Bergzabern als Gattin des Architekten Rudolf, und Amanda Hocheder in Leipzig als Gattin des Direktors Brünings an der Vereinsbrauerei daselbst. Letztere haben eine Tochter, erstere zwei Kinder.

Von den Geschwistern meines Vaters mit ihren Kindern und Enkeln wenden wir uns nun zur Geschichte meiner Geschwister:

Kinder des kgl. bayer. Landkommissärs Wilhelm Petersen in Landau.

1) **Georg Heinrich Friedrich Adolf Petersen** ist geboren zu Landau den 7. August 1821. Da mein Lebensgang bis zum Jahre 1840 Hand in Hand geht mit dem meines nur um dreizehn Monate jüngeren Bruders Wilhelm, sich auch mit dem meiner übrigen Geschwister so vielfach berührt, will ich alsbald zu der Lebensgeschichte des mit mir fast zwei Jahrzehnte lang beinahe wie ein Zwillingsbruder verbundenen Bruders übergehen.

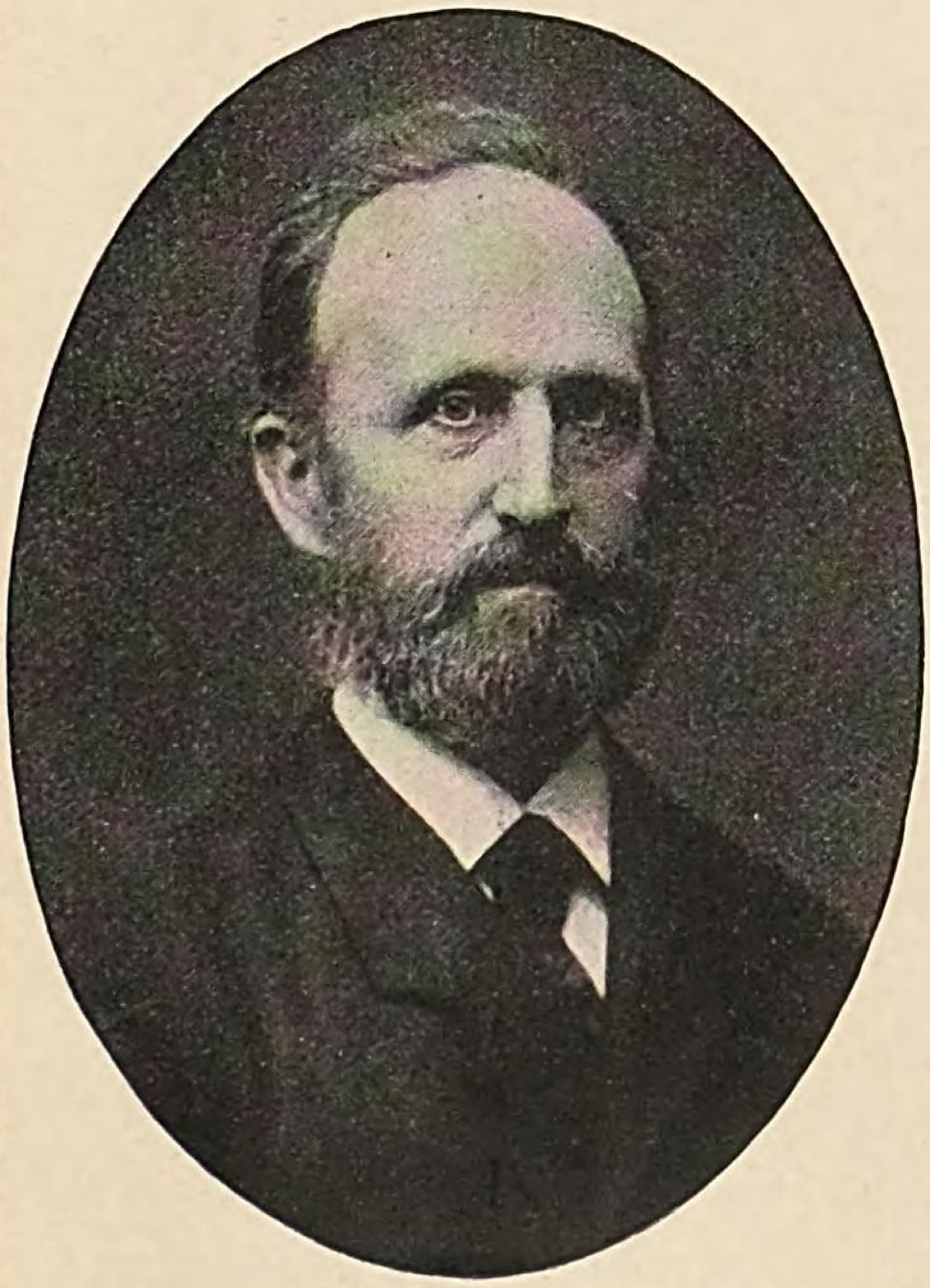
2) **Caspar Wilhelm Petersen** wurde am 3. September 1822 zu Landau geboren als ein sehr kräftiges Kind, das sich auch geistig so rasch entwickelte und als so begabt zeigte, daß der um ein Jahr jüngere Bruder mit dem ältern ohne Anstrengung alle Schulen in derselben Klasse durchmachen konnte; durch Gutherzigkeit, Verträglichkeit und Heiterkeit machte er sich im Kreise der Geschwister wie der Spielgefährten und spätern Jugendgenossen sehr beliebt. Mit 13 Jahren begab er sich im Jahre 1835 schon mit mir auf das Gymnasium zu Speier, von wo wir 1837 nach Zweibrücken übersiedelten; ebenso besuchten wir im J. 1839 noch miteinander die Universität Erlangen, er mit 17, ich mit 18 Jahren; von allen, die im Jahre 1839 mit uns das Gymnasium absolvierten (z. B. Ludwig Glaser, gest. als Consistorialdirektor, Eduard Culmann, zuletzt Oberamtsrichter in Ludwigshafen u. a.) lebt meines Wissens nur noch Justizrat Neumayer in Neustadt a. d. H., aus dem nächstfolgenden Jahrgang nur noch Oberlandesgerichtsrat Hermann Derkum in München. Bruder Wilhelm war entschlossen, Medicin zu studieren, während ich mich



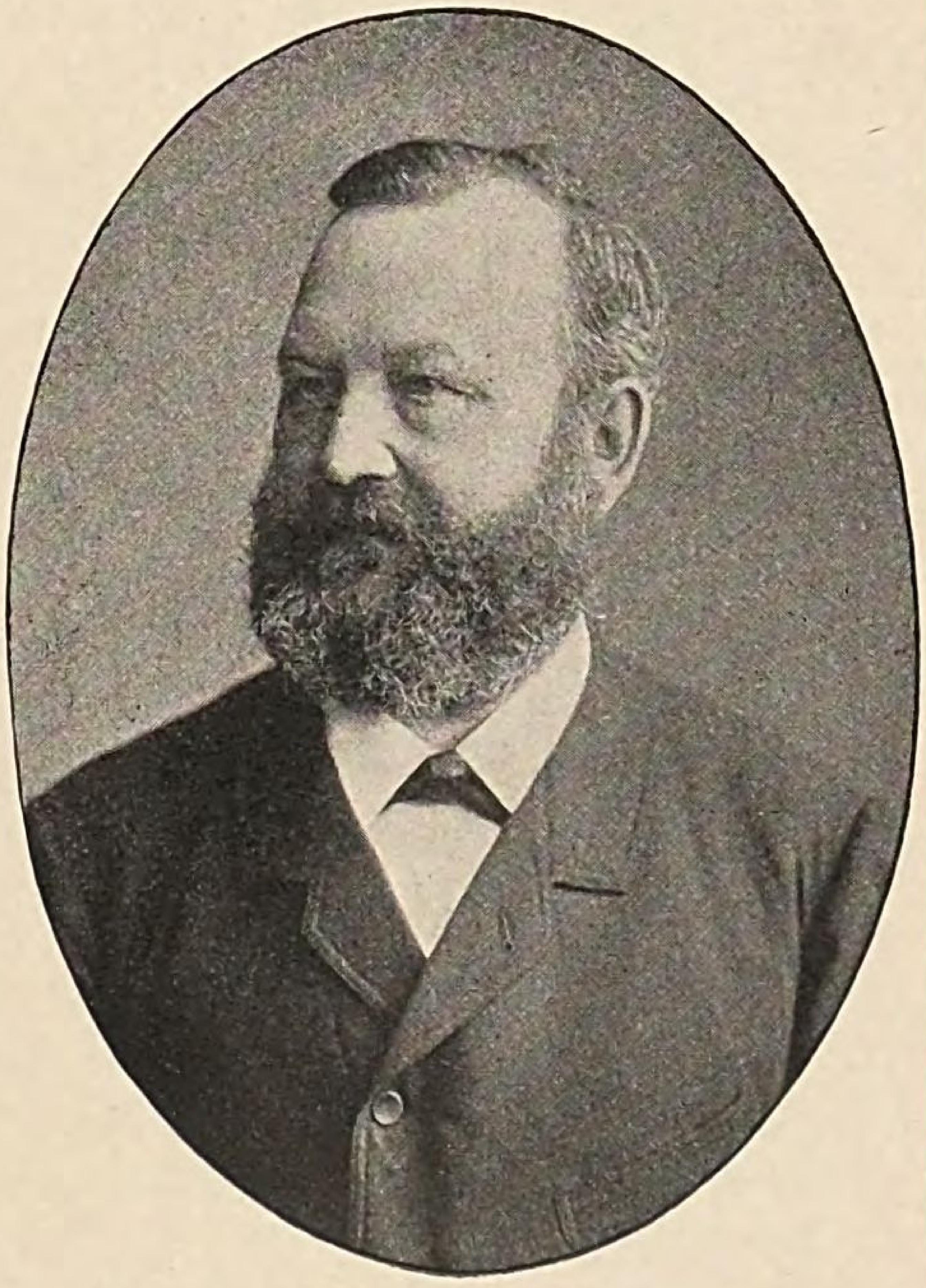
Adolf Petersen



Gustav Petersen



Karl Petersen



Julius Petersen

als Jurist immatrikulieren ließ. Wir hörten noch die damals vorgeschriebenen philosophischen Vorlesungen zusammen, zugleich wendete sich jeder so weit als möglich seinem besonderen Fachstudium zu; auch nahmen wir gemeinsam Unterricht im Reiten. Bruder Wilhelm schloß sich mit den meisten unserer näheren Bekannten dem Corps der Bayreuther an, und unter ihnen besonders an seinen in München als Reichsgerichsrat a. D. noch lebenden teuern und treuen Freund Dürrschmidt aus Wunsiedel. Obgleich ich mich mit Rücksicht auf meine Kränklichkeit nicht beteiligte am Corpsleben, blieb ich doch in freundlicher Fühlung mit dem Corps der Bayreuther auch nach dem Weggange meines Bruders von Erlangen. Auch wendete ich mich um die Jahreswende von 1839/40 von der Jurisprudenz zur Theologie. Meine schwankende Gesundheit, der Tod unserer Mutter im Mai 1839, das bald nach einander in Zweibrücken erfolgte Wegsterben von Mitschülern und Jugendfreunden (Christian Zang, Carl Neumayer und Ludwig Böcking) hatte mich in ernste Stimmung versetzt. Durch Zusammentreffen mit von Speyer her bekannten Studenten der Theologie, besonders dem als Pfarrer in Mutterstadt verstorbenen Adolf Stempel — schon in Landau als Mitschüler uns befreundet — und mit dem noch in Bayreuth lebenden Kirchenrat Caselmann, wurde ich dazu angeregt, mich mit christlichen und theologischen Fragen zu beschäftigen, namentlich mit den beiden: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" und: „Wie dünket euch um Christo?" Gerade der Umstand, daß in der Pfalz die Erlanger Theologie so verschrieen war, reizte mich zunächst zum Widerspruch, dann aber zum Nachforschen; auch die Übersendung von Molierès „Tartüffe" durch meinen besorgten Vater, mit der Ermahnung, die Geister zu prüfen, ermunterte mich, Männer wie Krafft, Harleß, Hofmann, Heinrich Thiersch, den Juristen Stahl, der mich zu einem juristischen Kränzchen eingeladen hatte, wie den Naturforscher Karl von Raumer zu prüfen nach ihrer Persönlichkeit und ihren Vorträgen, besonders aber in der h. Schrift selbst zu forschen in einer Weise, in welcher ich es bisher nicht gewohnt war. Da die Bedenken des besorgten Vaters sich nicht auf den theologischen Beruf an und für sich bezogen, verminderten sich dieselben von Jahr zu Jahr, so daß er sich später bei mir in den Pfarrhäusern in Erlenbach und Rhodt sehr wohl fühlte. Wir beiden Brüder wohnten und lebten

nun in Erlangen trotz verschiedener Richtung der Wege und Gedanken noch beieinander bis zu den Herbstferien im J. 1840, dann wanderten wir einträchtig zu Fuß über Ansbach, Ellwangen, den Hohenstaufen, Stuttgart und Karlsruhe der Heimat zu. Br. Wilhelm bezog dann im Wintersemester die Universität Heidelberg, während ich noch für ein Semester nach Erlangen zurückkehrte, dann aber im Mai 1849 Bonn besuchte; hier hat mich der alte und zugleich damals noch so jugendlich frische E. M. Arndt mit Handschlag in die Zahl der Studierenden aufgenommen.

Im Herbste 1841 siedelte W. nach Würzburg über, wo das Juliusspital für sein Studium besonders wichtig war; zugleich beteiligte er sich am Studentenleben durch Wiederaufrichtung der Verbindung der Rheinländer; welches Vertrauen und Ansehen er in derselben genoß, beweist die Erwählung zum Consenior im Jahre 1843, schon vor erreichtem einundzwanzigjährigen Lebensjahr. Nach dem Examen im Sommer 1843, besuchte er noch einige Zeit die Poliklinik in Würzburg und im September seinen Freund Dürrschmidt in Wunsiedel, mit dem er am 3. September seinen 22ten Geburtstag auf der Luisenburg bei Wunsiedel feierte. Mit dem Winter 1843/4 kam der Eintritt in die Praxis in Landau bei L. Dr. Pauli junior. Im Herbste 1844 folgte eine Studienreise nach Paris. Da kurz zuvor der früher erwähnte Jugendfreund unsres Vaters, H. Brière de Valigny, Rat am Kassationshofe in Paris, den Vater in Landau besucht hatte, fand nun W. in Paris bei ihm und dessen Familie eine freundliche Aufnahme, und fühlte sich bald heimisch in der liebenswürdigen Familie des Mannes, der seit den Knabenjahren Jahrzehnte lang ohne ihn wieder zu sehen, unserm Vater eine so treue Anhänglichkeit bewahrt hatte, die beiden Männern zu großer Ehre gereichte. Durch Herrn v. V. wurde der junge Deutsche bei dem berühmten Naturforscher Geoffroi St. Hilaire im Jardin des plantes eingeführt, und durch diesen einer anderen Celebrität, Lißfrane, empfohlen. Neben der Fachbildung wurde auch hier wie anderwärts die allgemeine Bildung gepflegt, z. B. durch Besuch der Vorlesungen des durch seinen Kampf gegen die Jesuiten bekannten Edgar Quinet. Im Frühjahre 1845 nach der zweiten Prüfung in Würzburg folgte noch einmal eine Studienreise sowohl nach Prag wie nach Wien, wo damals hervorragende Mediciner Schüler aus allen Ländern um sich sammelten. So konnte der erst drei-

undzwanzigjährige junge Mediciner wohl ausgerüstet in die Heimat zurückkehren. In Ermangelung einer andern günstigen Gelegenheit ließ er sich vorläufig in der Vaterstadt als praktischer Arzt nieder, da anderwärts keine passende Gelegenheit hiezu vorhanden war. Trotz der Schwierigkeiten des Anfanges, für einen noch so jungen Arzt, bot sich doch eine verheißungsvolle Aussicht für die Zukunft dar. Die Achtung der älteren Collegen, der Eindruck der ganzen Persönlichkeit, verbunden mit Tüchtigkeit im Berufe und Liebenswürdigkeit im Umgange, gewann ihm bald viele Zuneigung in der Bevölkerung der Stadt und erweckte schöne Hoffnungen bei geduldigem Zuwarten; für die ältern Schwestern wie für die jüngeren Brüder war der tägliche Verkehr mit dem Bruder, der sich ihnen in freien Stunden so gerne widmete, von großem Werte wie für den Vater eine hohe Freude, während der älteste Sohn schon im Spätjahre 1843 in den Dienst der Kirche trat, nun den zweiten Sohn an seiner Seite und für ihn eine schöne Laufbahn fürs ganze Leben eröffnet zu sehen. Um so größer war der Schmerz und um so bitterer die Enttäuschung, als der kräftige und blühende junge Mann, der bisher die Krankheit nur an andern hatte kennen lernen, im Jahre 1847 anfing zu kränkeln. Das Vertrauen auf seine gewohnte Rüstigkeit, und der Eifer für den Beruf, in welchem er bei Tag und Nacht keinen Gang versäumen wollte, verleitete ihn zur Vernachläßigung der ersten Anfänge eines Brustleidens; wohl gelang es ihm, den Verlauf des Leidens durch spätere Vorsicht und Sorgfalt zu verzögern, aber nicht mehr zur Genesung zu gelangen. Sechs bis sieben Jahre zog sich nun das Leiden hin, das er selbst nur zu gut erkannte und zugleich mit männlicher Fassung ertrug. Eine leichtere Praxis war dabei immer noch möglich; zur Ausübung derselben an einem geeigneteren Orte ließ er sich zwei bis drei Jahre nach dem Beginne seines Leidens in Deidesheim nieder. Den Ausgang der Sache klar voraussehend, pflegte er, nach einer Mitteilung an Vetter H. Dick, am Neujahrsmorgen nach dem Erwachen sich zuzurufen: „Prost Neujahr! bist du auch noch da?" Als er einst des Nachts zu einer Wöchnerin gerufen wurde, überfiel ihn auf dem Wege ein Blutsturz; trotzdem setzte er nach kurzer Unterbrechung seinen Weg fort und nahm die Entbindung vor, um sich dann nach größter Erschöpfung heimzuschleppen. Als er sein Ende herannahen fühlte und die Ausübung der

Praxis ihm unmöglich wurde, kehrte er als todkranker Mann von 31 Jahren in die Vaterstadt zurück, in welcher er 8 Jahre zuvor als so hoffnungsvoller und so viele schöne Hoffnungen erweckender junger Arzt sich niedergelassen hatte. Ein Vaterhaus fand er nicht mehr vor, aber bei Schwester Lina und Schwager Menner die liebreichste Pflege bis zum letzten Atemzuge. Durch seinen im Dezember 1854 erfolgten Tod wurde für den Vater wie für die Geschwister die seit dem Tode der Mutter (1839) schmerzlichste Lücke im Kreise der Familie herbeigeführt; Daß man dieselbe Jahre lang gefürchtet hatte, hat den Schmerz über den Verlust des teueren Sohnes und Bruders, der so Vieles schon bot und noch viel mehr versprach, nicht abgeschwächt, sondern vervielfacht und vertieft.

3) **Gustav Petersen,** der nächste der Brüder, ist geboren am 8. Mai 1825. Er war von seiner Kindheit an nicht so kräftig wie Bruder Wilhelm, hat denselben aber doch mehr als ein Jahrzehnt überlebt. Der Besuch des Soolbades auf der Saline Theodorshalle bei Kreuznach mit der Mutter, auch der Gebrauch von Soolbädern zu Hause hat ihn übrigens vor eigentlicher Erkrankung bewahrt; er wuchs zu einer stattlichen Höhe heran, aber mit schmaler Brust. Er hatte vorherrschenden Sinn fürs praktische Leben und wurde deshalb nach seiner Confirmationszeit einige Jahre einer Anstalt in Saargemünd zur Vorbereitung für den Handelsstand übergeben; sodann trat er in die Lehre bei Herrn Gerlach in Landau, mit dem und dessen Familie wir, besonders durch die Töchter, befreundet waren. Nach bestandener Lehrzeit trat er in Metz in ein Geschäft ein; als Bruder Wilhelm im Jahre 1844 über Metz nach Paris reiste, verlebten beide Brüder einen vergnügten Tag zusammen und besahen mit einander ein großes französisches Lager bei Metz.

Auch Bruder Gustav ging später zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris. Dort lernte auch er wieder die Liebenswürdigkeit der Familie Valigny kennen und wurde in derselben als Sohn eines alten Jugendfreundes freundlich aufgenommen. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt übernahm er mit seinem Geschäftsfreunde Rossi eine schon länger bestehende anerkannte Firma (ursprünglich Wolfhügel-Capeller) und bewährte sich dabei besonders nach Erkrankung seines Teilhabers als ein so tüchtiger Geschäftsmann, daß er als solcher auch sehr guten Erfolg hatte.

Darauf hin gründete er am 8. Mai 1856, gerade 31 Jahre alt, seinen eigenen Hausstand durch seine Vermählung mit Lina Trapp von Landau, geb. den 22. Januar 1837. Da kam nun an der Seite seiner treuen, ihm die Sorgen der Geschäfte erleichternden und das häusliche Leben erheiternden Lebensgefährtin und mit der Freude an drei Töchtern und einem Sohne eine Reihe von glücklichen Jahren, die nach dem zwei Jahre zuvor erfolgten Tode des Bruders Wilhelm, auch für den Vater und die Geschwister eine Quelle neuer Familienfreuden in der Vaterstadt Landau wurden; aber leider doch nur für eine viel kürzere Zeit, als man gehofft hatte; als er im März 1863 zur Beerdigung des Vaters nach Kaiserslautern kam, erschreckte uns sein krankhaftes Aussehen; da eine ernstliche Erkrankung noch längere Zeit ausblieb, gewann natürlich die Hoffnung auf Genesung wieder Raum, inzwischen entwickelte sich aber ein schleichendes Brustleiden immer rascher und stärker, bis am 24. März 1865 kurz vor Zurücklegung von 40 Jahren seine Lebenszeit ihr Ziel schon erreichte. Das jüngste der vier Kinder war erst drei, das älteste erst neun Jahre als. Die damals noch lebende rüstige und treue Großmutter Trapp konnte der jungen Witwe und ihren Kindern das ihnen auferlegte Kreuz tragen helfen, und die Kinder wuchsen zur Freude der Mutter und Großmutter heran.

1) Gustav P., der einzige Sohn, geb. den 21. Juni 1857, bildete sich in Landau in einem Bankgeschäfte aus, übernahm dann eine Stelle in Frankfurt, worauf er sich nach Amerika begab, um dort in ein größeres Geschäft einzutreten. Sein Vorhaben, nach einigen Jahren, die Mutter und Schwestern wieder aufzusuchen, kam leider nicht zur Ausführung, weil er unversehens zur Zeit einer ungewöhnlichen Hitze erkrankte und schon am 24. Juli 1892 starb. So mußte die Mutter ein zweites schweres Opfer bringen, das des einzigen Sohnes, zur Bewährung ihrer Opferwilligkeit. Während sie aber einerseits aufs Neue mit Thränen mußte säen, durfte sie auf der andern auch wieder mit Freuden ernten als glückliche Mutter und Großmutter.

2) Die älteste Tochter, Elise P., geb. den 22. Februar 1859, trat in den Stand der Ehe mit Konrad Weyland, Pfarrer in Neuhäusel; aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor: Walter, geb. den 18. August 1889, Hedwig, geb. den 26. August 1890,

und Gustav, geb. den 26. April 1893, die das stille Pfarrhaus in dem stillen Neuhäusel fröhlich beleben.

Die zweite Tochter, Mathilde P., geb. den 26. Juli 1860, lebt in der Regel bei der Mutter in Landau, ist aber dazwischen als geschäftige und thatkräftige Martha, Schwester und Tante sehr häufig eine starke und treue Stütze der Schwestern, wie sie gelegentlich in Fällen von Reisen oder Erkrankung bald in Neuhäusel die Kinder der ältern, bald in Berlin die der jüngern Schwester bemuttert.

3) Lina P., die jüngste Tochter, lebt in Berlin als Gattin von Karl Reichhold, der dort einem großen Geschäfte vorsteht; er ist aber nicht blos glücklich als Geschäftsmann, sondern noch glücklicher als Gatte und Vater, der neben häufigen weiten Reisen das häusliche Leben und Glück hoch zu schätzen weiß und besondere Ursache hat sich dessen zu freuen, namentlich auch in der Freude an seinen vier Kindern; aus vaterländischem Sinne legte er dem ältesten Sohne, geb. den 12. Februar 1888, den Namen Wilhelm Hellmuth bei, dem zweiten, geb. den 5. Mai 1892, den Namen Hermann, dem dritten, geb. den 16. April 1895, den Namen Otto, dem ersten Töchterchen den Namen Luise. Das zweite Töchterchen, Elisabeth, wurde erst geboren den 22. Dezember 1897. Der Großnichte Luise im Jahre 1892 das Sakrament der heil. Taufe zu erteilen, im 71ten Jahre meines Lebens, das war doch auch für mich ein merkwürdiges Erlebnis.

Wir haben uns auf der Seite 43 des ersten Teiles an Berlin erinnert, zuerst an den Aufenthalt des französischen Lieutenants P. im Jahre 1806 nach der Schlacht bei Jena, dann des Enkels Wilhelm Paraquin, der als bayerischer Reservelieutenant im Jahre 1870 nach der Schlacht bei Weißenburg nach einer Transportierung französischer Gefangener auf der Rückreise dort eintraf, sein Bruder Adolf kam dann etwa 20 Jahre später eben dahin als bayrischer Offizier im Gefolge des bayrischen Prinzen Arnulf, und in der Zwischenzeit der jüngste Sohn des ehemaligen französischen Offiziers als Mitglied des Zollparlamentes und des Deutschen Reichstages; eine Familienstation in Berlin kam aber erst zu Stande durch die Vermählung von Lina P., der Tochter von Gustav P., mit Karl Reichhold. Diese Vermählung brachte zugleich zwischen den Familien P. und Menner in Landau eine doppelte Verwandtschaft mit sich, da Amalie Menner und Carl

Reichhold Kinder von Geschwistern sind; mir aber, dem es im Jahre 1841/42 nicht gelang, meinem Wunsche gemäß als stud. theol. die Universität Berlin zu besuchen, wurde dann 50 Jahre später die Freude zuteil, von Leipzig aus vor der Trauung von Melanie P. mit Julius Lehmann auch in der Reichshauptstadt noch einmal eine Amtshandlung zu verrichten in einem kleinen glücklichen Familienkreise. Wenn wir aber nun durch die Familiengeschichte vom Anfang dieses Jahrhunderts (1806) bis ins letzte Jahrzehnt desselben in verschiedenartiger Weise nach Berlin geführt wurden, so gilt auch hier wieder das am 2. September 1870 durch König Wilhelm nach Berlin telegraphierte Wort: „Welche Wendung durch Gottes Fügung!" Sollte sich noch irgend Jemand in der Familie darüber nicht beruhigen können, daß unser Vater am Anfange dieses Jahrhunderts unter Napoleon I. französische Waffen getragen hat, selbst in Berlin, so möge er zum Troste diese Wendung im Auge haben und überzeugt sein, daß auch unser Vater und Großvater sich darüber gefreut hätte, daß nun seine Nachkommen die Waffen des deutschen Reiches tragen und daß die Niederlage Preußens im Jahre 1806 zu dessen wie zur Wiedererhebung Deutschlands geführt hat „durch Gottes gnädige Fügung."

4) **Karl Petersen**, geb. am 19. April 1828. Wir haben ihn im ersten Teile S. 83 kennen gelernt als das „heiterste Element" in der Familie. Wie nach seiner angeborenen Natur, so war er auch nach seiner ganzen Lebensgeschichte sehr verschieden von Bruder Gustav. Während letzterer viel kränkelte, kann ich mich bei Bruder Karl keiner ernstlichen Erkrankung aus seiner Jugend erinnern. Dieser gesunden Lebensfreudigkeit entsprach seine kindliche Heiterkeit; wenn er z. B. in jenen Knabenjahren, wo er gleichsam als Kommissär des Hauses oft mit Gängen in die Stadt beauftragt wurde, und darüber sich mitunter beschwerte, konnten wir ihn, nachdem er kaum die Thüre verlassen hatte mit lautem Klagen, wieder alsbald fröhlich pfeifen oder singen hören. Dabei war er aber doch ferne von Leichtsinn und Ausgelassenheit, so daß Eltern und Geschwister stets ihre Freude an ihm haben konnten. Als er später vom Jahre 1849 an Jahre lang Schweres zu tragen hatte, bildeten die heiteren Jugenderinnerungen und der mit ernstem Streben verbundene Humor ein heilsames Gegengewicht.

In Bezug auf die bewegteste und schwerste Zeit seines Lebens

hat er im Jahre 1858 als Bräutigam für seine Braut an Weihnachten wertvolle Mitteilungen niedergeschrieben, aus denen wir nun schöpfen können; an seine Braut gerichtet haben sie die Form eines Briefes, in dessen Einleitung wir lesen: „Muß ich denn nicht annehmen, daß das Mißgeschick, welches mich zur Ergreifung eines neuen Berufes weit von der Heimat weggeführt hat, dadurch vergessen werden soll, daß ich auf diesem Wege dich gefunden? Wie anders sehe ich dieses Jahr auf die Vergangenheit zurück, wie viele Ursache habe ich jetzt, eine höhere Fügung in Allem, was ich durchgemacht habe, zu erkennen!"

Zuerst wird erinnert an die nach der Gymnasialzeit in Speyer verlebte Studentenzeit in Würzburg im Jahre 1848. „So kam das Jahr 1848 mit seinen politischen Stürmen und das ausschließliche Studentenleben ging vielfach unter in einer allgemeinen Begeisterung und Aufregung, welche jedes Alter und jeden Stand ergriff, und für einige Zeit auch alle Unterschiede verwischte. Kurze Zeit nach den ersten Bewegungen im März brachte ich die Osterferien in Landau zu. Ich schloß mich auch, wie die übrige Jugend, der Bürgerwehr an, machte die Waffenübungen mit, und dank meiner Größe bildete ich an der Seite meines Freundes und späteren Unglücksgenossen Eduard Haas (noch in Straßburg lebend) den Flügelmann der Landauer Bürgerwehr. Den militärischen Jugendspielen und Jugenderinnerungen darf ich es wohl zuschreiben, daß ich im Jahre 1848 so schnelle Fortschritte in dem Exercitium machte. — Im Sommersemester 1848 hatte die Politik auch in der Unterhaltung Alles verdrängt; wir disputierten über die beste Form der Staatsverfassungen, über Einrichtungen, die sonst den gewiegtesten Staatsmännern unklar waren, und die jugendliche Hitze trug nicht wenig dazu bei, diese Unterhaltungen im höchsten Grade lärmend und stürmisch zu machen. Die Geselligkeit und freundschaftliche Bande litten bedeutend; alte Freundschaften lockerten sich, neue, auf politischer Gesinnung beruhend, wurden auf kurze Zeit gegründet. Nach den Mustern der Bürgerwehren bildeten die Studenten ein militärisches Studentencorps. Meine früheren Übungen ließen mich bis zur Charge eines Feldwebels steigen, und ich brachte es sogar so weit, die Offiziere und Unteroffiziere des ganzen Corps unter Leitung eines Offiziers der Würzburger Artillerie einzuexercieren. Im Herbste 1848 siedelte ich mit vielen Freunden nach Heidelberg über. Die

Nähe von Frankfurt, wo die deutsche Nationalversammlung tagte, trug nicht wenig dazu bei, auch politische Gespräche auf der Tagesordnung zu halten, zumal ein Umschwung sich ankündigte, welcher allen älteren und vorsichtigen Leuten Angst und Sorge machte, der unruhigen Jugend aber erst recht den Kopf verrückte. „Die Reaktion zeigt sich überall" — so war der damalige Ausdruck. In Wahrheit aber war es so, daß die Regierungen und Fürsten wieder überall festen Fuß gefaßt hatten, und nun alle in den ersten stürmischen Tagen gemachten Zugeständnisse, langsam zurückzogen. Die Frankfurter Nationalversammlung hatte eine Verfassung beraten, der König von Preußen sollte Kaiser werden, lehnte es aber ab, und die größeren Staaten dachten überhaupt nicht daran, die Verfassung anzuerkennen; an die Anerkennung resp. Nichtanerkennung der Verfassung knüpften sich dann die verschiedenen Aufstände in Deutschland, welche den Zweck haben sollten, die Regierungen zur Anerkennung der Reichsverfassung zu zwingen."

„Auch in der Pfalz war, wie überall, die Aufregung groß. In den ersten Tagen des Mai 1849 wurde in Kaiserslautern eine große Volks-Versammlung für die ganze Pfalz abgehalten; die Reichsverfassung wurde als rechtsgiltig anerkannt, eine Adresse an den König erlassen, um ihn zur Anerkennung zu bewegen, ein „Landesverteidigungs-Ausschuß" ernannt, der darüber wachen sollte, daß die Reichsverfassung durchgeführt werde. Alle Bürgerwehren leisteten den Eid auf sie und schwuren, Gut und Blut für dieselbe zu lassen. Ein Aufruf forderte alle jungen Männer auf, entweder der Bürgerwehr beizutreten oder eigne Corps zu bilden.*) So standen die Sachen, deren Entwicklung wir in Heidelberg gespannt zusahen."

„In einer großen Studentenversammlung hatten sich mehrere hundert Studenten verpflichtet, die Waffen zu ergreifen bei einem ausbrechenden Kampfe für die Verfassung. Bald darauf reisten 30 pfälzische Studenten von Heidelberg nach Kaiserslautern und bildeten, vom Landesverteidigungsausschuß aufgefordert, eine Studentenkompagnie."

*) Eisenstuck, Mitglied der Nationalversammlung, war vom Ministerium Gagern als Reichskommissär in die Pfalz gesandt worden, hatte den Landesverteidigungsausschuß anerkannt, wurde aber wegen Überschreitung seiner Vollmacht wieder abberufen.

„Während in Baden durch den Abfall fast des ganzen badischen Heeres und die Übergabe der Festung Rastatt mit allen Waffenvorräten es gelang, eine gut organisierte und bewaffnete Armee auf die Beine zu stellen, war es anders in der Pfalz. Es fehlte an Waffen für ganze Corps; die Sympathie für die Erhebung war im Sinken durch die fremden Elemente, welche nach Unterdrückung der Aufstände in Sachsen und in der preußischen Rheinprovinz sich als Flüchtlinge in der Pfalz sammelten und mit an die Spitze der inzwischen gebildeten provisorischen Regierung traten; noch mehr sank die Begeisterung seit der Umzingelung des Landes durch preußische Truppen."

„Zum Adjutanten eines Kriegskommissärs in Edenkoben vorgeschlagen, nahm ich nach langem Sträuben an. Bald darauf wurde die Studentenkompagnie dazu gedrängt, einen Hauptmann zu wählen und wählte, der Mehrzahl nach aus Universitäts- und aus Jugendfreunden bestehend, mich, weil ich schon in Würzburg das Exerzitium geleitet hatte und bei Bildung der Kompagnie mit der provisorischen Leitung betraut war. Diese Wahl ließ mir später die Auszeichnung zu Teil werden, allein von allen Bekannten der gerichtlichen Verfolgung, und was sich daran knüpfte, teilhaftig zu werden."

„Großer Enthusiasmus herrschte nicht, denn Niemand von uns sah ein vernünftiges Ende voraus. Die Maßregeln der fremden Führer trugen wenig dazu bei, Sympathien zu erwecken, so daß im allgemeinen unsere Lage nicht beneidenswert war. Einzelne Eltern wiesen uns dringend hin auf die drohende Gefahr und das bevorstehende Unglück, um uns zum Rücktritt zu bewegen; wir aber glaubten uns verpflichtet und blieben. Von dem, was in der Außenwelt vor sich ging, wußten wir wenig, glaubten auch nicht Alles, was uns die Zeitungen von dem Anrücken der preußischen Truppen meldeten."

Hier kann ich zur Ergänzung einschalten, was ich selbst in jenen Tagen erlebte. Als ich in der Mitte des Juni hörte, daß die Studentenlegion in Offenbach, zwischen Landau und Germersheim in Quartier liege, machte ich mich am 15. Juni von Erlenbach bei Kandel, wo ich damals Pfarrer war, auf den Weg dahin, um meinen Bruder vor der nahenden Entscheidung des Kampfes noch zu sehen. Bevor ich ihn unter der großen Menge fand, traf ich einen mir bekannten Lehrer; dieser fragte

mich: „Wissen Sie denn auch, was ihr Bruder für eine politische Gesinnung hat? Er will ja keine Republik u. s. w., sondern blos die Reichsverfassung.“ Dies wußte ich wohl und hatte zugleich erfahren, daß mein Bruder von den Studenten nicht blos wegen seiner Vertrautheit mit dem Exerzitium, sondern eben auch wegen seiner gemäßigten politischen Richtung war zum Führer gewählt worden. Als ich beim Suchen nach meinem Bruder in ein überfülltes Wirtshaus kam, wurde ich mit Fragen bestürmt in Bezug auf die von Karlsruhe her ausgesprengte Nachricht, Präsident Napoleon sei in Paris gestürzt und die rote Republik eingeführt worden, nun kämen die Franzosen der deutschen Revolution zu Hilfe. Die Sache der letztern war eben gerade in der Pfalz durch das Einrücken der Preußen bereits so trost- und hoffnungslos geworden, daß man durch solche falsche Gerüchte den Leuten Mut einzuflößen suchte. Die Einsichtigeren mußten sich damals schon sagen, daß nach Ablehnung der Kaiserkrone durch den König von Preußen und Abberufung der preußischen und österreichischen Mitglieder des Parlaments für die Durchführung der Reichsverfassung der nötige Boden fehle. Eine Reichsverfassung ohne Reichsoberhaupr und Reichsheer schwebte in der Luft, und der Reichsverweser, den Gagerns „kühner Griff“ aus Österreichs Erzherzögen herausgegriffen hatte, konnte nichts helfen, es mußte erst die Zeit kommen für Bismarcks scharfen Schnitt, durch den Österreich mit seinen fremden Völkerschaften von Deutschland losgetrennt wurde. Am 15. Juni 1849 konnten auch die pfälzischen Studenten der Mehrzahl nach schwerlich mehr einen Sieg in der Pfalz erhoffen, wollten aber doch noch einen Kampf auf pfälzischem Boden mit den eingerückten Preußen versuchen. Dem entsprach auch die gedrückte Stimmung meines Bruders. So gerne ich ihn mit mir genommen hätte, konnte ich ihm doch nicht zureden, in diesem Augenblicke sich zurückzuziehen; darum blieb mir nichts übrig, als ihn dem Schutze Gottes zu befehlen, während ich ihn mit seiner Schar unter dem Oberbefehle Willichs abziehen sah in die Gegend von Annweiler; etwa zwei Tage darauf folgte bei Rinnthal der Zusammenstoß mit den Preußen.

Nach 10 Tagen gewaltiger Spannung, am 25. Juni, konnte ich meinen Bruder glücklich hindurchgerettet in Karlsruhe wieder sehen; Kinkel, der sich dem pfälzischen Korps angeschlossen hatte,

wurde am 29. verwundet und gefangen genommen; wäre dies meinem Bruder als Führer der Studentenlegion widerfahren, so wäre für ihn das Schlimmste zu befürchten gewesen; K. aber, der keine Führerstelle einnahm, kam mit dem Leben davon.

Bei Allem, was ich nun in den 10 Tagen vom 15. bis zum 25. erlebte, drängte sich immer der Gedanke an meinen Bruder und die Sorge um denselben in den Vordergrund. Mein jüngerer Bruder August, damals in Kaiserslautern mit 18 Jahren im Geschäfte des Kaufmanns H., war dort zur Volkswehr ausgehoben worden.

Über die nächsten Tage nach dem 15. berichtet Bruder K. weiter: „In dem Dorfe, wo wir blieben, zogen fortwährend Bewaffnete ein, und schließlich war die provisorische Regierung selbst in unsrer Mitte; die Preußen waren an vier Punkten in die Pfalz eingerückt. Widerstand konnten sie auf freiem Felde nicht finden, denn Kanonen waren nicht vorhanden; an einigen Punkten verteidigten sich einige Corps, besonders in Kirchheimbolanden das der Mainzer Turner, und viele brave Männer kamen elend um."

Weiter meldet unsre Quelle: „Wir standen 1½ Stunden von Landau (wahrscheinlich ist Albersweiler gemeint), an dem Ausgange des Annweiler Thales, durch welches ebenfalls ein Teil der preußischen Armee heranrückte, während der größte Teil der Pfalz hinter uns schon besetzt war. Jetzt zeigte sich, wie wenig geschehen war, um die ernste Sache auch mit Ernst verteidigen zu können. Gut bewaffnet waren blos einige Corps von Schützen und Turnern, gebildet aus jungen Leuten der Städte, und Alles, was sonst zusammengetrommelt war, hatte gewöhnlich keine ordentliche Bewaffnung. Um den Mangel an Gewehren und Büchsen zu ersetzen, wurden viele mit Sensen bewaffnet, eine Nachahmung der berühmten polnischen Sensenkorps. Einige Polen bemühten sich, diese einzuexerzieren, sie erreichten aber blos, Corps zu bilden, welche durch ihr wildes Aussehen und ihre Bewaffnung Schrecken erregten, wo sie einzogen. Der Spottname „Freischärler," mit welchem man dann uns alle bezeichnete (und nichts viel Besseres als Raubgesindel damit benamsen wollte), wurde durch diese Scharen zum wahren Schrecken, aber blos für die Friedlichen, denn mit den Truppen kamen sie nie in Berührung. Die eigentliche Lage der Sache war uns unbekannt, als wir des anderen Tages (wohl am 17.) ausrückten in

das Annweiler Thal. Schon in Annweiler hörten wir, daß die preußischen Truppen einige Stunden entfernt standen. Sie zogen auf der breiten Straße des Thales, während ihre Schützen die Berghöhen besetzt hielten. Wir sollten einige Corps, welche schon an Stelle waren, unterstützen, um das Vorrücken aufzuhalten. Nach kurzem Marsche trafen wir auf jene Corps, welche schon im Feuer waren. Während nun rechts und links der Straße ein lebhaftes Feuern begann, standen wir unten auf der Straße; sowohl die verlornen Kugeln wie die, welche uns galten, pfiffen an uns vorüber. Da ein längerer Widerstand gegen die höher postierten preußischen Schützen nicht denkbar war, erfolgte ein langsamer Rückzug, bei dem unsre Compagnie den Schluß bildete. Eine weitere Verfolgung fand aber nicht statt; die Preußen rückten vielmehr langsam vor. Nicht ohne Opfer auch aus unsrer Mitte war diese kurze Scene erkauft."*)

„Man fragte später noch öfter, warum ein so leichtsinniger und zweckloser Kampf stattgefunden habe. Wahrscheinlich wollten unsere Oberanführer zum Schlusse noch eine Demonstration machen, vielleicht mit dem Zwecke, den übrigen Corps den Weg nach dem Rheine und den Übergang nach Baden einige Stunden länger offen zu halten. Denn jetzt folgten wir ruhig dem großen Strome, welcher sich gegen die Rheinbrücke zog, um nach Baden überzugehen. Spät in der Nacht bezogen wir das letzte Nachtquartier in der Pfalz in einem Dorfe 1½ Stunden von Landau". Unter diesem Dorfe ist offenbar Ingenheim zu verstehen. Ein Handelsmann von da erzählte mir bald darauf, daß mein Bruder bei ihm ein Wägelchen requirirt habe, zum Transport eines Verwundeten. Um die Art und Weise, wie diese Requisition zur Ausführung kam, recht anschaulich zu machen, fügte er in der Sprache „unserer Laite" hinzu: „Nu, Herr Parre, wann a Strohälmelche von mein Wägele wär' runner gefalle, er hätts wieder nuff gelegt".

„War die letzte Zeit in der Pfalz schon geeignet, unsere Gemüter im höchsten Grade trüb zu stimmen, so war es der Abschied noch mehr. Wir sahen jetzt recht, daß wir vollständig

*) Daß die Zahl der Opfer nicht größer war, hatte offenbar seinen Grund in dem absichtlich langsamen Vorrücken der preußischen Truppen, denen es um Besetzung der Pfalz ohne großes Blutvergießen zu thun war.

unfähig waren, gegen geregelte Truppen Stand zu halten; dabei fehlte jedes Vertrauen in die meisten der Anführer; die Lebensweise und das Auftreten Einzelner empörte uns sogar. Es gab auch nichts mehr, was uns als Endziel dieser ernsten Sache aufmunternd vorschwebte; es hielt uns nichts mehr zusammen als ein gewisses Ehrgefühl, eine Scheu vor dem Zurücktreten. Der Verlauf der Erhebung in der Pfalz, die allgemeine Abspannung und eine Ernüchterung, welche der Aufregung gefolgt war, hatte den meisten Bewohnern ein Ende wünschenswert gemacht. Man sah uns gern scheiden, aber mit bangem Herzen folgten viele, viele Familien dem Schicksal ihrer Söhne. Es gehörte auch mit zu den Jahren 1848—49, daß Jeder, besonders die Jugend, welche nicht weit denkt, seinem Kopfe und angeblichen Principien folgte, ohne darauf zu sehen, ob er sich und die Seinigen unglücklich machte. Ich weiß nicht, ob ich damals gedankenloser war, als die übrigen; aber es kam weder mir noch den übrigen in den Sinn, lange zu fragen, was unsre Eltern dazu sagten. Freilich beim Beginn der Erhebung rieten uns nur wenige ab, denn Jedermann sah die Sache anders an, als sie sich später entwickelte und dann endigte. Trotzdem der Aufstand in der Pfalz und in Baden denselben Zweck im Auge hatte, so hatte doch, hauptsächlich hinsichtlich der leitenden Persönlichkeiten eine gewisse Spannung zwischen beiden bestanden. Baden hatte reguläre Truppen, die Festung Rastatt und dadurch Waffen im Überfluß, die Pfalz nichts. Hier ging die Sache kläglich aus; nur mit Mißtrauen und Hohnlächeln wurden wir in Baden empfangen. Wir blieben in und bei Karlsruhe. Nach dem Einrücken der Preußen und den Kämpfen bei Waghäusel und anderwärts mußten Alle ihren Rückzug gegen Karlsruhe und Rastadt nehmen."

Als es mir möglich geworden meine Gemeinde zu verlassen, begab ich mich (am 22. Juni) nach Germersheim, um von dort über den Rhein zu gelangen, zuvor aber bat ich General von Weishaupt um einen Passierschein, um ungehindert durch die preußischen Truppen zu gelangen, da die Rheinbrücke bei Wort abgebrochen war. In Germersheim war an jenem Tage das Hauptquartier des Prinzen von Preußen; dahin war auch am selben Tage der bei Waghäusel verwundete siebzehnjährige Prinz Friedrich Karl gebracht worden. Nachdem General

v. Weishaupt mir, meiner loyalen Gesinnung versichert, unbedenklich einen Passierschein hatte ausstellen lassen, eilte ich an die Rheinbrücke; hier aber kam mir ein Strom von Flüchtigen aus Baden entgegen, die in der Festung eine Zuflucht suchten; die Vorgänge an jenem Tage wurden mir so geschildert, daß an ein Durchkommen nicht zu denken sei; nachdem ich weiter rheinaufwärts einen Übergang gesucht, aber nicht gefunden hatte, traf ich des Abends wieder in meiner Gemeide ein, hielt des Sonntags Gottesdienst und machte mich Montags wieder auf den Weg mit besserem Erfolge. Als ich bald darauf bei Leimersheim übersetzen konnte nach Leopoldshafen, begab ich mich nach Karlsruhe, traf auf dem Wege eine kurz zuvor verlassene Schanze und hörte eine heftige Kanonade von Durlach herüber; in Karlsruhe fand ich am Thore schon eine preußische Schildwache und vernahm, daß in nächster Nähe sich ein Lazareth befinde, in welchem ich einen jungen Mann aus Kaiserslautern traf; er sagte mir, das Studentenkorps sei nach Ettlingen abgezogen; nach dem Ettlinger Thore eilend wurde ich in der Hauptstraße aufgehalten durch den Einzug der preußischen Truppen mit ihren mir noch neuen Pickelhauben und Zündnadelgewehren. Von diesem fesselndem Anblick wurde ich aber, freudig überrascht, abgezogen durch den Anblick und Zuruf von zwei mir wohl bekannten Vätern, die zu gleichem Zwecke nach Karlsruhe gekommen waren wie ich. Der eine war Hr. Anwalt M. aus Landau, der andere Hr. Apellationsgerichtsrat P. aus Zweibrücken, bald darauf Untersuchungsrichter in dem folgenden großen politischen Prozeß. Von jedem dieser Väter war auch ein Sohn bei der Studentenlegion, den sie in Sicherheit bringen wollten. Durch sie erfuhr ich, daß mein Bruder K. in einer befreundeten Familie eine sichere Zuflucht gefunden, durch ein Geschwür und anderes Unwohlsein am Marschieren gehindert und nach den vorhergegangenen Siegen der Preußen mit andern davon überzeugt, daß nun die Besetzung Badens mit Ausnahme von Rastatt unaufhaltsam vor sich gehe, und ein Kampf um die Reichsverfassung jetzt völlig gegenstandslos geworden sei. Der einzige Ausweg war ein Rückzug auf französischen oder schweizerischen Boden. Alsbald nach der erhaltenen Auskunft eilte ich zu meinem Bruder in jene Familie, in welcher er, während schon ein Preuße im Quartier lag, freundlich war geborgen worden. Beruhigt für

den Augenblick und voll Hoffnung auf einen glücklichen Rückzug auf französischen Boden, auch für meinen bisher glücklich bewahrten Bruder August, trat ich nach kurzer sehr bewegter Begegnung meinen Rückweg an, um des Abends meine Gemeinde wieder zu erreichen und am andern Morgen meinem Vater und meinen Geschwistern in Landau beruhigende Nachricht zu überbringen. Es fehlte aber nicht viel, so wäre ich auf dem Wege zum Mühlburger Thore verhaftet worden. Ein badischer Gendarm, auf der Jagd nach einem Fange, forderte mich trotz meines schwarzen Rockes und glatt rasierten Angesichts auf, ihm zu folgen, in der Meinung ich sei ein demaskirter Freischärler, der den „Heckerbart" abgethan und den schwarzen Rock als Deck- und Schutzmantel angelegt habe. Da rettete mich der Passierschein des Generals von Weishaupt vor einer Verhaftung, die wohl nicht lange hätte dauern können, mir aber doch an jenem Tage sehr hinderlich gewesen wäre auf meinem Heimwege. Nun konnte ich aber an den Rhein eilen; dort war die Brücke noch abgebrochen, doch die Überfahrt in einem Kahne möglich zugleich mit einem Vater aus Hambach und dessen von ihm in Karlsruhe wieder gefundenen verlorenen Sohne. In Wörth nahmen wir eine Fuhre bis Kandel und so kam ich dann glücklich um Mitternacht wieder wohlbehalten in meinem Pfarrhause an.

Da die französische Regierung den Flüchtlingen in den Departements an der Grenze keinen längeren Aufenthalt gestatten wollte, machte sich Br. K. mit seinem heute noch lebenden treuen Jugendfreunde M. aus Baden auf den Weg in die französische Schweiz mit einem Abstecher ins Berner Oberland und miethete sich in Lausanne ein. Er berichtet darüber:

„Wir waren noch nicht warm geworden, da sollten wir als Flüchtlinge auch schon wieder durch die Polizei nach Frankreich spediert werden. Die Schweiz wurde nämlich von so vielen Tausenden von Flüchtlingen überflutet, von denen viele ohne Mittel waren, daß sie beschloß, keine mehr aufzunehmen, welche schon in Frankreich waren, um Frankreich dadurch zu zwingen, auch einen Teil der Last zu tragen. Da wir nach diesem Beschluß unerkannt aus Frankreich gekommen waren, so sollten wir jetzt wieder dahin zurück, was uns natürlich gar nicht munden wollte. Wir fanden nun freundliche Empfehlung und Protektion durch mehrere Staatsräte (Dor und Fornerod), von denen einer in

Heidelberg studiert hatte und sich freute, Heidelberger Studenten in Schutz nehmen zu können. Wir nahmen nun französischen Unterricht, beschäftigten uns nach Belieben und genossen besonders die wunderschöne Natur am Genfer See in den Monaten Juli, August und September. Infolge der erteilten Amnestie packten bald fast alle meine Freunde ihre Koffer zur Heimkehr, ich aber mußte bleiben als von der Amnestie ausgenommener „Hauptmann".

Betrachten wir aber jetzt die Vorgänge und Kämpfe in den Jahren 1848/49, die 16 Jahre vorhergegangene „Hambacher"-Bewegung und die gleichzeitigen wie im vorhergehenden Jahrzehnte hervorgetretenen Bestrebungen der deutschen Burschenschafter, so müssen wir gestehen, bewußt oder unbewußt zielte dies Alles doch hin auf das, was wir im Jahre 1870/71 errungen haben. Der Kampf für ein deutsches Parlament mit einem deutschen Kaiser und Reiche diente schon zur Anbahnung der Ereignisse von 1866 wie 1870/71. Im Jahre 1866 konnte man noch wähnen, Bismarck habe es nur abgesehen auf eine Vergrößerung von Preußen; aber schon die folgenden Verträge und das nachfolgende Zollparlament ließen Bismarcks höheres Ziel erkennen, oder wenigstens ahnen; ein Deutsches Reich mit preußischem Erbkaiser, deutschem Reichstag (durch allgemeine Volkswahl) und Reichsgericht war schon seit Jahren sein Programm; und demgemäß konnten die Kämpfer vom Jahre 1848/49 nachher auch sagen: Wir sind nun amnestiert durch den Richterspruch der Geschichte, aber wir sehen jetzt ein, die Sache konnte nicht gemacht werden ohne, oder gar gegen Preußen, sondern nur mit demselben und durch dasselbe, nicht im Widerstreit der deutschen Staaten, Stämme, Heere und Parteien, sondern nur im einmütigen Bunde derselben, und die deutsche Kaiserkrone konnte nach dem prophetischen Worte des ablehnenden Friedrich Wilhelm IV. nur gewonnen werden: „auf dem Schlachtfelde." Es war dabei eine bemerkenswerte Ironie der deutschen Geschichte und der göttlichen Vorsehung, daß derselbe preußische „Kartätschenprinz," welcher den Aufstand in der Pfalz und in Baden unterdrückte, 21 Jahre später als deutscher Heerkönig über den Rhein zog und als deutscher Kaiser zurückkehrte. Nachdem wir schon einmal an Kinkel erinnert wurden, möge es nochmals gestattet sein, in Bezug auf die merkwürdigen Worte, die K. bei seiner Ver-

teidigung vor dem Kriegsgerichte in Rastatt gesprochen hat: „Wenn die Krone Preußen endlich eine kühne und starke Politik verfolgt, wenn es unsrem Thronfolger, dem Prinzen von Preußen gelingt, mit dem Schwerte — denn anders wirds nicht — Deutschland in Eins zu schmieden, uns groß und geachtet bei den Nachbarn hinzustellen, uns die innere Freiheit wirklich und dauernd zu sichern, Handel und Wandel zu beleben, vor Allem den Armen im Volk Brot zu verschaffen, nun, bei meinem Eid! — die Ehre und die Größe meines Volkes sind mir teurer als meine Staatsideale, dann würde ich als Erwählter des Volkes einer der Ersten sein, die mit frohem Herzen riefen: „Es lebe das Kaisertum! — es lebe das Kaisertum der Hohenzollern!"

J. Scherr rechnet K.'s Verteidigungsrede zu Rastatt am 4. August 1849 zu den besten Gerichtsreden.

Während nun Kinkel von Rastatt in eine preußische Festung gebracht wurde, entschloß sich Bruder Karl von Lausanne nach Metz zu ziehen, einesteils um der Heimat etwas näher, andrerseits mit Bruder Gustav zusammen zu sein, anstatt in L. allein zurückzubleiben. Über diese Zeit berichtet er uns: „Jetzt begann für mich die trübste Zeit. Fast allein von allen Freunden mußte ich in der Fremde zurückbleiben. Zuerst hoffte ich von Tag zu Tag, dann von Woche zu Woche, schließlich von Monat zu Monat, eine günstige Entscheidung zu erhalten. Als die Verhandlungen sich in die Länge zogen und aus Allem hervorging, daß ich nicht ganz frei durchkommen würde, brachte mich mein Vater im Frühjahr 1850 selbst nach Paris, um zugleich einem langgehegtem Wunsche und gegebenen Versprechen nachzukommen, einen alten Jugendfreund (den uns schon bekannten H. Brière Valigny) zu besuchen. Nun wurde ich durch meinen Vater in Paris eingeführt und erfreute mich der seltenen Freundlichkeit der Familie in hohem Grade. Durch den Besuch meines Vaters war die Freundschaft aufs neue besiegelt und insofern noch erneuert, als Frau V. seit Jahrzehnten von meinem Vater immer gehört, ihn aber jetzt erst persönlich kennen lernte. An diese in geistiger Hinsicht so ausgezeichnete Frau von entschiedenem Charakter und so großer Liebe und Teilnahme kann ich nur mit der größten Hochachtung und Dankbarkeit denken. Wie von den Eltern wurde ich auch von allen Gliedern der Familie stets mit

der größten Freundlichkeit aufgenommen; jede Woche waren dieselben bei den Eltern zum Mittagessen ein Mal vereinigt und so lange ich in Paris war, galt ich als steter Gast. In Paris lebte ich still, besuchte fleißig die Vorlesungen an der Rechtsschule und einigen anderen Anstalten, die Kunstsammlungen und Sehenswürdigkeiten in und um Paris. An französische Studenten schloß ich mich nicht näher an; das französische Studentenleben blieb mir völlig fremd, ja bei meiner Denkweise und damaligen Gemütsstimmung stieß es mich vollständig ab."

„Ich zählte damals 22 Jahre, ein Alter, in dem bei den Wenigsten der ernste männliche Charakter sich schon entwickelt hat. Ohne das Jahr 1849 befand ich mich in ruhigen, gewöhnlichen Verhältnissen, verfolgte ziemlich gut mein Studium, trat nach dem Examen in die Carriere, in der man schließlich eine Anstellung erhält. Weder mein angeborner Charakter, noch die Entwicklung, noch die Verhältnisse hatten mich auf ein solches Schicksal vorbereitet, wo man frühes männliches Wesen und Auftreten voraussehen sollte; dies war bei mir nicht der Fall. Von Natur war ich munter und stets guter Dinge, mein Charakter äußerlich gesetzt, innerlich aber durchaus noch nicht bestimmt ausgebildet. So stand ich nun mit 22 Jahren in der Fremde, in der Heimat als Hochverräter verfolgt und mit den schwersten Strafen, nach dem Gesetze mit dem Tode bedroht. Als Flüchtling war ich in Frankreich verfolgt, durfte eigentlich gar nicht in Paris bleiben und wäre dieser Eigenschaft nach überall als gefährliches Subjekt verfolgt worden. Mit den Schlüssen, welche man aus diesen Geschichten auf meine Persönlichkeit machen konnte, stimmte nun gewiß in Wirklichkeit gar nichts. Meine lange, magere, schwächliche Gestalt, mein völlig bartloses Milchgesicht, konnte in keinem größeren Widerspruche stehen, als zu den bekannten Bildern eines Freischarenhauptmannes, scherzweise auch „Räuberhauptmann" genannt. Zumal in Paris, in französischer Gesellschaft, wo der Mangel an Geläufigkeit im französischen Sprechen, meinem ganzen Wesen noch etwas Schüchternes gab, konnte nichts mehr kontrastieren als mein Äußeres und das Bild, das sich Jemand von mir nach bekannten Schilderungen machen mußte."

„Die ganze Art und Weise, wie die Jugend zu der Beteiligung an dem Aufstande kam, beweist am besten, daß von wirklicher politischer Rolle nicht die Rede sein konnte; dennoch wurde

ich als Träger einer solchen gestempelt durch die gerichtliche Verfolgung. So stand ich nun da, als ich kaum die ersten Schritte gemacht hatte, um mir die Kenntnisse für meinen künftigen Beruf zu erwerben. Zur Zeit des Aufstandes wurde meine Erscheinung als Hauptmann oft belächelt, unter Bekannten mein „furchtbares Aussehen" belacht und später, wenn Jemand unter meiner Hülle einen als gefährlich bezeichneten Menschen erkannte, wurde ich oft mit mehr als spöttischem Erstaunen betrachtet."

„Mein Aufenthalt in Paris hat viel mehr zu meiner allgemeinen Bildung als zu meiner juristischen beigetragen. Der Blick in die Zukunft war so trübe, daß ich zu aufgeregt war, um ein ernstes Studium mit Ruhe zu verfolgen. Meine Überzeugung, daß eigentlich Niemand mich im Ernste für das halten konnte, wozu die Anklageakte mich stempeln wollte, und eine gewisse Schwäche des Charakters ließen mich nicht dazu kommen, jetzt schon ein anderes Fach zu ergreifen. Ich konnte nicht glauben, was Viele mir sagten, daß man mir wegen meiner Beteiligung an dem Aufstande die Zukunft im Staatsdienste abschneiden würde, nachdem so viele Andere ungestört wieder in die alte Carriere eingetreten waren."

„Diese ausnahmsweise Lage und der Ernst des Lebens, welche mich in jungen Jahren ereilt hatten, bildeten nun das ernste und zurückhaltende Wesen aus, welches an die Stelle früherer jugendlicher Munterkeit und Offenheit trat. Darum schwieg ich oft und zog mich auf mich selbst zurück. Ähnliche Lagen haben unter meinen Augen andre Männer noch viel stärker umgewandelt, oft ihre Kraft vollständig gebrochen. Die Jugend widerstand bei mir besser; ich bezahlte mit meinen schönsten Jahren, aber mein Charakter erhielt in dieser Lage die innere Festigkeit, die sich später bewährte und mir durch viel schlimmere Zeiten half."

Im Sommer 1850 kam endlich eine Entscheidung über den Prozeß. 333 Angeklagte, meist Flüchtige, sollten von einem Spezialgerichte, d. i. ohne Geschworne durch einige Richter und Militärbeamte abgeurteilt werden. Der oberste Gerichtshof in München bestimmte dagegen die Aburteilung durch ein Geschwornengericht. Darüber vergingen wieder einige Monate. Bruder K. war bereits von Paris nach der Grenzstadt Saargemünd abgereist, um sich in Zweibrücken zu stellen. Bruder Wilhelm war

ihm entgegengereist, hatte aber in Zweibrücken erfahren, daß die Rückkehr um einige Monate verfrüht sei. Um diese Zeit lieber in Paris „als im Gefängnis abzuwarten, kehrte Bruder R. nach drei Tagen wieder zurück nach Paris."

Zu diesem zweiten Aufenthalte im Jahre 1851 fallen nun zwei merkwürdige Zwischenfälle. Der erste bestand in einer sehr ehrenvollen Einladung zu einem großen Balle, den Minister de Royer, der Schwiegersohn des Herrn Valigny, gab, und bei welchem auch der Präsident L. Napoleon zugegen war. Im Quartier latin machte es kein geringes Aufsehen, als der dort wohnende deutsche Flüchtling durch einen reitenden Boten des Justizministers seine Einladung zu diesem Balle erhielt. Welch' merkwürdiges Zusammentreffen eines deutschen Flüchtlings mit dem Oberhaupte der französischen Republik auf dem Balle eines französischen Ministers.

Einen zweiten merkwürdigen Zwischenfall bezeichnet Bruder B. als eine „tragische Episode," von der er sagt: „sie war auf mein späteres Schicksal von großem Einfluß." Er schildert den Vorgang in folgender Weise:

„Die Pariser Polizei verfolgte damals scharf alle Fremden in Paris, die anrüchig waren. Fast täglich wurden politische Flüchtlinge heimlich zu Hause oder in einem Kaffeehause gepackt, auf die Polizei geführt und dort mit dem Befehle entlassen, binnen wenigen Tagen Frankreich zu verlassen. Ich befürchtete in dieser Hinsicht nichts, da ich ruhig lebte und mich an keinen politischen Versammlungen beteiligte; ich galt in meinen Wohnungen für einen ruhigen Studenten; der Polizeikommissär meines Viertels war von H. Brière-Valigny, meinem väterlichen Beschützer, in Kenntnis gesetzt, daß er jede Garantie für mich übernehme, wenn meine Papiere nicht in Ordnung befunden werden sollten. Ich hatte nämlich keinen ordentlichen Paß. Am 2. September 1851 morgens um 4 Uhr wurde ich durch Klopfen an meiner Thüre geweckt durch eine Stimme, die „im Namen des Gesetzes" verlangte, daß ich öffne. Wohl wissend, daß dies ein Besuch der Polizei war, öffnete ich ruhig die Thüre. Ein Polizeikommissär trat ein in Begleitung von zwei Mann und erklärte, er habe Befehl, Haussuchung nach Waffen und gefährlichen Papieren bei mir zu halten, und mich zu verhaften."

„Ich mußte ihm folgen auf sein Bureau, von welchem ich

in Begleitung eines Polizeidieners in Civil nach dem Zellengefängnis Mazas wanderte. Alsbald setzte ich H. Valigny und meinen Bruder August (seit mehreren Monaten in einem Handlungshause in Paris) von dem Geschehenen in Kenntnis."

„Im Übrigen war ich in meiner Zelle ruhig, ich hatte ein gutes Gewissen und sah dem Weiteren ruhig entgegen. Ich wußte freilich noch nicht, in welcher Verwicklung ich mich befand, noch weniger aber, wie sehr die allgemeine Aufmerksamkeit durch die Geschichte in Anspruch genommen wurde. Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

„Man wollte eine kommunistische Verschwörung entdeckt haben unter deutschen Arbeitern und Flüchtlingen in Verbindung mit den revolutionären Komitees in Brüssel und London. Um die Teilnehmer einzufangen, wurden ca. 20 Personen, meist Arbeiter, in derselben Nacht wie ich verhaftet, unter diesen befand ich mich nun; unsere Namen wurden in allen Zeitungen veröffentlicht. Nach 2 Tagen wurde ich verhört und hörte nun, daß ich Mitglied revolutionärer Gesellschaften sein sollte, und besonders an Weihnachten 1850 einer Versammlung in Brüssel beigewohnt, ebenso im Auftrag dieser Gesellschaften mehrere Reisen nach London gemacht hätte. Gegen solche Beschuldigungen war es leicht, mich zu verteidigen, denn ich war in meinem Leben nie in Brüssel, nie in London gewesen, und konnte besonders über meinen Aufenthalt in London den besten Gegenbeweis dadurch beibringen, daß ich anführte, ich habe an diesem Tage in der Familie des H. Brière Valigny den Kindern des Justizministers de Royer einen Christbaum geputzt. Der Untersuchungsrichter teilte mir nun mit, daß H. B. V. selbst bei ihm gewesen und er daher schon wisse, daß diese Angaben gar nicht auf meine Person paßten. Nach zwei Tagen wurde ich entlassen, ohne daß meinem Aufenthalte weiter Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden."

„In den Verhandlungen wie bei einigen anderen Prozessen figurierte überall Einer Namens Peters, anstatt dessen ich wahrscheinlich war gefangen worden. Der eigentliche Zweck dieser umfassenden Verhaftungen war in Wirklichkeit kein andrer, als für den später stattfindenden Staatsstreich Paris von unruhigen Köpfen zu befreien. Deshalb wurden viele Fremde ausgewiesen unter Verschärfung der Polizei."

Hier sei erwähnt, daß ich im Sommer 1850 auf der Rück-

reise von London den Umweg über Paris wählte, um meinen Bruder dort zu suchen. Ich hatte nur 5 Tage zur Verfügung. K. machte mir des Abends gewöhnlich einen Plan für den folgenden Tag, wo ich dann, bald mit ihm, bald ohne ihn, die wichtigsten Sehenswürdigkeiten in Augenschein nahm. Als ich fragte, ob er gar keinen Umgang habe mit französischen Studenten, verneinte er dies mit dem Bemerken, dies sei ihm nicht möglich, weil er deren Lebensweise nicht teilen könne. Nach dem, was ich darüber teils schon wußte, teils gelegentlich bemerkte, mußte auch ich mir sagen: trotz aller Ausschreitungen des deutschen Studentenlebens, werden wir doch die sittlichen Schäden des französischen Studentenlebens als die größern ansehen müssen. Dieser Besuch in Paris verschaffte mir außer der Freude, meinen Bruder ein Jahr nach unserem Zusammensein in Karlsruhe am Tage des Einzuges der Preußen, nun in Paris wieder zu sehen, auch die willkommene Gelegenheit, die Familie Valigny an ihrem eignen Herde kennen zu lernen und ihre unvergleichliche Liebenswürdigkeit. Ich überzeugte mich davon, wie verkehrt es ist, wenn wir meist von der Pariser Bevölkerung uns ein Bild machen, das von den schlimmen, nicht von den bessern Elementen derselben hergenommen ist.

Bald nach jenem Erlebnis mußte Bruder Karl nun das Gefängnis in Paris (Mazas) vertauschen mit dem Gefängnis in Zweibrücken, um sich vor Gericht zu stellen. In Saargemünd wurde er abgeholt von Schwester Elise. Er selbst berichtet darüber:

„Die Pariser Verhaftung hatte meine Familie natürlich von Neuem um meine Zukunft besorgt gemacht, denn, wenn ich auch frei ausging, und wer mich kannte auch nie geglaubt hat, daß ich mich wirklich in eine solche Verschwörung eingelassen hätte, mein Name war doch in allen Zeitungen, und perfider Weise wurde ich später noch sehr verdächtigt. Im November kam ich nach Zweibrücken, im Dezember sollte das Geschworenengericht zusammentreten. Nach meinem kleinen Anfang in Paris hatte ich nun eine dreimonatliche Wohnung. Ich hatte eine Zelle für mich, welche nie geschlossen war, konnte stets auf dem Gange und in den Höfen umhergehen, und war durchaus nicht streng gehalten, konnte Speise und Trank (von Schwester Elise freundlich zugesandt) erhalten, Besuche von Verwandten und Bekannten empfangen, und so ging es mir im Gefängnis nicht schlecht. Endlich

begannen die Verhandlungen am 22. und 23. war ich freigesprochen und in Freiheit gesetzt. Jetzt hielt ich Alles für gewonnen. Nach einigen Tagen Besuch in Landau reiste ich ab nach Würzburg, um das Wintersemester zu benützen, sah mich aber bald getäuscht; die Polizei machte Schwierigkeiten, Aufenthaltskarte und Aufnahme wurden mir verweigert. Durch Vermittlung der beiden Oheime Petersen und Molitor in München wurde durch das Ministerium des Innern die polizeiliche Verfolgung aufgehoben, dagegen wurde die Aufnahme in den Universitätsverband ohne Erlaubnis des Kultusministeriums untersagt. Im Allgemeinen waren die Aussichten günstig, bald aber zeigte es sich, daß einer der Herren es nicht ehrlich meinte; die Sache verwickelte sich immer mehr, es wurde mir nichts Besonderes zur Last gelegt, aber ich war durch das Jahr 1849 politisch anrüchig und die Verhaftung in Paris wurde so ausgelegt, als hätte ich dort in „verderblicher Gesellschaft" (!) revolutionäre Pläne verfolgt, mit einem Worte, — daß ich ein gefährlicher Mensch sei."

Diesem Vorurteil gegen meinen „gefährlichen" Bruder muß ich hier ein entgegengesetztes Urteil eines der Geschwornen bei dem gedachten Prozesse gegenüber stellen. Herr Christoph Cl. aus Landau bemerkte bei jener Gelegenheit den andern Geschwornen, er kenne den jungen P. und dessen ganze Familie sehr gut und könne sie versichern, daß, wo ein Glied derselben beteiligt sei, nichts Unrechtes vorgehe. Nicht um uns selbst zu schmeicheln und in diesem guten Namen uns zu bespiegeln, sei diese Äußerung hier mitgeteilt, sondern um das nachwachsende Geschlecht zu verpflichten, demselben zu dessen Bewahrung auch ferner Ehre zu machen.

In Bezug auf die neue Enttäuschung schreibt Bruder K.:

„Diese trostlose Zeit, das ewige Warten peinigte mich furchtbar; ich und die Meinen wir sahen endlich ein, daß meine juristische Laufbahn für die Zukunft jedenfalls verdorben sei; die Wahl eines anderen Berufes war daher dringend geboten. Den Entschluß faßte ich an Weihnachten 1852 zur Ergreifung eines technischen Faches, was bei meinem Alter von fast 25 Jahren schwierig war." Zu dieser Wahl riet sowohl Vetter Eduard Böcking in Cöln wie H. Reg.-Präsident v. Hohe in Speyer.

Diesem Ratschlage gemäß beschäftigte sich Bruder Karl von Weihnachten 1852 bis ins Spätjahr 1853 in Landau mit

Mathematik, Physik, Zeichnen und mit praktischen Übungen in der Gewerbeschule in Landau; dann trat er in die unter Vetter B.'s Leitung stehende Maschinenfabrik, arbeitete dort in der Schlosserei, Gießerei und Schmiede, zugleich unter B.'s Anleitung fleißig theoretischen Studien sich widmend. Ein Jahr darauf ging er für einige Monate auf das Hüttenwerk Quint bei Trier, um mit der Arbeit an den Öfen und der Eisenfabrikation sich vertraut zu machen. An Ostern 1855 nach Cöln zurückgekehrt, beschäftigte er sich dort mit dem Zeichenbureau der Maschinenfabrik, wo Vetter B. wieder unermüdlich Anregung und Anleitung gab in Theorie und Praxis. Nach solcher unausgesetzter eifriger Vorbereitung konnte Bruder K. nun schon am 1. Dezember 1855 in Eschweiler in den Dienst der Aktiengesellschaft Phönix eintreten. Er selbst bemerkte über diese schwere Zeit: „Mit bangem Herzen sahen mir die Meinen nach, denn fast Niemand traute mir die nötige Kraft zu, in schon vorgerücktem Alter einen solchen neuen, von dem früher erwählten so ganz verschiedenen Lebensberuf mit der nötigen Kraft und Ausdauer, wie mit Erfolg zu ergreifen."

„Ich hielt mich moralisch verpflichtet, mich in meinem Berufe emporzuarbeiten und zu zeigen, daß nicht jede Kraft in mir gebrochen war, denn in den Jahren 1851, 52 und 53 glaubte ich selbst nicht, die Ausdauer zu besitzen, das durchzumachen, was ich heute hinter mir habe".

Daß die unermüdliche Ausdauer und Thätigkeit in den wenigen Jahren seiner Ausbildung für den neuen Beruf nicht vergeblich war, bewiesen bald darauf K's Leistungen. Was er zuvor an allgemeiner wie an juristischer Bildung sich erworben hatte, schien wohl Manchem wertlos geworden zu sein, weil es keinen so unmittelbaren Wert mehr hatte, aber mittelbar trug doch auch jene Bildung mit dazu bei, den Wert und Eindruck seiner ganzen Persönlichkeit zu erhöhen und derselben ein größeres Maß von Ansehen und Vertrauen zu verschaffen. So kam es, daß er über Erwarten rasch eine Stellung und Thätigkeit zuerst in Eschweiler fand und wenige Jahre darauf die eines Direktors. In Eschweiler im Herbste 1855 eingetreten, vom Zeichner bald zum Ingenieur sich aufschwingend, war er 1859 berufen als technischer Direktor der Steinhauser Hütte bei Witten. 1869 kam er wieder nach Eschweiler als Hüttendirektor.

Auf die Verlobung in Eschweiler mit Marie Förster aus Pritzwalk, die er kennen lernte im Hause seines Freundes Dittmar, folgte dann in Witten die Gründung seines Hausstandes. Hatte Br. K. nach seiner oben mitgeteilten Erklärung, nachdem er die künftige Gefährtin seines Lebens gefunden, das Mißgeschick seiner vorhergegangenen Jahre verschmerzt und eine höhere Fügung in seiner Lebensführung erkannt, so aufs neue und noch viel mehr als überaus glücklicher Gatte und Vater, zuerst in Witten und bald darauf in Eschweiler, wo er nun eine Stelle übernahm in der Firma „Englerth und Künzer". Hier fand er nun äußerlich wie innerlich den Ruhepunkt und Höhepunkt seines Lebens; hier wurde seine Wirksamkeit immer mehr anerkannt und ausgedehnt bis zu der eines General-Direktors sämmtlicher Werke der Firma im Jahre 1872. Vier Söhne und zwei Töchter wurden ihm dort geboren und wuchsen mit Ausnahme eines Töchterchens Namens Hermine zu seiner Freude heran; nur einer der Söhne mit dem Vornamen des Vaters wurde als sehr begabter und hoffnungsvoller Jüngling von den Eltern genommen. Die Thätigkeit in dem ausgedehnten Werke war für die Familie lohnend, für den Vater aber sehr aufreibend, namentlich wegen der vielen Reisen, die neben den vielen andern Geschäften mit großer Anstrengung verbunden waren. Nach einer Thätigkeit von 22 Jahren erfolgte das Ende derselben schon am 20. März 1884.

Welche Anerkennung die Persönlichkeit wie die Wirksamkeit von Br. K. nicht blos in Eschweiler, sondern auch in weiterem Kreise fand, beweist unter Anderm der Nachruf, welchen ihm in der Generalversammlung des Vereins für die berg- und hüttenmännischen Interessen der Vorsitzende, Direktor Landsberg, am 26. März 1884 widmete mit folgenden Worten: „Wir haben dieser Tage in H. Direktor Petersen ein hochverehrtes Mitglied verloren. H. P. war ein Mann von außergewöhnlicher Herzens- und Geistesbildung. Er war gütig, wohlwollend, selbstlos, unparteiisch. Er verstand schnell, dachte feurig und sprach ruhig. Dadurch erweckte er überall Sympathien und war maßgebende Persönlichkeit. Sie, meine H. H. Ingenieure, erinnern sich alle seines wohlthätigen Einflusses in jenem Vereine, daß er bei jedem drohendem Zwiespalte intervenierte und stets den Frieden wieder herzustellen mußte. Daß er auch in seiner amtlichen Thätigkeit ein bedeutender

Mann gewesen, beweist die Trauer der Besitzer der Werke, deren Leitung ihm anvertraut war, sowie der Beamten und Arbeiter, die er beschäftigte. Von seiner Häuslichkeit wissen wir, daß er ein ausgezeichneter Familienvater und Gatte war."

Der „Verein Deutscher Eisenhüttenleute" äußerte sich in demselben Sinne und wies noch besonders hin auf das „unablässige Selbststudium" zur Vorbereitung auf den technischen Beruf und bemerkt hiezu: „Um so größere Achtung fordern von uns seine hervorragenden Leistungen, welche er in technischer Beziehung zu verzeichnen hatte. Mit regstem Interesse folgte er allen Neuerungen und Umwälzungen im Eisenhüttenwesen. Der Verein beklagt in dem Dahingeschiedenen eines seiner treuesten und eifrigsten Mitglieder. Zuletzt hat er bis zu seinem Tode das Amt eines stellvertretenden Vorsitzenden bekleidet. Auch ist seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und Herzensgüte zu gedenken, die im Verein mit seinem maßvollen Auftreten und seinen gewinnenden Formen den Verkehr mit ihm auf das angenehmste gestalteten."

Diese ehrenvollen Zeugnisse waren gleichsam Ehrenkränze, die von dankbaren Händen niedergelegt wurden auf das frische Grab in Eschweiler, für die schwer heimgesuchte Familie aber waren sie ein kostbares Vermächtnis.

Die Wittwe nahm nun ihren Wohnsitz in Aachen; dort wuchsen die Kinder weiter heran nicht blos zur Freude und zum Troste der Mutter, sondern auch zur Ehre des heimgegangenen Vaters wie auch der erziehenden Mutter.

Wilhelm, der älteste Sohn, trat ein in den Beruf des Vaters; nach Vollendung seiner Studien und kurzer Praxis in der Heimat bekleidete er einige Zeit eine Stellung in Oberschlesien bei Kattowitz an der russischen Grenze, dann war er thätig in einem Hüttenwerke in Schalke bei Essen, kürzlich aber übernahm er eine leitende Stellung in Nancy. Durch seinen Bruder Walter wird das medicinische Fach in der Familie wieder vertreten, und zwar der Zweig der Chirurgie. Als Assistent an der unter Czernys Leitung stehenden chirurgischen Klinik wirkt er in Heidelberg, wo er auch kürzlich sich habilitierte als Privatdocent. Am 13. Februar 1897 vermählte er sich mit Fräulein Anna Frank, Tochter des in Engers am Rhein lebenden H. Dr. G. Frank

(jetzt Besitzer der Firma Englerth & Künzer) und Enkelin desselben H. Fr., dessen Eisenwerken in Eschweiler Walters Vater über 20 Jahre lang seine unermüdliche Thätigkeit mit so gutem Erfolge gewidmet hatte. In Folge einer militärärztlichen kurzen Dienstzeit zu Ehrenbreitstein wurde der Sohn des einen Mannes mit der inzwischen herangewachsenen Enkelin des andern zusammengeführt, durch eine merkwürdige Lebensführung, und im Jahre 1899 schlossen sie den Bund der Liebe und Treue fürs ganze Leben.

In der bayrischen Pfalz lebt kein P. mehr; um so erfreulicher ist es, daß nun durch Walter P. eine Familienstation gegründet wurde in der Hauptstadt der alten Churpfalz, in welche wir durch die Familiengeschichte wiederholt geführt wurden, und wo wir am 16. August 1896 einen herrlichen Familientag feierten.

Otto, der jüngste Sohn, hat gleichfalls den Beruf des Vaters sich erwählt, auf den er sich noch vorbereitet durch den Besuch der technischen Hochschule zu Aachen. Zum Beweise dafür, daß er dabei den vaterländischen Sinn eifrig pflegt, dient seine Erwählung zum Vertreter der Aachener Hochschule bei der von den deutschen Hochschulen dem Fürsten Bismarck dargebrachten Huldigung.

Hella, die einzige Tochter, lebt als glückliche Gattin des Fabrikanten Rudolf Seyler, in dem so nahe gelegenen Burtscheid und erheitert mit ihrem Töchterchen Emma das Leben der Mutter.

Bruder August, geboren zu Landau den 15. Januar 1830, war nach der äußern wie nach der innern Geschichte seines Lebens von Bruder Karl sehr verschieden und mehr Bruder Gustav ähnlich, mit dem er auch denselben Beruf gemein hatte. Er zeigte schon als Knabe viel Vorliebe und Verständnis für Geschäftsleben. So entsprach es seiner eignen Neigung, daß er nach seiner Schulzeit in ein kaufmännisches Geschäft eintrat. Als er in solchem bei Kaufmann Beutel in Kaiserslautern sich befand während der politischen Bewegung von 1848/49, wurde er wie erwähnt gleich den andern jungen Leuten durch die dort eingesetzte provisorische Regierung aufgeboten zum Kampfe für die Reichsverfassung. So machte er, wie wir gehört haben, den Rückzug nach Baden mit, konnte dann aber infolge der erteilten Amnestie sich alsbald wieder seinem Berufe widmen. Zu seiner weitern kaufmännischen und besonders sprachlichen Ausbildung ging er dann bald darauf nach Frankreich, zunächst nach Metz, dann nach Paris, wo er noch

mit Bruder Karl zusammentraf. Dort bewährte er sich als tüchtiger Geschäftsmann, und war besonders wegen seiner Persönlichkeit und Ordnungsliebe in dem betreffenden Geschäfte sehr geschätzt. Auch ersparte er sich nach und nach ein kleines Kapital, was bei jungen Deutschen, die sich in Paris aufhalten, nicht häufig zu sein pflegt. Etwa 10 Jahre später besuchte er die Heimat wieder; es zeigte sich, daß er während seiner Abwesenheit in Paris auch nicht annähernd ein Pariser geworden war. Er hatte namentlich die pfälzische Mundart mit Landauer Färbung sich bewahrt, war sich auch in Bezug auf sein deutsches Gemüt und Benehmen so gleich geblieben, daß man hätte denken können, er habe seine Vaterstadt Landau erst kürzlich durchs französische Thor verlassen, um bald darauf durchs deutsche Thor wieder zurückzukehren. Es hing dies ohne Zweifel damit zusammen, daß er neben seinem Berufsleben meist verkehrte im Kreise junger Deutscher, unter denen in der Regel auch junge Landauer sich befanden, wie z. B. Jahre lang die Gebrüder Karl und August Föll. Auch die Liebe zur Heimat hatte er in Paris nicht verloren. Seine Äeußerungen während des Besuches derselben ließen darauf schließen, daß er, nun 30 Jahre alt, daran dachte, eine selbstständige Stellung zu erlangen und einen eigenen Haushalt zu gründen. Nach kurzem Besuche kehrte er wieder zurück in seine bisherige Stellung in Paris, aber er war, wie auch wir, ferne von dem Gedanken, daß er die Heimat, Vater und Geschwister zum letztenmale gesehen habe. Im Jahre 1862 kam unversehens die Nachricht, daß er nach kurzer, anfangs leichter Erkrankung und plötzlicher Verschlimmerung derselben sein Leben schon beschlossen habe. Noch am selben Tage, nachdem die Nachricht eintraf, machte ich mich gegen Abend auf den Weg und kam am Tage der Beerdigung morgens um 5 Uhr in Paris an. Im Jahre 1850 war ich nach einer herrlichen Überfahrt über den Kanal beim Leuchten des Meeres über Calais nach Paris gekommen, um Bruder Karl zu besuchen; nun aber hatte ich den schweren Gang zum Grabe des Bruders August zu übernehmen als einziges Glied der Familie, zuvor ins Kranken- und Sterbehaus, dann ins Geschäftshaus, zu eilen und die Familie Valigny aufzusuchen, wie auch deutsche Freunde des Bruders, um mich nach diesen verschiedenen Seiten hin zu erkundigen und zu benehmen. Wie wohlthuend war mir da aufs neue die rührende Freundschaft

der Familie V., besonders des alten Herrn, der mit mir hinter dem Sarge herschritt, während eine ansehnliche Schar deutscher Landsleute, darunter auch mehrere Landauer, uns folgten.

Da in jenen Tagen die Prüfungen am Schullehrer-Seminar nahe bevorstanden, mußte ich am folgenden Tage schon wieder heimwärts eilen, und zwar über Landau, um dort dem Vater und den Geschwistern noch schnell Bericht zu erstatten über meine traurige Reise.

So mußte der Vater auch diesen Sohn vor seinem eigenen Ende sterben sehen und in der Reihe der Geschwister war wieder eine neue schmerzliche Lücke eingetreten.

Julius Petersen ist, als der jüngste der sechs Brüder, geb. am 25. April 1835. Dabei ist übrigens zu erwähnen, daß zwischen ihm und Bruder August noch ein Bruder (Eugen) war geboren worden, der aber als ein von Geburt an kränkliches Kind nach wenigen Monaten schon starb vor der Geburt der zwei jüngsten Kinder: für die älteren Geschwister, die sich seiner erinnern, war er nur eine flüchtige Erscheinung; sein frühes Dahinsterben legte aber uns älteren Kindern zuerst den Gedanken an den Tod nahe, und damit den an die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens. Um so erfreulicher war es für uns zu sehen, daß der jüngste Bruder als ein so kräftiges Kind nicht blos geboren wurde, sondern auch heranwuchs, ja als der kräftigste der sechs Söhne, der höchstens eine oder die andere Kinderkrankheit kennen lernte. Der Liebe und Pflege der Mutter durfte er sich nur vier Jahre lang erfreuen; dagegen hat Schwester Lina bis zu ihrer Verheiratung im Jahre 1848 Mutterstelle an ihm vertreten, ja selbst der Vater hat seinen der Mutter so früh beraubten Benjamin in gewisser Weise bemuttert. Als ich, der älteste Sohn, schon in Amt und Würde, aber noch nicht verheiratet war, pflegte der sorgsame Vater öfter zu andern zu sagen, er müsse auch noch Mutterstelle an mir vertreten, wobei er besonders an Gesundheitspflege und Lebensweise dachte; wie viel mehr war die väterliche Liebe und Fürsorge bedacht auf den jüngsten Sohn, der noch Jahre lang an der Seite des Vaters lebte, während die älteren Brüder schon nach verschiedenen Seiten hin das väterliche Haus verlassen hatten. Nachdem er die Schule in Landau durchlaufen und das Gymnasium in Zweibrücken absolviert hatte, besuchte er die Universitäten München, Erlangen und Heidelberg.

In seine juristische Praxis trat er ein in Landau. Neben seinen juristischen Studien beschäftigte er sich von nun auch sehr eifrig mit den Zweigen allgemeiner Bildung, zugleich aber auch mit volkswirtschaftlichen Fragen, deren zunehmende Bedeutung er schon erkannte zu einer Zeit, wo sie von andern noch gar nicht gewürdigt wurden. Längere Zeit arbeitete er vor seiner festen Anstellung bei Anwalt Ferdinand Boecking, dem späteren Reichsrate, was für seinen spätern Beruf von großem Werte war. Als nun im Jahre 1858 mein Beruf mich von Rhodt nach Kaiserslautern führte, vereinigte sich der Vater nun mit dem jüngsten Sohne zu einer gemeinsamen Haushaltung in Landau. 1862 aber fand Bruder Julius seine erste Anstellung auch in Kaiserslautern als Polizeianwalt, wodurch nun der Vater den Abschluß seines Lebens fand in gleichzeitigem Zusammenleben mit dem ältesten und dem jüngsten Sohne, wie wir im ersten Teile S. 96 schon gehört haben, in Verbindung mit seiner Verheiratung.

In dieser Zeit fing Bruder Julius an, seine volkwirtschaftlichen Studien praktisch zu verwerten und sein Interesse für das bürgerliche und soziale Leben zu bethätigen im Verkehre mit der Bürgerschaft und mit einzelnen Vereinen; mit seiner Anregung wurde ein Vorschußverein gegründet und Schulze-Delitzsch eingeladen, nach Kaiserslautern zu kommen. Auch ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine über Schutzzoll und Handelsfreiheit zeigte, daß dieser Polizeianwalt nicht blos in amtlicher, sondern auch in freiwilliger Thätigkeit dem öffentlichen Leben dienen wollte. Dazu kam, daß seine ganze Persönlichkeit und die freundliche Art seines Verkehrs mit Leuten aus allen Ständen ihm auch in den wenigen Jahren seiner Wirksamkeit in Kaiserslautern (von 1862—1866) Ansehen und Vertrauen in seltenem Maße verschafften und die Erinnerung an ihn lebendig erhielten. In den nächsten Jahren finden wir ihn in richterlicher Stellung vorübergehend in Dürkheim, als Landgerichtsassessor in Frankenthal. Seine schon in Landau während der Praxis bewährte Befähigung für den Beruf eines Anwaltes und die Neigung für denselben bewogen ihn zur Bewerbung um eine Anwaltsstelle in Zweibrücken (von 1868—1870), die er dann bald darauf (1870) vertauschte mit einer solchen in Landau. Bei dem guten Erfolge in diesem Fache wäre nun damit seine juristische Laufbahn ohne Zweifel abgeschlossen gewesen und er hätte auch sein Leben

als Anwalt in Landau voraussichtlich beschlossen ohne die Berufung ins Reichsland, er leistete ihr Folge zur Übernahme der ehrenvollen Stelle eines Kammerpräsidenten am Landgerichte zu Straßburg (1871). Diese Stellung hatte den Vorzug, mehr freie Zeit zu bieten zu fortgesetzten juristischen Studien und zur Verwertung derselben in schriftstellerischer Thätigkeit. Durch letztere wurde man nun auch in weitern Kreisen aufmerksam auf die große Begabung und die gründlichen Studien dieses noch ziemlich jungen Gerichtsbeamten; im Zusammenhange damit erfolgte wenige Jahre darauf seine Ernennung zum Senatspräsidenten in Colmar (1880). Seine schriftstellerische Thätigkeit fand besondre Anerkennung nicht blos durch neue Auflagen seiner Commentare über Civilprozeß- und Concursordnung, sondern auch durch Verleihung der juristischen Doktorwürde honoris causa durch die juristische Fakultät zu Erlangen.

In dieser Zeit aber trat ein Ereignis ein, bei welchem das Leben des in voller Lebenskraft, umfassender Lebensthätigkeit und hochangesehener Lebensstellung stehenden Mannes in große Gefahr kam durch das bekannte Eisenbahnunglück bei Hugstetten in der Nähe von Freiburg. Während eine große Zahl der Reisenden dabei das Leben verlor und viele verwundet wurden, wurde Bruder J. mit Frau, Sohn und Tochter, während nur ein Schritt war zwischen ihnen und dem Tode, gnädig bewahrt, und sie kamen, wie man zu sagen pflegt, buchstäblich „mit dem Schrecken" davon, freilich mit einem furchtbar erschütternden Schrecken, erschütternd auch für uns Geschwister, als wir in der Zeitung davon lasen, bis wir durch unmittelbare Nachricht beruhigt wurden, um dem Herrn über Leben und Tod zu danken für diese sichtliche Bewahrung. In der ganzen übrigen Geschichte der Familie findet sich kein gleicher Fall von einer solchen drohenden Gefahr für Leben und Gesundheit eines Elternpaares und zweier Kinder und der Errettung aus ihr wie in diesem Falle, darum sei dessen auch hier gedacht zur dankbaren Erinnerung auch noch von Seiten der Nachkommen von Geschlecht zu Geschlecht.

Die höchste Stufe seiner schönen und ehrenvollen Laufbahn erreichte aber Br. Julius durch seine Ernennung zum Reichsgerichtsrate in Leipzig (1. April 1883). Schon vor derselben aber war ihm die Ehre zuteil geworden, zuerst in das Zollparlament (1869 und 1870) und später in den deutschen Reichstag gewählt

zu werden, welchem er 1873, 1874 und 1881 bis 1883 angehörte. Die Vereinigung hervorragender juristischer, politischer und volkswirtschaftlicher Bildung hatte bei den Wahlen naturgemäß die Blicke auf ihn gelenkt, namentlich auch von Seiten so einflußreicher Männer wie die Herren Buhl und Jordan und zugleich der Bevölkerung in dem betr. Wahlbezirke. So führt uns mit Br. J. die Familiengeschichte wieder nach Berlin. 60 Jahre früher zur Zeit der Auflösung des alten römisch-deutschen Reiches fanden wir dort den Vater als jungen französischen Officier, während sein jüngster Sohn als Mitglied des Zollparlamentes und dann des Reichstages des neuen deutschen Reiches 60 Jahre später dorthin berufen wurde. Aber nicht blos zur Geschichte des Vaters findet sich hier ein beachtenswerter Gegensatz, sondern auch zu der des Großvaters, aber so, daß in dieser Hinsicht der Gegensatz zugleich gewissermaßen eine Parallele oder eine Ähnlichkeit darstellt. Wir fanden ja den Großvater fast 100 Jahre vorher als Agenten des Herzogs von Gotha am Reichshofrathe in Wien und dann als Consulent der Reichsstadt Speier in letztrer Stadt, und zwar zu der Zeit, in welcher das alte römisch deutsche Reich seiner Auflösung sichtlich entgegen ging. Der Enkel desselben Mannes wurde dann aber ein Jahrhundert später zuerst in den Reichstag und dann in das Reichsgericht des neuen deutschen Reiches berufen; so spiegelte sich nun auch nach diesen zwei Seiten hin in der Familiengeschichte die Zeitgeschichte ab in zwei bedeutsamen Zügen.

Die Berufung in das Reichsgericht nötigte aber Br. Julius zum Austritte aus dem Reichstage, weil die Arbeit, die im Reichsgerichte ihm übertragen wurde, und auf welche bei seiner Ernennung besonders war gerechnet worden, sich nicht vertrug mit einer längern und öftern Abwesenheit vom Sitze des Reichsgerichtes.

In Bezug auf den Umschwung nicht blos in der deutschen Geschichte, sondern auch in den Anschauungen der Deutschen in den Jahren 1866 und 1870 ist eine Äußerung bezeichnend, von welcher aus jenen Tagen berichtet wird. Eines Abends folgte in Berlin Br. J. mit dem bekannten bayrischen Abgeordneten Völk einer Einladung des damaligen Bundeskanzlers Bismarck. Als sie miteinander an das Palais B's kamen, blieb V. stehen und äußerte seine Verwunderung darüber, daß er nun einer Ein-

ladung desselben Mannes folgte, über den er vor dem J. 1866 seinen Unwillen so oft und so heftig geäußert hatte, weil Bismarcks Gedanken und Wege ihm verborgen waren als solche die, wie zugleich Gottes Gedanken und Wege, so viel höher waren als die Gedanken des sonst so klugen bayrischen Volksmannes. Es ging eben auch ihm damals wie so vielen andern nach dem bekannten Worte: „tempora mutantur et nos mutamur in illis". („Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen.")

Aber nicht blos eine in mehrfacher Weise so ehrenvolle und befriedigende Laufbahn und Berufsstellung wurde Br. J. zu Teil, sondern auch ein sehr glückliches Familienleben. Im J. 1862 nach seiner ersten Anstellung in Kaiserslautern verheiratete er sich mit Mathilde Trapp aus Landau, der jüngeren Schwester der Gattin des Bruders Gustav. Folgende Kinder gingen aus dieser Ehe hervor:

1. Julie P., geboren am 8. Juli 1863 zu Kaiserslautern; dieselbe vermählte sich im Jahre 1885 mit Emil Kayser aus Crefeld, nunmehr Regierungsrat zu Colmar; ihnen wurden 3 Söhne und 1 Tochter geboren: Julius K. am 23. Juni 1886, Karl am 30. Juni 1890 und Otto Hermann am 11. Oktober 1893, Friederike, 5. August 1897. Ich hatte die Freude, beide Nichten in Leipzig trauen und den ersten Sohn der Nichte Julie in Weißenburg taufen zu dürfen.

2. Melanie P., geb. am 25. Oktober 1865, vermählt mit Julius Lehmann aus Zürich, Verlagsbuchhändler in München, Sohn des in Zürich lebenden Dr. Lehmann aus Frankenthal. Kinder: Mathilde L., geb. den 4. März 1893, Arnold, geb. den 30. Juli 1894, Irmgard Thusnelde L., geb. den 20. Aug. 1897.

3. Karl P., der älteste Sohn, wurde schon im zwanzigsten Lebensjahre im Jahre 1890 am 10. Februar unversehens wieder den Eltern genommen.

4. Hermann, starb im Alter von 8 Monaten.

5. Julius, starb im Alter von 11 Monaten.

6. Julius P., geb. den 5. November 1878, hat kürzlich in Leipzig das Gymnasium absolviert und dann sich nach Lausanne begeben, um sich dort mit der französischen Sprache noch mehr vertraut zu machen vor dem Besuch einer deutschen Universität. Eben widmet er sich in München besonders dem Studium der Kunstgeschichte.

Beim Rückblicke auf die Lebensgeschichte der 6 Brüder tritt bei dem jüngsten Bruder als besonders liebliches Lichtbild seine Lebensgeschichte hervor durch den im Ganzen so harmonischen Verlauf der stetig steigenden ehrenvollen Laufbahn, die ansprechende, im engeren Lebenskreise der Familie so geehrte und geliebte, wie im weitern angesehene und beliebte Persönlichkeit des Sohnes, Bruders, Gatten, Vaters und Großvaters. Was bisher schon Kinder und Kindeskinder von Vater und Großvater erfahren und empfangen haben, ist ein Vertrauen erweckendes Unterpfand für einen von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbenden gesegneten Einfluß. Wenn aber der älteste von sechs Söhnen vier Brüdern schon vor Jahrzehnten ins Grab sehen mußte, an dem um 14 Jahre jüngern aber in mehr als sechs Jahrzehnten seine herzliche brüderliche Freude hatte, so ist es ihm eine besonders willkommene Gelegenheit und dankbare Aufgabe, auch hier daran zu erinnern und zugleich Gott dem Herrn für diese besonders erhebende Erfahrung seines Lebens selbst noch im 8. Jahrzehnte desselben dankbaren Ausdruck geben zu können, verbunden mit dem Hinweis für Kinder und Enkel, welch reicher Schatz ihnen durch Eltern und Großeltern, besonders aber durch das treue Haupt ihres engeren Familienkreises beschieden wurde; möge er ihnen noch lange erhalten werden zu reichem Segen!

Geschichte der Schwestern und ihrer Familien.

I. Elise Petersen, geb. den 17. Mai 1815 zu Kaiserslautern, war beim Tode ihrer Mutter, Katharina geb. Karcher, und bei Übersiedlung des Vaters nach Landau 1816 noch kein Jahr alt. Als sie heranwuchs, war sie jährlich einige Zeit bei ihrer Großmutter Karcher in Kaiserslautern, so daß sie auch in dieser Stadt wie in dem dortigen Familienkreise Karcher-Böcking von ihrer Jugend an heimisch war; wir jüngeren Geschwister wurden ihr aber dadurch nicht entfremdet und freuten uns stets wieder über ihre Rückkehr; ich bewahre es in dankbarer Erinnerung, daß es ihr als ältester Schwester besondere Freude machte, mir als dem ältesten Bruder eine Freude zu bereiten.

Schon als Mädchen zeigte Schwester Elise die Eigenschaften, welche sie später als Frau in hervorragendem Maße bethätigte: herzliches Wohlwollen, Selbstbeherrschung, Ergebung und Sanftmut, verbunden mit sehr klarem Verstande. Ihre geistige Ausbildung wurde nach ihrer Confirmation sehr gefördert in einem Pensionate in Heidelberg.

Einige Zeit nach ihrer Rückkehr aus der Pension wurde Schw. E. von einem Augenleiden heimgesucht, das eine schmerzliche Kur nötig machte; ihre jugendliche Heiterkeit wurde in dieser Zeit getrübt und sie selbst zu ernstem Nachdenken geneigt, verbunden mit stiller Ergebung So reifte sie ihrer Verlobung und Vermählung entgegen. Im Jahre 1835, mit 20 Jahren, trat sie in den Stand der Ehe mit Karl Boecking, damals II. Staatsanwalt in Kaiserslautern, wo beide einander kennen, achten und lieben gelernt hatten während des Aufenthaltes von Schw. E. bei ihrer Großmutter, Frau Karcher.

Schwager Boecking war der älteste Sohn des in Zweibrücken in sehr hohem Alter verstorbenen Direktors am Appellationsgerichte, und Bruder des damaligen Anwaltes und spätern Reichsrates Ferdinand von Boecking in Landau.

Da man damals von Landau nach Kaiserslautern eine Tagereise zurückzulegen hatte, war ein so häufiger Verkehr wie heutzutage nicht möglich, aber ein regelmäßiger wenigstens jährlicher gegenseitiger Verkehr wurde treulich gepflegt; einerseits kam Schw. E. mit ihrem Gatten und später mit ihren Kindern auf einige Zeit nach Landau, andrerseits wurden wir Geschwister, besonders aber wir 2 ältern Brüder, zum Besuche in Kaiserslautern in den Herbstferien eingeladen; dies war für uns von großem Werte, nicht blos durch traulichen Verkehr mit Schwager und Schwester E. wie mit den Verwandten den Familien Richard Boecking und Fliesen, sondern auch durch die Fußmärsche, die wir von dort ausdehnten auf der einen Seite bis Zweibrücken und Bitsch, auf der andern über Heiligenmoschel und Meisenheim nach Kreuznach, wie von dort aus bis Koblenz, Ems, Wiesbaden und Mainz.

Dazu kam, daß Schwager B's charaktervolle Persönlichkeit und Männlichkeit, auf die Bildung des Charakters von uns jüngern Geschwistern von förderlichem Einfluß war, wie sein klares sachliches Urteil auf die Bildung unsers Urteils; je mehr wir dann

heranwuchsen, desto mehr glich sich der Unterschied des Alters aus und wir kamen einander näher, besonders wir ältern Brüder und Schwester Lina.

Abgesehen von dem Verluste des ersten Kindes, eines Töchterchens, war das eheliche Zusammenleben von Schwager B. und Schwester E. Jahrzehntelang ein ungetrübt glückliches, besonders durch die Freude an ihren drei wackern Söhnen: Karl (geboren in Kaiserslautern den 3. Dezember 1837), Richard, (geboren den 7. Juni 1839), Ottokar (geboren den 22. Februar 1842).

Nachdem Schwager B. noch in Kaiserslautern als Untersuchungsrichter thätig war, wurde er etwa 10 Jahre nach seiner Verheiratung zum Staatsanwalt in Zweibrücken befördert, wo er später zum Präsidenten des Bezirksgerichts aufstieg. Karl, der älteste Sohn, folgte dem Berufe des Vaters, Richard, der aus Vorliebe für die Realien die Realschule besucht hatte, widmete sich der Bierbrauerei. Wohl hatte er als kleiner Knabe zur Betrübnis seiner guten Mutter in Landau vor der Rückreise nach Kaiserslautern einmal erklärt, er wolle in Landau bleiben, um dort General zu werden; der weißblaue Federbusch des dortigen Generals hatte ihn besonders gefesselt; als dieser ihm aber wieder aus den Augen und aus dem Sinne gekommen war, fesselte ihn die Thätigkeit der großen Brauerei von Jänisch, wo seine Eltern wohnten; hier hatte er Gelegenheit, als Knabe Küferei und Brauerei täglich zu beobachten, im kindlichen Spiele nachzuahmen und so Neigung für dies Geschäft zu gewinnen.

Aber ein Bierbrauer in unserer Familie — das war noch nicht dagewesen; was sollte man dazu sagen? Weinbergsbesitzer zu sein und damit Weinhandel zu treiben, das war vorstellbar nnd annehmbar, war ja auch in Dürkheim zu finden in der verwandten Familie Fitz, aber daß ein Mann in ebenso ehrenhafter und ebenbürtiger Weise wie ein andrer Weinberge bauen läßt und Weinhandel damit verbindet oder Fabrikarbeiter beschäftigt und die Früchte ihrer Arbeit verwertet, auch Bier kann brauen lassen, um es in seiner Weise zu verwerten, das hatte man sich in der Pfalz damals noch nicht klar genug gemacht. Selbst Richards Brüder lachten über sein Vorhaben und neckten ihn, er aber ließ sich nicht irre machen und entgegnete, wenn er ihnen mit der Zeit zuweilen ein Fäßchen aus seiner Brauerei werde zusenden, würden sie sich dasselbe wohl schmecken lassen. Der

Vater machte nur zur Bedingung, daß R. diesen Beruf zwar gründlich, aber zugleich in einem höheren Style erlernen und betreiben, und demgemäß nicht blos den technischen Betrieb sich aneignen, sondern auch wissenschaftliches Studium der Chemie damit verbinden solle; das geschah dann auch in Erlangen dieser Hochschule nicht blos des Biergenusses sondern auch der Bierbrauerei.

Ottokar, der dritte Sohn, widmete sich der Technik des Maschinenwesens, wozu er eben so wohl durch das Beispiel des Vetters Eduard Boecking (zuletzt in Neunkirchen) wie durch das seines Oheims Karl Petersen und zugleich durch die Beobachtung des in der Nähe seiner elterlichen Wohnung gelegenen großen und blühenden Dinglerschen Werkes wird angeregt worden sein.

Die Eltern hatten die Freude, ihre drei Söhne zu gesunden, wohlerzogenen und tüchtigen jungen Männern heranwachsen und in den Stand der Ehe treten zu sehen. Karl B. vermählte sich (1866) mit Luise Schwinn, der Tochter des Fabrikbesitzers Adolf Sch. in Zweibrücken; ihnen wurde (20. August 1867) ein Sohn, Carl B. III geboren, dem am 19. April 1870 die Tochter Lina folgte; beide verloren aber leider schon 1886 die treue Mutter; der Vater war wie verschiedene andere Pfälzer in den Dienst der reichsländischen Justiz getreten, zuerst in Straßburg, dann in Saargemünd als I. Staatsanwalt, später wieder in Straßburg als Landgerichtsdirektor und kürzlich als Senatspräsident am Oberlandesgericht in Colmar. Sein Sohn steht ebenfalls im Dienste der Rechtspflege des Reichslandes. Die Tochter ist vermählt mit Hauptmann Richard Vogel (geb. 1864 den 19. März) gegenwärtig in Kassel; ihnen wurden zwei Kinder geschenkt.

Richard Boecking vermählte sich (1871) mit Settchen Heck aus Zweibrücken, einer Cousine seiner beiden Schwägerinnen; er war damals Direktor der Aktienbrauerei in Leipzig, von wo er nach wenigen Jahren zur Leitung einer noch bedeutenderen Brauerei (Marienthal bei Hamburg) berufen wurde. Aber schon nach wenigen Jahren (den 21. Dezember 1875) mußte er aus dem Leben scheiden zum großen Schmerze der Seinen und Aller, die seinen biedern und gemütlichen Charakter lieb gewonnen hatten. Derselbe kräftige und stattliche junge Mann, der während seiner Militärzeit als bayrischer Jäger in Ludwigshafen in den Kleidern über den Rhein geschwommen war, erkrankte unversehens zum

Tode, und so mußten seine Eltern gerade ihn, den so lebenskräftigen Sohn, noch vor sich hinscheiden sehen. Seine einzige Tochter Else (geb. am 13. April 1872) ist vermählt mit Hauptmann Holzhausen, in Ulm in Garnison.

Ottokar Boecking vermählte sich (1874) mit Maria Schwinn, einer Schwester seiner Schwägerin Luise. Ottokar B. hatte sich zuerst in Eschweiler, wo er zuvor an der Seite seines Oheims Karl P. thätig gewesen war, beteiligt an einer Fabrik, später aber übernahm er nach dem Tode seines Oheims Alexander Böcking eine Fabrik in Saargemünd. Vorübergehend war er beschäftigt auf einem Eisenwerke in Ars an der Mosel in der Nähe von Gravelotte; während er am 18. August 1870 auf dem dortigen Schlachtfelde Verwundete aufsuchte, um für sie zu sorgen, wurde ihm unter Kanonendonner sein Sohn Ottokar geboren, der dann auch zur Zeit der Wahl seiner Waffe ganz entsprechend, bewußt oder unbewußt, sich als Artillerist der Kanone widmete; leider verlor er seinen Vater schon im Jahre 1887 (den 28. Nov.). Fünf Jahre nach dem Sohne wurde die Tochter Martha geboren (den 31. Januar 1875), die sich im Jahre 1896 vermählte mit Hauptmann Richard Maurer in Straßburg. Ottokar B. II verlobte sich mit Katiza Gjaritsch aus Semendria in Serbien und hat sich nach Vollendung seines Studiums der Chemie und nach einer Studienreise nach England in Hamburg beteiligt an einer chemischen Fabrik. Vor kurzem trat er in den Stand der Ehe. Als Chemiker ist O. B. ein homo novus in der Familie und der Vertreter eines neuen Berufszweiges; seine Braut (eine Serbin) ist ihrer Abstammung nach eine Novität unter uns, aber wie sie als Braut schon in der Familie beliebt und heimisch geworden, wird sie es auch als Gattin bleiben.

Bezüglich der Eltern B. ist noch Folgendes zu bemerken: Mutter Elise war Jahre lang vor ihrem Ende fast ganz des Gesichtes beraubt, was ihr eine große Entbehrung war, aber zugleich zur immer neuen Bewährung ihrer Ergebung diente; ihr starker Geist war aber dabei in stillem Nachdenken in bewunderswerter Weise lebendig, und ihr Herz schlug unausgesetzt in warmer Liebe auch in dieser Abgeschlossenheit von der Welt. Sie beschloß ihr Leben als eben so treue wie teuere, beglückte und beglückende Gattin und Mutter am 19. März 1878. Schwager B. war damals mit 70 Jahren noch sehr rüstig, aber wegen Schwerhörig-

keit genötigt gewesen, in Ruhestand zu treten; schon vor dieser Zeit war er außer seiner amtlichen Thätigkeit noch in eine andre gesetzt, nämlich in die eines Landtagsabgeordneten, an der er noch Jahre lang als einflußreiches Mitglied sich beteiligen konnte. Während von oben her eine Anerkennung seiner amtlichen Dienste und Verdienste ihm zuteil wurde durch Verleihung des Michaelsordens, war es, ohne daß er um Gunst des Volkes gebuhlt hätte, so wenig er solches that bezüglich der Gunst höherer Staatsbeamten, eine Anerkennung von Seiten der Wähler, daß ihm diese Stellung und Thätigkeit verschafft wurde; neben seiner Tüchtigkeit für letztere hatte gerade auch die Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit seines Charakters ihm das Vertrauen seiner Wähler erworben. Als Witwer führte er noch mehr als zuvor ein Stillleben, das eine gewisse Bereicherung noch erfuhr durch das Zusammenleben mit der Witwe seines Sohnes Richard und seiner Enkelin Else im Schwinnschen Hause; so lange er noch zu gehen vermochte, richtete sich sein täglicher Ausgang auf den Friedhof nach den Gräbern seiner Gattin und seiner ihm vorangegangenen Söhne. Er beschloß sein otium cum dignitate am 2. April 1890 im Alter von 82 Jahren.

II. Schwester Lina, geb. am 11. Juli 1820, vermählte sich am 4. April 1848 (gleichzeitig mit Schwester Amalie) mit Clemens Menner, dem Besitzer einer Apotheke in Landau. Als 19jähriges Mädchen hatte sie nach dem Tode der Mutter, wie wir oben gehört, die Leitung des Hauswesens und die Fürsorge für die jüngeren Geschwister übernommen. (Siehe Teil I. S. 85.)

Schwester Linas einsichtige und hingebende Wirksamkeit im elterlichen Hause zum Besten des Vaters und der Geschwister von 1839—1848 war eine gute Vorschule für ihre darauf folgende Thätigkeit als Gattin und Mutter gewesen. Als zweite Gattin übernahm sie freudig die Mutterpflichten für die drei Kinder Ernst, Marie und Anna Menner; sie widmete sich der Pflege und Erziehung dieser Kinder in solcher Weise, daß sie durch ihre mütterliche Liebe, deren kindliche dankbare Gegenliebe bald gewann. Im väterlichen Hause war zuletzt die Zahl der Personen eine geringe und darum der Haushalt kleiner und die Führung desselben leichter geworden, während der nun zu übernehmende Haushalt mit dem Geschäfts- und Dienstpersonal acht

bis neun Personen umfaßte. Dabei kommt aber in Betracht, daß Schwager M. als ein sehr praktischer thatkräftiger und unermüdlich thätiger Mann seiner Gattin zur Seite und seinem Hause vorstand. Im Laufe von einigen Jahren vermehrte sich die Familie noch um vier Söhne; dem ältesten Sohne Hermann, geb. den 2. Juni 1849, war ein Sohn, Karl, gefolgt, der ein Jahr alt, starb, dann folgten die Söhne August und Wilhelm. Die drei Kinder aus erster Ehe waren von sehr zarter Gesundheit und darum der mütterlichen Fürsorge sehr bedürftig. Ernst brachte es zur Universität, um das Bergfach zu studieren, fing aber bald an zu kränkeln an und starb noch als Student; die zwei Schwestern aber, Marie und Anna, von denen die ältere Marie, eine besonders liebliche Erscheinung war, welkten, kaum herangeblüht, auch wieder in wenigen Jahren dahin, noch bei Lebzeiten des Vaters; dieser selbst aber, zuvor von seltener Rüstigkeit, fand am 24. April 1864 seinen plötzlichen Tod infolge einer Lungenlähmung, welche durch Einathmung schädlicher Dünste im Laboratorium einige Tage vorher verursacht wurde. Er war damit ohne alle Ahnung aus seiner unermüdlichen Thätigkeit und dem Kreise der Seinen unversehens abgerufen; aber auch in den folgenden Jahren wurde die Lebenszeit der treuen, trauernden Witwe und Mutter immer noch mehr zur Leidenszeit, denn auch die zwei jüngsten Söhne, August und Wilhelm, machten ihr neben der Freude an ihnen viele Sorge wegen ihrer zarten Gesundheit und wurden, kaum zu Jünglingen herangewachsen, auch schon aus dem Leben abgerufen. August, nachdem er in eine chemische Fabrik als Lehrling eingetreten war, und Wilhelm, nachdem er mit Erfolg bereits zwei Jahre die technische Hochschule in Karlsruhe besucht hatte.

Um so erfreulicher und tröstlicher war es, daß der älteste Sohn mit den Jahren immer kräftiger wurde, auch verhältnißmäßig früh mit Banquier Heinrich Müller in gemeinschaftliche selbstständige Geschäftsthätigkeit, und mit Amalie Scholler in den Stand der Ehe konnte treten. Man glaubte hoffen zu dürfen, daß nun auch die in Leistungsfähigkeit und Leidensfähigkeit zuvor so wohl bewährte Mutter neu würde aufleben; aber auch sie war gleich einer Kerze geworden, die „anderen dienend, sich selbst verzehrt;" gerade auch der Umstand, nicht mehr so wie früher arbeiten und dienen zu können, machte ihr Herz und Leben

schwer; nach einem zeitweisen ruhigen ländlichen Stillleben in Arzheim bei Landau regte sich in ihr das Verlangen, Verwandte und Freundinnen, die sie Jahre oder Jahrzehnte lang nicht gesehen, zu besuchen; in rührender Weise gedachte sie aber dabei wieder der Angehörigen in der Heimat, indem sie Abschriften von ansprechenden Gedichten, von Aussprüchen bedeutender Männer und Schilderungen denselben zusandte, auch hier noch darauf bedacht, selbst aus der Ferne Freude zu bereiten; aber die frühere Spannkraft ihres lebhaften Geistes und thatkräftigen Willens war doch erlahmt, und so erreichte sie das Ziel ihres vielbewegten, an Liebe und Leid so reichen Lebens, schon mit 62 Jahren am 29. August 1882, um dort mit Freuden zu ernten, was sie hier mit Thränen gesäet hatte.

Amalia Menner ist die Tochter des früheren Dekans zu Landau Karl Friedrich Scholler, von dem Gümbel in seiner Geschichte der pfälzischen Kirche mit Recht bemerkt: „Ein hervorragender Geistlicher, entschiedener Vertreter der positiven Richtung in Wort und Schrift." Neben dem Dekan und Schriftsteller Friedrich Blaul gehörte er auch in anderer Hinsicht zu den bedeutendsten Männern der Pfalz. Frau Johanna Scholler, geborne Reichhold, war eine Tante von Karl R. in Berlin und eine Tochter des Pfarrers R., den wir im ersten Teile kennen lernten. S. I, 41.

Bei Schwager M. kommt aber nicht blos in Betracht, was er in seiner Familie und in seinem Berufe in Tüchtigkeit und Treue geleistet hat, sondern auch seine Thätigkeit in weiterem Kreise, in städtischen und politischen Angelegenheiten. In Folge des Ansehens und des Vertrauens, das er sich unter der Bürgerschaft erworben hatte durch seine Einsicht, seinen Gemeinsinn, seine Charakterfestigkeit und seine Opferwilligkeit, war er zum Mitgliede des Stadtrates erwählt worden, und beteiligte sich eifrig an der Beratung und Besorgung der städtischen Verwaltung; man wollte ihn deshalb auch zum Bürgermeister wählen, er lehnte aber diese Würde ab auf Wunsch seiner Gattin, die eine zu große Überhäufung mit Geschäften für ihn befürchtete.

In vaterländischer Hinsicht gehörte Schw. M. seiner Zeit zu den Männern, welche von den früher herrschenden französischen Sympathien sich ab, dagegen deutscher Gesinnung sich immer mehr zuwandten, und als Nachkommen der alten Landauer

Reichsstädter auch für ein deutsches Reich immer mehr empfänglich wurden, besonders nach den politischen Bewegungen von 1848 und 1849.

Das Haus Menner aber bildete in einer langen Reihe von Jahren einen Mittel- und Vereinigungspunkt nicht blos für die Geschwister unserer Familie, sondern auch für den weiteren Familienkreis durch den herzlichen Familiensinn und das gastfreie Entgegenkommen in demselben. Die Glieder unserer engern Familie wie die Böcking, Paraquin, von Pechmann, Dick, Mattil u. a. bewahren darum dies und das Andenken an die Eltern Menner noch heute in freundlicher und dankbarer Erinnerung, und der Sohn Hermann M. hielt im Vereine mit seiner treuen Gehilfin Amalie treulich mit zu wiederholter Erneuerung dieser Erinnerung nicht blos als Träger des Namens, sondern auch als Erbe der trefflichen Eigenschaften wie der Vereinigung von realem und idealem Streben im Sinne seiner Eltern.

Auch die Stellung, welche er in seiner Vaterstadt wie in der Pfalz einnimmt durch seine Persönlichkeit und Thätigkeit in so mannichfaltiger Weise ist nicht blos eine Fortsetzung, sondern auch eine Steigerung dessen, was wir in Person und Leben der Eltern vorgebildet und verbreitet fanden. Das schöne Haus aber, das er sich nach dem Plane von Prof. Friedrich Thiersch in München erbaut hat, ist ein Zeugnis davon, daß es ihm mit Gottes Beistand auf dem Wege eifriger Thätigkeit gelungen ist, mit gutem Erfolge zu wirken. Im Frühjahr 1897 hat er Haus und Geschäft an die Pfälzische Bank abgetreten und ist jetzt als Direktor der Filiale Landau für dieses Institut thätig.

Schwester Amalie Petersen, geb. am 27. Oktober 1827, wuchs in gleichmäßiger Gesundheit heran ohne bemerkenswerte Erlebnisse. Im Mai 1841 brachte ich sie auf meinem Wege zum Besuche der Universität Bonn nach Kreuznach in die Engelmann'sche Anstalt, wo Frau Engelmann sich mit derselben mütterlicher Liebe der Tochter annahm, wie fast 30 Jahre früher in Frankfurt der Mutter. Als im Jahre 1845 Onkel August P. von Zweibrücken als Oberappellationsgerichtsrat nach München berufen wurde, wurde Schw. Amalie von Onkel und Tante eingeladen, sie nach München zu begleiten und durfte einige Zeit bei ihnen zuzubringen, wodurch natürlich ihr Gesichts- und Lebenskreis bedeutend erweitert wurde; auch diente dieser Aufenthalt

zur geeigneten Vorbereitung auf den spätern nach ihrer Verheiratung. Sehr angenehm und förderlich war für sie zugleich der Verkehr mit Onkel und Tante Molitor und deren Tochter Betty, später Frau Knorr. Beide Mädchen schlossen sich schwesterlich aneinander an, und obgleich im Gesichtstypus verschieden, fesselten sie beide durch ihre Anmut. Als einst auf einem Balle König Ludwig I. in dieser Hinsicht ihnen wie Tante M. eine schmeichelhafte Bemerkung machte, erlaubte sich letztre die kühne Gegenbemerkung: „Ew. Majestät, Solches sagt man jungen Mädchen doch wohl nicht!" — Die Majestät in ihrer mehr lebhaften als majestätischen Weise entgegnete: „Sie wissen es schon lange!"

Nach ihrer Rückkehr von München verlebte Schw. Amalie dann noch einige heitre Mädchenjahre an der Seite des Vaters und der Schwester Lina, und in besonders vertrauter Freundschaft seit der Kinderzeit mit Emilie Mahla (später Frau von Schleichert) und Sophie Cullmann (später Frau Kaußler). Am 4. April 1848, in sehr bewegter Zeit, trat A. in den Stand der Ehe mit Ernst Paraquin, zweiter Staatsanwalt am Bezirksgerichte in Landau, während zugleich Schwester Lina denselben Schritt am selben Tage that, wie wir oben hörten: (S. auch I Seite 93.)

Schwager Menner und Schwager Paraquin waren in erster Ehe verheiratet mit zwei Schwestern Jung aus Dürkheim; beide hatten aus erster Ehe drei Kinder, so daß auch Schw. Amalie im Alter von 21 Jahren bereits Mutterstelle an 3 Kindern zu vertreten hatte, diese waren: 1) Julie, geb. den 4. April 1842; 2) Emil, geb. den 4. Februar 1843, und 3) Auguste, geb. den 15. Nov. 1845. Das Verhältnis zwischen Mutter und Kindern gestaltete sich von Anfang an und bewährte sich bis ans Ende ebenso freundlich wie bei Schw. Lina; Schw. Amalie wurde überhaupt nach dem Ausdruck (Ps. 113,9) eine „fröhliche Kindermutter" in besonderem Maße, denn zu den 3 ihr zugebrachten Kindern wurden ihr im Laufe der Zeit noch 6 geboren: 1) Wilhelm P., geb. den 4. Jan. 1849; 2) Ernestina, geb. den 9. April 1851; 3) Adolf, geb. den 25. Januar 1853; 4) Betty, geb. den 15. Dezember 1856; 5) Ida, geb. den 10. Januar 1858; 6) Karl, geb. den 10. Februar 1860.

Schwager Paraquin besaß bei vieler Ruhe des Gemütes

zugleich einen lebhaften Geist mit viel Phantasie. Darum war er auch sehr empfänglich für die politische Bewegung des Jahres 1848 zur Aufrichtung eines deutschen Reiches und Feststellung einer Rechtsverfassung. Eines Tages berichtete er seinem kranken Vater, Notar in Landau, einem sehr nüchternen und dabei witzigen Manne, über den Gang und Stand der Dinge in Frankfurt, Berlin, Wien u. s. w. und fügte hinzu: „Nun muß es so kommen und dann so, u. s. w., und wenn es nicht so kommt", — aber ehe er seine weitern Gedanken aussprechen konnte, bemerkte sein Vater kurz und trocken: „Dann kommt es anders!" Und es kam anders; wenigstens vorläufig, denn später wurde ja doch auf andrem Wege erreicht, was damals schon Viele als Hauptziel der Bewegung im Auge hatten. Von der ungeahnten Wendung der Dinge wurde am schwersten betroffen Schw. P's. Halbbruder, Pfarrer Berkmann in Einselthum. Als wir am 4. April 1848 bei der Hochzeitsfeier der zwei Schwestern vereinigt waren, sangen wir noch alle einmütig in gemeinsamem vaterländischem Sinne Arndts Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Aber an Schattierung der politischen Anschauungen fehlte es nicht; Pf. Bergmann, P's. Halbbruder, bildete die äußerste Linke; er sagte voraus, wenn die Bewegung scheitere, dann werde der König von Preußen kommen und den Pfarrer von Einselthum nach Spandau bringen lassen; die Weissagung erfüllte sich, nur in etwas andrer Weise; Berkmann, der im Landtag und Parlamente wie als Agitator in der Pfalz durch seine Reden wie durch seine Stimme den Namen „Megalosauros" sich erworben hatte, verlor seine Stelle und sah sich genötigt nach Amerika auszuwandern, während Schw. Menners Schwager, Oberlandesgerichtsrat Popp, damals ebenfalls Hochzeitsgast zum Untersuchungsrichter in dem großen politischen Prozesse des Jahres 1849 bestellt wurde. Wie weit gingen nun aus diesem kleinen Familienkreise die Wege auseinander! In Folge der politischen Thätigkeit seines Bruders und deren Folgen mochte Schw. P. nachträglich auch dem oder jenem verdächtig werden und ganz unbehelligt kam auch er durch diese bewegte Zeit nicht hindurch. Im Jahre 1849, zur Zeit wo er seine Familie nach Weissenburg gebracht hatte im Hinblick auf die drohende Einschließung der Festung, ließ er sich verleiten, mit einer Schildwache am Nachbarhause von seinem Fenster herab ein Gespräch anzuknüpfen über die Verhältnisse der Garnison

und die Stimmung der Soldaten; ein ihm abgeneigter Nachbar hatte unbemerkt zugehört, wohl auch Manches mißverstanden; kurz, eines Tages wurde P. beschuldigt, jene Schildwache zur Desertion verleitet zu haben; die Untersuchung fiel zwar zu seinen Gunsten aus, die Strafkammer in Zweibrücken wies die Anklage zurück, dennoch aber erfolgte die Versetzung in den Ruhestand. Nach seiner Versetzung in den Ruhestand im Jahre 1849 nahm nun P. zunächst für einige Zeit in Dürkheim seinen Wohnsitz, von wo er dann später nach München übersiedelte. Für die Familie Paraquin wie für ihn selbst war der Aufenthalt in München von großem Werte, bis später P's. Ernennung zum Notar in Frankenthal erfolgte. Der älteste Sohn, Emil, (geb. den 4. Februar 1843) bildete sich in München zu einem tüchtigen Ingenieur aus, der zweite (Wilhelm) zu einem tüchtigen Techniker; die zwei Söhne Adolf und Karl besuchten mit sehr gutem Erfolge die Kadettenschule, und die älteste Tochter Julie, verheiratete sich mit dem Arzte Arnold von Franque, der zugleich Leibarzt einer in München lebenden Fürstin war. So peinlich also anfänglich die eingetretene zeitweise Quieszierung war, sie hatte doch auch wieder gute Folgen um die Söhne und Töchter und deren Erziehung willen.

Mit der Zeit gelang es Schwester P. auch am Starnbergersee ein einfaches, wohnlich und freundlich gelegenes Landhaus zu erwerben, das an freien Tagen und in den Ferienzeiten für Eltern und Kinder neben dem Aufenthalte in der Großstadt einen gesunden Landaufenthalt und den Kindern ein Stück „Paradies der Kindheit" bot, wie wir es einst in Klingenmünster genossen hatten.

Im Laufe der Jahre wuchsen nun die neun gesunden, begabten und wohlgeratenen Kinder heran zur Freude der Eltern, wie der ganzen Familie, so daß Eltern und Kinder durch Gottes Gnade ein seltenes Familienglück zu Teil wurde.

In den 60er Jahren erfolgte P.'s Reaktivierung durch seine Ernennung zum Notar in Frankenthal, wo er noch bis kurz vor seinem am 2. Februar 1875 erfolgten Tode diesem neuen Berufe mit gutem Erfolge sich widmen konnte.

Schwester Amalie überlebte ihren Gatten nicht ganz um ein Jahr, nämlich nur bis zum 15. Januar 1876.

Inzwischen war der Schwiegersohn Arnold von Franque

schon am 27. März 1868 in München gestorben mit Hinterlassung von folgenden Kindern:

1) Mathilde, geboren den 15. September 1862; 2) Arnold, geb. den 23. Oktober 1863; 3) Bertha, geb. den 5. Okt. 1864; 4) Albert, geb. den 27. September 1865; 5) Hugo, geboren den 31. Juli 1867.

Auguste P., die zweite Tochter, lebt in der Regel mit ihrer Schwester Julie zusammen in München, weilt aber abwechselnd als treue Schwester und Tante bei den verschiedenen Geschwistern an Freud und Leid derselben teilnehmend und an den betreffenden Angelegenheiten sich liebreich beteiligend als Generaltante.

Emil P. hatte sich als Eisenbahnbeamter in Saargemünd vermählt mit Elise Ritter aus Kissingen, wo ihnen ihr Sohn Ernst (jetzt Leutenant in München) geboren wurde am 2. März 1875. Emil P. wurde gewissermassen ein Opfer seines Berufes. In einer kalten Winternacht hatte er bei einer amtlichen Nachforschung auf der ihm anvertrauten Bahnstrecke sich ein schweres Leiden zugezogen, dem er bald unterlag.

Ernestine P., geboren den 9. April 1851, vermählte sich in Frankenthal mit Julius Bettinger, Sohn des dortigen Medizinalrates B., der zuerst auf dem Gienanth'schen Hüttenwerke in Hochstein angestellt war, einige Jahre darauf aber sich an der Maschinenfabrik in Frankenthal beteiligte, der er als technischer Direktor noch jetzt vorsteht. Durch seine Niederlassung in Frankenthal wurde daselbst aufs Neue eine Familienstation für die Familie Bettinger gegründet wie für die Familie Paraquin.

Die Kinder des Hauses sind: 1) Amalie, geboren den 29. März 1877; 2) Julius, geboren den 12. Juli 1878, bereits verwendet in dem kaufmännischen Geschäfte der Zuckerfabrik; 3) Friedrich, geb. den 16. September 1881, dermalen Tertianer des Realgymnasiums in Darmstadt, und 4) Wilhelm, geb. den 4. September 1883.

Wilhelm Paraquin, der zweite Sohn (der erste aus zweiter Ehe), geboren in Landau den 3. Januar 1849, besuchte in München Latein- und Gewerbeschule, absolvierte daselbst die polytechnische Schule, arbeitete 1 Jahr lang in einer Maschinenfabrik und besuchte dann (1868—69) die polytechnische Schule in Karlsruhe. Von 1868—1869 diente er als Einjährig-Freiwilliger im 2. Infanterie-Regimente Kronprinz in München. Seine erste An-

stellung fand er in der Kühnle'schen Maschinenfabrik in Frankenthal (1869—1870). Beim Ausbruch des Krieges wurde er dem 5. Landwehrbataillon als Junker zugeteilt. Dies Bataillon ging als Etappe-Truppe über Weißenburg und Wörth bis gegen Toul und dann wieder durch die Vogesen zurück nach Weißenburg; dann wurden dem noch nicht 22 Jahre zählenden, inzwischen zum Lieutenant beförderten jungen Offizier große und interessante Gefangenentransporte unterstellt, so z. B. nach Stettin; auf dem Rückweg von dort kam er nach Berlin und wurde dort als der erste bayerische Offizier nach den herrlichen Leistungen der Bayern bei der Erstürmung von Weißenburg als Gast der Königin Augusta aufgenommen, täglich zu ihr befohlen und mit hervorragender Auszeichnung behandelt. Zum Schluß folgte eine dreiviertelstündige Abschiedsaudienz, bei der sich die Königin über Vieles Bericht erstatten ließ. Die 70 Mann bayerischer Begleitungsmannschaft waren Gäste der Stadt Berlin. Es sei hier erinnert an das, was vorläufig darüber bemerkt war in der Lebensgeschichte des Großvaters P. und dessen Aufenthalt in Berlin und auf der dortigen Schloßwache im Jahre 1806. Nach Abschluß des Präliminarfriedens hatte Wilhelm P. ca. 450 Mann Deutscher aus französischer Gefangenschaft ausgelieferter deutscher Matrosen und Steuerleute nach Hamburg zu führen. In Stettin (wo seit dem Dreißigjährigen Kriege keine Bayern erschienen waren, wie in Hamburg, waren diese Bayern stets Gäste der beiden Städte, welche ihnen Ehren und Darbietungen aller Art gewährten. In Stettin wurde der junge bayerische Offizier auch von den etwa 500 französischen Offizieren, die er mit 1400 Soldaten eskortiert hatte, zu Gast geladen, zum Zeugnis, wie sehr diese gefangenen Offiziere von der ihnen zu Teil gewordenen Behandlung befriedigt waren.

Im April 1851 erfolgte der Rückmarsch aus Frankreich. Beim feierlichen Einzug in München fanden sich bei dem genannten Regimente nur noch fünf Offiziere, die mit demselben ausmarschiert waren. Die Zuteilung zur Landwehr hatte Wilhelm P. wie anderen zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit gedient.

Nach dem Kriege trat Wilhelm P. in München in das bekannte optische Institut von Steinheil ein, im Jahre 1873 widmete er sich aber dem Hüttenwesen und zwar in Ars a. d. Mosel

bei Archer und Westermann. Dort verheiratete er sich am 16. Sept. 1873 mit Luise Heydweiller aus Frankenthal. 1878 wurde er Betriebsassistent in Völklingen a. d. Saar und 1879 auf der Burbacher Hütte bei Saarbrücken und zwar von 1881 an Betriebsdirektor des Walzwerkes. Leider wurde er 1896 nach 17jähriger Thätigkeit daselbst durch zunehmende Nervosität und wiederholte Erkrankung zum Ruhestande gezwungen, weßhalb er sich nach Wiesbaden zurückzog. Seine 7jährige überaus glückliche Ehe wurde mit drei Kindern gesegnet: 1) Amalie, geb. zu Ars den 16. August 1876; 2) Emil, geb. zu Burbach den 11. Dezember 1879 und 3) Hermann, geb. den 26. Januar 1883 zu Burbach. Am 19. April wurde die noch so junge Mutter (geb. den 3. Nov. 1857 zu Frankenthal) schon abgerufen infolge eines Wochenbettfiebers. In langer schwerer Krankheit war sie mit hingebender Aufopferung gepflegt worden durch die Schwester ihrer Mutter, Fräulein Emilie Karcher aus Frankenthal (geb. den 3. Sept. 1840), welche dann den Kindern eine zweite treue Mutter und sorgsame Erzieherin wurde und dem Haushalte eine wertvolle hingebende Stütze, bis sie durch schweres Siechtum gelähmt wurde; sie wurde von demselben erlöst am 20. November 1897, worauf die treue Schwester und Tante Auguste Paraquin hingebend und opferfreudig in die verursachte Lücke eintrat zur Stütze des teueren Bruders und seiner Kinder.

Adolf Paraquin, geb. den 25. Januar 1853 in Dürkheim, widmete sich der Artillerie, steht gegenwärtig im Range eines Majors, und ist eben zugleich Abteilungschef in Freising. Er war vermählt mit Ida Frommel aus Augsburg, die aber am 27. März 1888 wieder von ihm genommen wurde mit Hinterlassung von Kindern, zwei Söhnen und zwei Töchtern.

1) Eugen, geb. 13. Febr. 1880 zu Augsburg; 2) Bertha, geb. 16. April 1881; 3) Arnold, geb. 13. April 1882; 4) Ida.

Betty Paraquin, geb. den 15. Dezember 1856, weilte nach dem Tode ihrer Eltern bei ihrem Bruder Emil in Saargemünd, wo sie sich mit dem Finanzbeamten Karl Laux vermählte, der später eine Zeit lang in Colmar angestellt war, nun aber wieder in Saargemünd lebt als Hypothekenbeamter. Ihre Kinder sind: Ida, geb. 2. März 1880; Else, geboren 17. Oktober 1881; Luise, geb. 12. Juni 1883; Julius, geb. 23. Februar 1886.

Ida Paraquin, geboren den 10. Januar 1858, vermählte sich in Frankenthal mit Friedrich Fank, dermalen kaufmännischer Direktor der dortigen Zuckerfabrik; wie in Saargemünd der Aufenthalt der Schwester Betty bei ihrem Bruder Emil die Verlobung derselben nach sich zog, so nun in Frankenthal die Vermählung der Schwester Ernestine, die der Schwester Ida; weiter aber begab es sich, daß deren Nichte Mathilde von Franque ihren Gatten Siegfried Pollak, der als Chemiker an der Zuckerfabrik angestellt ist, dort kennen lernte. Da aber vier Kinder Bettinger, vier Lenk und zwei Kinder Pollak sich vorfinden, ergibt sich, daß nun zwei Töchter, eine Enkelin und zwei Urenkelinnen, mit den drei Müttern 13 Nachkommen der Familie Paraquin in Frankenthal sich zusammengefunden haben.

Karl Paraquin, geb. den 10. Februar 1860 in München, widmete sich wie sein Bruder Adolf ebenfalls dem Kriegsdienste. Als Offizier der leichten Reiterei war er längere Zeit bald in Saargemünd und bald in Zweibrücken in Garnison; gegenwärtig ist er als Rittmeister der Abteilung für Luftschiffahrt in München zugeteilt. Er ist vermählt mit Emilie von Gravenstein und ist Vater von zwei Kindern, Ferdinand, geboren den 20. April 1892 und Hermann.

Kein Zweig der Familie zählt so viele Nachkommen als dieser (nahezu 40 Nachkommen), von Schwager P., wobei allerdings dessen zweimalige Verheiratung in Betracht kommt, und zugleich zu bemerken ist, daß mit Ausnahme des ältesten Sohnes Emil noch alle (acht) Geschwister leben. Die Familie ist fremden Ursprungs. Der Großvater von Schwager P. war kurfürstlicher Beamter in Neustadt und wurde in den 90er Jahren als Geisel mit anderen in die Kasematten von Landau geschleppt zum lebenslänglichen Nachteil für seine Gesundheit.

Ida Petersen, geboren den 7. April 1838, war bei dem Tode der Mutter erst 1 Jahr alt, so daß Schwester Lina an ihr in ganz besonderer Weise Mutterstelle vertrat. Nach Verheiratung der beiden Schwestern Lina und Amalia kam Schwester Ida in die uns schon von der Mutter und von Schwester Amalie bekannte Erziehungsanstalt der Familie Engelmann in Kreuznach. Herangewachsen brachte sie abwechselnd einige Zeit bei den ältern Schwestern zu, die letzte Zeit aber vor ihrer Verheiratung beim Vater und dem ältesten Bruder im Pfarrhause zu Rhodt, wo sie

dem dortigen Haushalte vorstand. Als sie im Jahre 1855 einige Zeit bei Schwester Amalie Paraquin in München zubrachte, lernte sie dort Adalbert von Pechmann kennen (geb. den 4. Januar 1822), der wie mit der Familie P., so auch mit anderen Familien aus der Pfalz (Heintz, Hummel u. a.) in Verkehr war. So hatten beide junge Leute Gelegenheit, sich öfter zu sehen und näher kennen zu lernen; als ihre Herzen sich zusammengefunden, verlobten sie sich mit Zustimmung des Vaters im Spätjahr 1857 in München. Auf Weihnachten 1857 kam der Bräutigam nach Rhodt und im August 1858 hatte ich die Freude, das junge Paar in der Kirche zu Rhodt zu trauen. Schwager Adalbert war inzwischen von Straubing nach Augsburg befördert worden, später von da als II. Staatsanwalt nach Memmingen, im folgenden Jahrzehnt nach Augsburg und zuletzt von da als Oberlandesgerichtsrat nach München versetzt.

Der Name von Pechmann war uns zuvor nur bekannt durch den Oberbaurat v. P. (den Erbauer des Donau-Mainkanals), einen Oheim von Schwager Adalbert und durch dessen Sohn, der um das Jahr 1840 als Offizier in Zweibrücken in Garnison lag und im Jahre 1866 als General den Feldzug mitmachte. Erst später hörten wir, daß die Familie abstamme von jenem tapfern bayerischen Obristlieutenant des damaligen Leibregiments, nun Infanterieregiments Nr. 10, Günther v. Pechmann, der unter Kurfürst Max Emanuel von Bayern beim Kampfe gegen die Türken bei der Erstürmung von Ofen im Jahre 1686 als der erste die Mauer erstieg. Kaiser Leopold I. hat ihn dafür zum Reichsfreiherrn erhoben und ihm die ungarische Krone ins Wappen gesetzt.

Dies geschah an der Donau, aber zur selben Zeit, wo der älteste Ahnherr der Familie Petersen, Konrad P., als Bürgermeister von Sonderburg am Alsensunde der Ostsee sein städtisches Amt verwaltete und nebenbei sich ohne Zweifel an Handel und Schiffahrt beteiligte.

Obgleich wir, abgesehen von den Verwandten in München, den künftigen Schwager persönlich noch nicht gekannt hatten, gewannen wir ihn mit seinem biedern Charakter und gemütlichen Sinne alsbald lieb, und freuten uns, bei der Hochzeit auch den Bruder Heinrich v. P., jetzt k. Konservator der Pinakothek in München, kennenzulernen, später auch die Mutter und Schwestern in München.

Der erste Sohn Wilhelm wurde in Augsburg am 10. Juni 1859 geboren; ihm folgten in Memmingen: Ida v. P., geboren den 24. Juli 1860, Elise v. P., geboren den 15. Mai 1863 und Heinrich v. P., geb. den 3. Dezember 1865.

Mit der Uebersiedelung der Familie nach München wurde dort wieder eine neue Familienstation gegründet, nach denen der Familien Molitor, Petersen und Paraquin; wenn wir in weiterer Folge noch die Familie Hocheder; dazu den Junggesellen Petersen, jetzt den einzigen unseres Namens in Bayern, von Franque, Adolf Paraquin, Maler Gugel, die Brüder Lufft, später Wilhelm von Pechmann und endlich Julius und Melanie Lehmann dort finden, dann ergibt sich, daß in der bayerischen Hauptstadt allein jetzt mehr Zweige unsres Stammes zu finden sind als sonst irgendwo.

Wie vorher in Augsburg (zweimal) und Memmingen, so verlebten auch noch in München Schwager Adalbert und Schwester Ida sehr glückliche Jahre mit ihren Kindern. Im Jahre 1883 konnte die ganze Familie noch die silberne Hochzeit feiern in ungeschwächter Gesundheit und ungetrübter Freude. Wenige Jahre darauf aber zeigte sich bei Schwager v. P., dem bisher so rüstigen Bergsteiger und Jäger, ein Unterleibsleiden, das nicht mehr weichen wollte. Noch am Anfange des Jahres 1886 hielt er, schon leidend, als Vorsitzender des Schwurgerichts in Straubing, eine mehrwöchentliche anstrengende Session ab, bald darauf aber, am 3. März 1886, wurde seinem Leben schon ein Ziel gesetzt.

Wilhelm v. P. verzichtete nun auf die schönen Aussichten, die sich im Staatsdienste ihm eröffneten infolge seiner Begabung und bisherigen Bewährung, und nahm die ihm angebotene Stellung eines Rechtskonsulenten der bayrischen Handelsbank an, um in München bleiben und seiner Mutter dort zur Seite stehen zu können; gegenwärtig hat er die Stelle des ersten Direktors dieser Bank inne. Im Jahre 1887 vermählte er sich mit Emma von Feilitzsch (geb. den 26. August 1867), so daß nun schon seit 10 Jahren die dritte Generation der Familie in München fortlebt in den Kindern: Hildegard, geboren den 5. Juni 1888, Adalbert (geb. den 13. Oktober 1890) und Emma (geb. den 4. September 1892).

Ida v. P. vermählte sich mit Wilhelm Müller, geb. den 4. August 1854, dem Sohne eines Augsburger Großhändlers, der seiner Zeit sich in Alexandria niedergelassen hat. Da Frau

M. eine geborne Engländerin ist, finden wir nun auf dieser afrikanischen Familienstation englisches und deutsches Blut vermischt und friedlich verbunden; der von einer englischen Mutter in Ägypten Geborne ist seinem Herzen und Wesen nach ein sehr guter lieber Deutscher. Der mutige Entschluß von Seiten der Nichte Ida, ihrem Gatten zu folgen „ins heiße Afrika" hat sich gut bewährt und wurde gesegnet durch einen glücklichen Ehe- und Hausstand, dessen Verhältnisse es ihr ermöglichen, alle zwei Jahre mit ihrem Gatten und ihren Kindern: 1) Elisabeth (geb. den 6. März 1890), 2) Hans Adalbert (geb. den 20. Dezember 1892), 3) Hermann Ernst (geb. den 21. September 1893) und 4) Ludwig (geb. den 25. November 1894) — auf einige Zeit die Heimat mit der Mutter und den Geschwistern zu besuchen. Die Mutter aber reiste von der Isar an den Nil, um den dortigen ersten Enkel bei seiner Geburt zu begrüßen.

Elise v. P., geb. den 15. Mai 1863, lebte mit der Mutter zusammen in München, bis sie sich (1891) vermählte mit Dr. Eduard Chambon, der (einer Hugenottenfamilie entstammend) als Chemiker in der badischen Anilinfabrik zu Ludwigshafen angestellt ist. Ihnen wurde zu dem Sohne Joseph aus erster Ehe ihr Töchterchen Marianne geboren am 7. Juli 1892. Während die meisten Enkel und Enkelinnen unsers Vaters außerhalb der Pfalz leben, ist hier eine solche wieder in die alte Heimat der Familie verpflanzt worden. Dr. Ch. ist am 29. Januar 1855 geb. zu Prag als Sohn eines dortigen Universitätsprofessors.

Heinrich v. P., geb. den 3. Dezember 1865, beabsichtigte anfangs sich dem Forstfache zu widmen. Nach dem Tode seines Vaters aber gab er dieses Fach wieder auf und ging nach Amerika. Nachdem er in Neuyork eine Zeit lang in einer Apotheke thätig gewesen war, ging er von der Heilmittellehre über zur Heilkunde, in welcher er nun in der genannten Stadt als praktischer Arzt thätig ist. Einige Zeit lebte er dort noch gleichzeitig mit seinem Vetter Gustav Petersen aus Landau, bis dieser dort aus dem Leben abgerufen wurde.

So hat Mutter Ida v. P. Kinder in drei verschiedenen Weltteilen und während sie an ihrem Wohnsitze sich täglich erfreuen kann der Kinder ihres ältesten Sohnes, wird sie fort und fort erfreut durch gute Botschaft von ihren Töchtern am Nile wie am Rheine, und von ihrem Sohne am Hudson. In München

aber ist sie Mitglied und Haupt des zahlreichen Verwandtenkreises daselbst.

Auf den Bericht über seine Geschwister, und deren Nachkommen ist der Verfasser gerade auch um ihretwillen verpflichtet, seines eigenen Familienzweiges zu gedenken und um dessentwillen auch das, was er in der Lebensgeschichte seines Vaters und seiner Geschwister von sich selbst erwähnte, noch hie und da zu ergänzen.

Im Jahre 1821 am 7. August geboren, wuchs ich heran als ein Kind, das um seiner zarten Gesundheit willen den Eltern Jahre lang Sorge machte und im Knaben- wie im Jünglingsalter bis ins dritte Jahrzehnt seines Lebens hinein besonderer Schonung und Pflege bedurfte, aber auf Grund derselben in Verbindung mit der besonders von Seite des Vaters angeregten Abhärtung und zweckmäßigen Lebensweise haben unter göttlicher Bewahrung sich die gehegten Befürchtungen nicht nur nicht erfüllt, sondern das Gegenteil verwirklichte sich je mehr und mehr.

Nach dem, was in der Lebensgeschichte des Bruders Wilhelm über unsere gemeinsame Gymnasial- und Universitätszeit berichtet wurde, ist von mir zu sagen, daß während Br. Wilhelm im Herbste 1840 nach Heidelberg ging, ich noch ein Semester in Erlangen blieb, um dann im Frühjahre 1841 die Universität Bonn zu besuchen. Ich that dies zunächst auf Wunsch meines Vaters, der nach den Kriegsdrohungen des Ministeriums Thiers in jener Zeit einen Krieg befürchtete und mich deshalb unter solchen Umständen lieber am Rheine sehen wollte. Dazu kam der Wunsch, daß ich auch noch andre Universitäten besuchen möchte, womit ich einverstanden war. Gerade in jener Zeit war der ehrwürdige E. M. Arndt durch Fr. Wilhelm IV. reaktiviert und durch die Universität alsbald zum Rektor gewählt worden; infolge davon wurde ich durch Handschlag dieses treuen deutschen Mannes in den Verband der Universität auf genommen und hörte dann auch bei ihm eine Vorlesung über vergleichende Völkerkunde. In theologischer Hinsicht war mein bedeutendster und liebster Lehrer Prof. Nitzsch, später in Berlin. Ich hatte mir ein Zimmer gemietet mit der Aussicht auf den Rhein, das Siebengebirge und den Drachenfels. Als ich 56 Jahre nachher im Juni 1897 zur Feier der silbernen Hochzeit meines Schwagers Buff war eingeladen worden nach Rolandseck, war mir in freundlicher Weise ein Zimmer eingeräumt worden mit der mir von

Bonn her so vertrauten Aussicht auf den Drachenfels, nur diesmal rheinabwärts. In Bonn wohnte ich als Student unter einem Dache mit zwei Preußen, einem Berliner und einem Stettiner und zwei Schweizern, einem Basler und einem Appenzeller. Trotz der nationalen und zugleich der Verschiedenheit des Studiums herrschte ein freundlicher Verkehr.

Der Basler Hausgenosse war der bei Kinkel schon erwähnte Jakob Burkhard, der als bekannter und anerkannter Geschichtschreiber der Renaissance, als Kunst- und Kulturhistoriker von bedeutendstem Rufe in Basel kürzlich starb. Der Stettiner Theologe Joh. Diedrich wurde auf kirchengeschichtlichem Gebiete bekannt als Urheber einer lutherischen Separation in Preußen, der Appenzeller Theologe wurde mit der Zeit der erste und einzige reformierte Pfarrer im Canton Wallis; ob der zweite Hausgenosse, Mediciner Vocke noch lebt, weiß ich nicht; wenn nicht, bin ich noch der einzig Überlebende jener vier Hausgenossen, deren Wege von dort aus so weit auseinander gingen. Es war ein Sommersemester, in dem mir für mein Studium, wie durch Umgang und durch die herrliche Umgebung mit Ausflügen ins Siebengebirge, ins Ahrthal, nach Köln, Düsseldorf, Elberfeld und Barmen, sehr viel geboten wurde. Im Wintersemester wollte ich mich nach Berlin wenden, hatte bereits das Geld zur Reise in Händen, hatte mit einem Freunde aus Holstein eine Fußreise vom Rheine über den Harz nach dessen Heimat und die Urheimat der Familie verabredet, von wo aus ich über Stettin nach Berlin reisen wollte. Aber es kam anders infolge einer Unterleibsentzündung. Mein guter Vater eilte nun zu mir, um mich abzuholen. Als ich beim Beginn des Wintersemesters nach Berlin reisen wollte, war der Arzt (H. Dr. Pauli junior) dagegen und erklärte mir sehr entschieden, wie vorsichtig ich sein müsse bezüglich meiner Gesundheit. So blieb ich dann den Winter über zur Erholung und Kräftigung zu Hause und kehrte um Fastnacht nach Erlangen zurück. 1843 absolvierte ich die Universität, bestand meine erste Prüfung, und da Mangel herrschte an Candidaten, wurde ich kurz darauf verwendet als Vikar bei Pfarrer Brunner in Rhodt. Am Reformationsfeste hielt ich daselbst meine erste Predigt und 50 Jahre darauf wurde es mir vergönnt nach einem wechselvollen Leben innerhalb und außerhalb des Berufs, noch einmal am Reformationsfeste dieselbe Kanzel zu betreten. Im Mai 1844

wurde ich nach Edenkoben berufen als Vikar des Pfarrers Mayer, im Juni 1845 nach Biedesheim (Canton Göllheim) als Pfarrverweser der erledigten Stelle, die zur Aufbringung der Kosten zur Erbauung eines Pfarrhauses längere Zeit nicht wieder besetzt werden sollte; in Folge dessen blieb ich in jener Stellung bis zum Anfange des Jahres 1848. Der Aufenthalt in Biedesheim war mir von besonderem Werte durch den häufigen anregenden und wohlthuenden Verkehr mit der Familie Molenaar in Monsheim, der ich in jenen Jahren schon viele Freundlichkeit verdankte, später aber, wie wir hören werden, noch viel mehr. Von Ende Februar bis zum Sommer 1848 mußte ich teils um meiner Gesundheit willen, teils in Erwartung meiner festen Anstellung im elterlichen Hause mehrere Monate zubringen; dort erlebte ich nun die Februarrevolution vom 24. Februar in Frankreich und die darauffolgende bewegte Zeit der Märzbewegung und der Einberufung des deutschen Parlamentes nach Frankfurt. Im Familienleben trat in jener Zeit besonders für den Vater eine große Veränderung ein durch die schon erwähnte Verheiratung unsrer beiden Schwestern Lina und Amalie am 4. April 1848. Im Juli erfolgte meine Ernennung zum Pfarrer in Erlenbach bei Kandel, zwei Stunden von Landau. In dieser stillen Gemeinde erlebte ich nun die bewegte Zeit der Jahre 1848 und 1849. In Folge der Nähe von Landau konnte ich nun von dort aus mit dem Vater und den Geschwistern wieder öfter verkehren. Im August besuchte ich mit meinem Freunde und spätern Schwiegervater Molenaar wie mit H. Finger aus Monsheim, dem Vater unsres hessischen Staatsministers, von Monsheim aus das Parlament in Frankfurt. — Wegen der Lage von Erlenbach zwischen Landau, Karlsruhe und Germersheim wurde mein Stilleben doch mehrfach berührt von dem, was draußen vorging; auf der einen Seite kam ein pfälzisches Freischarenkorps, von der andern ein badisches zu der Zeit der Cernierung von Landau. Bei einem Ausfluge nach Anweiler war ich nahe daran verhaftet zu werden durch Freischärler zufolge einer Verwechslung des Pfarrers P. mit seinem Vater, dem Landkommissär P. Auf die Wegführung des Landkommissärs von Maillott in Bergzabern nach Kaiserslautern hätte man nämlich gerne die seines Landauer Kollegen folgen lassen. Auf dem Wege nach Zeiskam, zu einem Besuche bei einem Freunde und zur Orientierung über die Lage der Dinge, stieß ich

auf ein Neustadter Freikorps und wenige Stunden darauf auf eine Kompagnie bayrischer Soldaten aus Germersheim, und kam auch bei letztrer in Folge der Bekanntschaft mit einem Officier und eines bürgermeisteramtlichen Vorweises glücklich durch. Weiteres Bemerkenswertes aus dieser Zeit wurde erwähnt in der Lebensgeschichte von Bruder Carl.

Im Jahre 1851 wurde die Pfarrei Rhodt erledigt und das Presbyterium daselbst forderte mich auf, mich um die Stelle zu bewerben und richtete an das k. Consistorium die Bitte- mich für die Stelle in Vorschlag zu bringen. Als ich in meinem Entschlusse schwankte, ließ ich mich besonders durch den Wunsch meines Vaters, der im Jahre 1850 bei mir seinen Wohnsitz genommen hatte, bestimmen, dem Rufe nach Rhodt Folge zu leisten und so wurde ich im November 1851 zum Pfarrer derselben Gemeinde ernannt, in welcher ich zuerst in den Dienst der Kirche getreten war, so daß nun die Gemeinde mir und ich ihr nicht fremd war; da aber die Gemeinde von 1816 bis 1850 zum Verwaltungsbezirke meines Vaters gehört hatte, war sie auch ihm näher bekannt und durch das freundliche Entgegenkommen der Bewohner wie durch die gesunde und schöne Lage, verbunden mit der Nähe von Landau, besonders wert. Als dann nach einigen Jahren Schwester Ida auch ihre meiste Zeit bei uns zubrachte und den Haushalt führte, erfreuten wir uns eines schönen Zusammenlebens und häufigen Verkehres mit den Geschwistern in Landau bis zu Schwester Idas Verheiratung am 22. Juli 1858. Dies Ereignis hat in Verbindung mit andern Umständen mich veranlaßt, die neuerrichtete Stelle eines Hausgeistlichen an dem Zentralgefängnisse zu Kaiserslautern zu übernehmen. Ich konnte in dieser Stellung leichter eine Junggesellenhaushaltung führen, befreit von Geschäften der Ökonomie und des Weinbaues, mit denen meine Stellung in Rhodt verbunden war; ich hatte aber keine Ahnung davon, wie bald ich dort in eine neue Berufsstellung sollte versetzt werden. Im August 1858 hatte ich meine Stelle in Kaiserslautern angetreten und im Februar wurden mir die Geschäfte der erledigten Inspektion des dortigen Schullehrer-Seminars übertragen.

Ich hatte nun vom 1. Februar bis Pfingsten neben dem dreimaligen Gottesdienste in drei verschiedenen Lokalen, den Katechesen und seelsorgerlichen Besprechungen in der Woche als

Hausgeistlicher im Seminar 16 Stunden wöchentlich Unterricht zu erteilen, die Verwaltung mit der amtlichen Korrespondenz zu besorgen und die Aufsicht über die Anstalt mit deren zahlreichem Personal zu führen. Als die Besetzung der erledigten Stelle sich verzog, erklärte ich der k. Regierung, ich müsse die baldige Wiederbesetzung derselben wünschen, weil mir diese doppelte Thätigkeit zu anstrengend sei, äußerte aber weder schriftlich noch mündlich den Wunsch auf diese Stelle befördert zu werden, ja erklärte dem Referenten ausdrücklich, daß ich keine Ursache hätte zu wünschen, von meiner erst vor sechs Monaten übernommenen neuen Stellung wieder in eine andere ernannt zu werden. Dennoch wurde ich, ohne auch nur vorher befragt zu werden, in Vorschlag gebracht und in Folge dessen zum Vorstand der Lehrerbildungsanstalt ernannt im Juni 1859. Da hätte ich nun doch wohl das Recht gehabt, mich ablehnend zu verhalten gegenüber dieser Verfügung über meine Persönlichkeit und Stellung. Da ich aber wußte, daß meine Ernennung veranlaßt war durch meine vorhergegangene Wirksamkeit als Distriktsschulinspektor vom Jahre 1852—1858, da ich mich während derselben ohne amtliche Verpflichtung aus Freude an der Lehrthätigkeit und am Schulwesen, mit der Vorbereitung von jungen Leuten aus Rhodt und der Umgegend, die ich wöchentlich zu mir kommen ließ, für das Seminar beschäftigt hatte, glaubte ich dann hier einem höheren Rufe folgen zu sollen. Hätte ich freilich alles, was ich im Verlaufe von 10—11 Jahren in der neuen Stellung erleben sollte, voraus wissen können, so hätte ich wohl gebeten um Belassung in der früheren. Es ist mir heute noch eine Beruhigung, daß ich jene Stelle nicht gesucht habe, und ich halte es für meine Pflicht, der Familie und meinen Kindern gegenüber den Gang dieser Sache darzulegen, um nicht in dem Lichte zu stehen, als hätte ich so leichthin den Amtsrock des Geistlichen abgelegt, um aus Laune oder Ehrgeiz k. b. Staatsbeamter mit pragmatischen Rechten zu werden.

Das Jahr 1859 ist aber für mich nach andrer Seite hin noch ein ereignisvolles geworden, und zwar in sehr folgenreicher und erfreulicher Weise durch meine Verlobung mit Charlotte Molenaar, der ältesten Tochter meines Freundes Joh. M. in Monsheim, mit dem und mit dessen Familie ich seit 14 Jahren in freundschaftlichem Verkehr stand. Von 1848—59 war unser Verkehr wegen der Entfernung kein so häufiger mehr, wurde aber doch von Jahr

zu Jahr gepflegt; erst im Oktober 1859 lernte ich die älteste Tochter, nachdem sie inzwischen sehr oft längere Zeit in Crefeld bei ihren Verwandten geweilt hatte, kennen als erwachsene Jungfrau; wir hatten einst uns kennen gelernt in einer Zeit, wo sie noch ein Kind von sechs Jahren war, nun lernten wir uns aufs neue kennen und in höherer Weise lieben.

Auf die Verlobung am 26. Oktober 1859 folgte die Vermählung am 12. April 1860.

Wir verlebten nun eine Reihe von sehr glücklichen Jahren in Kaiserslautern, besonders so lange wir noch mit dem bei uns wohnenden Vater und mit Bruder Julius und Schwägerin Mathilde dort zusammenlebten. Auch das Zusammenleben und Zusammenwirken mit den Lehrern der Anstalt, der Verkehr mit den Zöglingen, von denen in späterer Zeit wir des Sonntags abends gewöhnlich sechs bei uns sahen, die öfteren gemütlichen Ausflüge mit den Lehrern und deren Frauen und mit den Zöglingen der Anstalt, wie mit den verwandten Familien Böcking und befreundeten Familien boten uns Jahre lang viele erhebende Freuden.

Im Jahre 1867 betraf uns ein erschütterndes Ereignis, indem sechs Schüler der Anstalt bei einer Kahnfahrt beim Baden ihren Tod fanden im Blechhammerweiher. Eine Schar wollte aussteigen, eine zweite drängte sich ihr entgegen, um von dem Kahn Besitz zu nehmen; dieser schlug um und in Folge davon kamen mehrere, die noch nicht schwimmen konnten an eine tiefe Stelle und konnten nicht mehr gerettet werden trotz der Bemühungen des Schwimmlehrers. An diesem Schreckenstage und in Folge dessen, was sich daran knüpfte, erlitten meine ohnehin nicht starken Nerven einen starken Stoß, der nach mehr als 30 Jahren noch nachwirkt. Es erfolgte natürlich sowohl eine gerichtliche wie administrative Untersuchung, das Ergebnis beider zeigte, daß mir kein Versehen noch Versäumnis konnte zur Last gelegt werden. Auch die höchste Stelle mußte dies anerkennen, konnte sich aber doch der höchstweisen Bemerkung nicht enthalten, das Unglück sei eben doch veranlaßt worden durch Aushändigung des Schlüssels zum Kahne; man hätte ebenso weise bemerken können, das Baden und Schwimmen hätte nicht sollen gestattet werden. Ein hochstehender Herr hatte ebenso hochweise bemerkt, ein solches Unglück sei im Königreiche Bayern (seit 1806 bestehend) in einer solchen Anstalt nach den Akten noch nie vorgekommen, also hätte es

wohl nach seiner Meinung ex officio nicht möglich sein dürfen. Dagegen tröstete mich Herr Regierungsdirektor v. L. durch den vernünftigen Hinweis, daß unter besonderen Umständen solche Unfälle von Zeit zu Zeit wiederkehren, und mein kath. Kollege in Speyer, der spätere Bischof Reither, teilte mir mit, daß ihm am und im Rheine Ähnliches widerfahren sei, wenn auch nur mit einem Zöglinge, der in verwegener Weise das ihm erteilte Verbot übertrat. Der Kahn war aber angeschafft worden mit Genehmigung der k. Regierung und durch von ihr bewilligte Mittel, damit mit Hilfe desselben einem in Not befindlichen Schwimmer möglichst rasch könne zur Rettung verholfen werden; natürlich mußte dann gelegentlich des Schwimmunterrichtes in Gegenwart des Schwimmlehrers auch Erlaubnis zu einer Kahnfahrt zur Übung in derselben erteilt werden. Eine der peinlichsten Erinnerungen dieser peinlichen Angelegenheit ist die, daß bei jener verhängnisvollen Fahrt ein Schüler trotz Abmahnung der anderen den Kahn in starkes Schaukeln versetzte mit der frevelhaften und rohen Äußerung: „Wenn heute auch einige ersaufen!" Kurz darauf war er selbst einer der wenigen!

In diesen Jahren waren auch in der Familie Molenaar schwere Erlebnisse teils eingetreten, teils folgten sie nach. Zuerst erkrankte der Lieblingsbruder meiner Frau als Student in bedenklicher Weise; bald darauf, wohl auch im Zusammenhange damit, wurde die Mutter von tiefer Schwermut für mehrere Jahre heimgesucht, bis sie dem für sie und die ganze Familie sehr drückenden Leiden erlag. Im Jahre 1866 vermählte sich Alwine Molenaar, die Lieblingsschwester mit Herrn August Kuby in Edenkoben. Die Freude über das nähere Zusammenleben der beiden Schwestern wurde aber schon im folgenden Jahre getrübt durch Erkrankung der jüngeren Schwester, noch mehr durch deren Tod im Jahre 1868, dem bald darauf nach jahrelangem Leiden der Tod des Vaters folgte.

Die ganze Kette von Erlebnissen überaus schmerzlicher Art mußte natürlich das Gemüt der ältesten Tochter der Familie M. schwer bedrücken; die schmerzlichen fast von Jahr zu Jahr wiederkehrenden Gemütsbewegungen und Sorgen wirkten nach und nach so, daß im Frühjahr 1869 eine Ueberreizung der Nerven eintrat, die monatelang mit Herabstimmung zu tiefer Schwermut wechselte. Infolge davon litt auch meine Gesundheit und mein eigenes Nervensystem im Sommersemester 1869, besonders in den letzten

heißen Wochen des Schuljahres mit ihren anstrengenden Arbeiten, Berichten, Prüfungen u. s. w. Als ich den Arzt zu Rate zog, erklärte mir dieser: „Wenn Sie früher zuweilen klagten und mich fragten, ob Sie nicht sollten um Ihrer Gesundheit willen wieder in den Pfarrstand zurücktreten, riet ich zum Ausharren im Hinblick auf die mehrwöchentlichen Ferien mit Luftkuren; nun aber kann ich nur raten, einen ruhigeren, der Gesundheit günstigeren Posten zu suchen." Bei der Frage wohin? — wurde mein Blick auf die erledigte Pfarrei Ernstweiler, der Vorstadt von Zweibrücken, gerichtet. Da ich später öfter gefragt wurde, warum ich bei meinen Verhältnissen und dienstalterlichen Ansprüchen keine andre, namentlich einträglichere Stellung, gewählt habe, halte ich es, um nicht falsch beurteilt zu werden, für nötig, auch diesen Punkt ins rechte Licht zu stellen. Selbst Herr v. H. in München, mein bisheriger Referent im Ministerium, fragte mich wohlwollend, als ich mich bei ihm verabschiedete, warum ich mich meinen Ansprücheu gemäß nicht auf eine bessere, einträglichere Stelle gemeldet habe? Ich gab zur Antwort, es gebe eben Dinge, die mehr wert wären als Geld. In erster Linie stand die Gesundheit meiner Frau; dazu kam die Rücksicht auf das Familienleben; in Zweibrücken wohnte ja meine älteste Schwester und zugleich (als Rechtsanwalt) mein jüngster Bruder, dazu als Lehrer der neueren Sprachen am Gymnasium mein Schwager Molenaar. Dadurch bot sich uns ein gemütliches Zusammenleben nach mehreren Seiten hin; deßhalb kann ich auch heute noch mich nur darüber freuen, daß ich die damals erledigten einträglichen Stellen in der vorderen Pfalz oder eine städtische Pfarrei etwa noch verbunden mit einem Dekanate, wie es mir damals und später wieder nahe gelegt wurde, gar nicht in Betracht zog, sondern die Westricher Landpfarrei in nächster Nähe von Zweibrücken vorzog. Der Abschied von Kaiserslautern und von der Anstalt, mit der ich in der Zeit von 10—11 Jahren innig zusammengewachsen war, wurde mir wohl nicht leicht, war mir aber doch sehr erleichtert worden durch mehrfache bittere Erfahrungen, besonders seit 1867. Hatten wir doch, abgesehen von dem Zusammenleben mit Lehrern und Schülern der Anstalt, einen trauten engeren Kreis im Verkehr mit mehreren Familien gefunden, von denen nun nur noch die des Herrn Hofrat von Neumayer daselbst zu finden ist. Schätze hatte ich nicht gesammelt; bezog ich doch an-

fänglich bei freier Wohnung, Heizung und Beleuchtung nur 800 Gulden Gehalt. Als ich nach meiner Verheiratung Herrn Kultusminister v. Z. vorstellte, daß ich als verheirateter Mann mit diesem Gehalte in dieser Stellung nicht auskomme, gestand er dies zu, versprach möglichst bald abzuhelfen und bat mich inzwischen auszuharren, wozu ich dann auch amtlich durch das k. Ministerium aufgefordert wurde mit dem Bemerken, daß meine Wirksamkeit sich schon bewährt habe. Schätze an Gold und Silber habe ich übrigens in jenem Jahrzehnt nicht gesammelt, aber wohl Schätze an Menschenkenntnis. Durch den Verkehr mit so vielen Menschen von so vielerlei Art, vom k. b. Kultusminister bis zu dem pfälzischen Schullehrling, konnte ich manchen Blick thun hinter die Kulissen der vor mir geöffneten Bühne des Lebens z. B., auch in die neben den öffentlichen Verhandlungen nebenhergehenden, andern verborgenen Vorgänge im bayrischen Landtage wie im pfälzischen Landrate, in die Praxis der Behörden und Beamten auf dem Gebiete des Staates der Kirche und der Schule; nebenbei auch der Bureaukratie, von der ich eben ein Pröbchen gegeben, aber noch manche andre geben könnte. Als ich meine Stellung als k. b. Staatsbeamter aufgab, wurde ich natürlich solchen, die mit den betreffenden Umständen und Beweggründen nicht näher bekannt waren, verdächtig, und blieb es mitunter bis heute. Als mir von befreundeter Seite sogar wohlmeinendes Bedauern geäußert wurde über diesen Wechsel in der äußern Lebensstellung, wohl aus Mitleid darüber, daß ich nun nicht mehr zu den Spitzen der Behörden in der größten Stadt der Pfalz gehöre, und nicht wenigstens Stadtpfarrer oder Dekan geworden, gab ich zur Antwort, daß ich auf der Kanzel auch eines Dorfpfarrers und als Prediger des Evangeliums höher zu stehen glaube als auf dem Lehrstuhle selbst einer Lehrerbildungsschule. Freilich gingen auch im anderen Sinne die Urteile von Freunden auseinander.

Mein humoristisch-satirischer Freund O. F. meinte einmal, ich sollte auf meinem Posten ausharren, denen zum Trotze, die zum Wohle des pfälzischen Volkes, zu dessen Aufklärung und Bildung wünschten einen in ihrem Sinne freisinnigen Mann an meiner Stelle zu sehen. Derselbe Freund aber hatte schon Jahre lang zuvor bei unsrem Vorübergehen am Seminargebäude mich gewarnt, ich möchte es nicht dahinkommen lassen, einmal

sagen zu müssen: „Der Eifer um dies Haus hat mich verzehrt." Viel hat ja nicht daran gefehlt, und bei dem Unfalle am Badeweiher hätte ich es als einen schönen Tod auf meinem Posten angesehen, wenn ich beim Rettungsversuche mit den zu Rettenden mein Ende gefunden hätte; es wäre mir dadurch ja auch Manches erspart geblieben, was ich später auf meinem Posten und um desselben willen erleben mußte. Auch mein verehrter Freund Herr Kirchenrat Ney, der als Mitglied des Landrates wie als Kreisscholarch und Vertrauensmann der k. Regierung mit den Verhältnissen und Persönlichkeiten sehr vertraut war und im Jahre 1869 als Regierungskommissär die Prüfung am Seminar abzuhalten hatte, riet mir, den Posten noch nicht aufzugeben, im schlimmsten Falle mich in Ruhestand versetzen zu lassen und dann abzuwarten, bis eine geeignete und genehme Stelle sich darbieten würde. Ich aber hielt es für besser, dem Rate des Arztes zu folgen und bei dem Gesundheitszustande meiner Frau wie meiner selbst diese Rücksicht jeder anderen überzuordnen.

Wie sehr meine Stellung verwickelt war mit den ganz eigentümlichen kirchlichen, politischen und kirchenpolitischen Verwicklungen der prot. Pfalz in jener Zeit wurde mir fühlbar sowohl durch polemische und verdächtigende Artikel im Organ der politisch und kirchlich freisinnigen Partei wie durch geheime Ränke sowohl in der Hauptstadt der Provinz wie des Landes, die mir aber doch nicht verborgen blieben; selbst ein sehr naher Verwandter, der enge Fühlung hatte mit den Stimmführern jener Partei, ermunterte mich sehr wohlmeinend und ernstlich, meine Stellung aufzugeben, da man nicht ablassen werde, mir dieselbe zu verleiden. Da hier an manches Unerquickliches zu erinnern ist, will ich dazwischen doch einen Vorgang einflechten, der zum Beweise dient, daß ich bei Allem, was ich nur durch wenige Züge andeuten kann, den Humor nicht verlor. Als ich einst meinen Schwager P., der persönlich mit dem Vorstande der k. Regierung bekannt und mit einem Mitgliede des Consistoriums verwandt war, fragte, ob er nicht bemerkt habe, was man an beiden Stellen gegen mich habe, antwortete er mir, diese hohen Herrn hätten gar nichts gegen mich, sie wollten nur — ihre Ruhe haben, d. h. nicht mehr belästigt sein durch die Klagen und das Drängen der Gegner des alten Glaubens und des —

neuen Gesangbuches und dessen Vertreters am Schullehrerseminar. Als ich einige Zeit nachher zusammenkam mit jenem Mitgliede der Kirchenbehörde, teilte ich die Äußerung meines Schwagers offen mit und fragte, ob es sich wirklich so verhielte. Darauf erhielt ich mit etwas verlegener Miene die offenherzige Antwort, es sei etwas daran. Ich sagte für jetzt nichts; als aber bald darauf derselbe Herr mir Glück wünschte zu der Verleihung der Pfarrstelle in Ernstweiler, bemerkte ich ihm mit Bezug auf obige Äußerung: „Nun Herr C. R., habe ich auch meine Ruhe!"

Als mir einige Jahre darauf die Funktion eines k. Distrikts-Schulinspektors im Kanton Zweibrücken durch k. Regierung wieder angeboten wurde, dankte ich nach den gemachten Erfahrungen für diese Ehre, um die erlangte Ruhe mir nicht wieder stören zu lassen.

Um meine Lage in den Jahren von 1867—69 ins rechte Licht zu stellen, konnte ich nicht umhin, neben dem verhängnisvollen Schlüssel zu dem bewußten Kahne auch das nicht blos für die pfälzische Kirche, sondern auch für mich so verhängnisvolle neue Gesangbuch zu erwähnen, obgleich man in der Pfalz sich nicht gerne an dasselbe erinnert. Daß ich im Jahre 1857 als Pfarrer zu Rhodt auf der Generalsynode an der Einführung desselben mitgearbeitet hatte, war mir, wie ich glaube, verziehen worden, zumal auch die Gegner mir zugestehen mußten, daß ich besonders gemeinsam mit dem noch in München lebenden Geheimrat Dr. v. Medicus, möglichst allen billigen Wünschen in Bezug auf Lieder des alten Gesangbuches gerecht zu werden suchte. Als aber nun später nach den Kämpfen und Stürmen der folgenden Jahre die Gesangbuchsfrage auch das mir anvertraute Seminar berührte, mußte auch ich Stellung zu derselben nehmen, und die Art und Weise, in welcher ich dies that, hat mir von oben und unten Ungunst zugezogen und meine Wirksamkeit erschwert. Da es scheinen könnte, als hätte ich in dieser Sache nach kleinlicher Rechthaberei und Consequenzmacherei gehandelt, wie auch manche Verwandte konnten wähnen, glaube ich diesen Punkt nicht umgehen zu können. Das k. Ministerium hatte nach den weitgehendsten Zugeständnissen in Folge der stürmischen Gegenbewegungen, entschieden, daß in allen höheren Lehranstalten, in welchen sich keine Schwierigkeiten ergeben hätten in Bezug auf den Gebrauch des Buches, derselbe auch weiter zu gestatten sei. Ich konnte nun

berichten, daß im ev. Schullehrer-Seminar sich keine Schwierigkeit ergeben habe, daß aber, nachdem in der großen Mehrzahl der Gemeinden, wieder das alte Gesangbuch im Gebrauch geblieben oder wieder mit dem neuen sei vertauscht worden, im Hinblick auf die Gemeinden wie den „Kirchendienst" der Lehrer, das alte auch wie bisher neben dem neuen abwechselnd zu gebrauchen sei, ohne Abschaffung des letztern. Mit der Berufung auf die Anordnung des Ministeriums verband ich die Erklärung, daß kein evangelisches Schullehrer-Seminar in Deutschland, wohl auch nicht in der ganzen evangelischen Christenheit seine Zöglinge in hymnologischer Hinsicht auf so dürftige Kost beschränke, deshalb müsse ich den Mitgebrauch auch für die Zukunft beantragen auf Grund der höchsten Anordnung.

Zur Beleuchtung der Zustände und Vorgänge jener Tage ließ mich folgende Äußerung „tief blicken" in die maßgebenden Anschauungen und Absichten. Ein sehr hoher Verwaltungsbeamter sprach mir sein Bedauern darüber aus, daß ein Lehrer der Anstalt, dessen Tüchtigkeit er dabei ausdrücklich sehr anerkannte, im Geruche des — (horribile dictu!) „Muckertums" stehe. Ich bemerkte dagegen, zu dem, was man in der Pfalz so nenne, bekenne ich mich auch. Er entgegnete, er halte mich für einen vernünftigen Mann, er habe schon vor vielen Jahren, ehe er mich persönlich kennen lernte, in diesem Sinne von mir gehört. Ich gab nun meinem Kollegen das Zeugnis, daß auch er ein vernünftiger Mann sei, mit dem Bemerken, daß man von uns nur verlangen könne, unsre Pflicht zu thun, unsre individuelle religiöse Überzeugung müsse man uns überlassen. Dagegen ließ sich natürlich nichts sagen, es wäre aber natürlich willkommner gewesen, wenn ich mich unterthänig dazu bereit erklärt hätte, ich wolle dem mir unterstellten Collegen bedeuten die Farbe zu wechseln um nicht als verdächtig oder gebrandmarkt da zu stehen in den Augen hochgestellter Persönlichkeiten. Der erwähnte Herr, kein Pfälzer, wußte noch nicht, daß im Munde der Pfälzer unter Umständen das im Grund häßliche und verdächtigende Schimpfwort auch einen harmlosen Sinn haben kann, wie es sich zeigte, als meinem Freunde und Collegen W. R. der Beiname „lustiger Mucker" zu Teil wurde. Jener Lehrer aber steht trotz aller damaligen Verdächtigung und Anfechtung nach 30 Jahren noch in Ehre und Ansehen, anerkannt von oben und unten, von rechts

und links, während damals auch er mit mir und ich um seinetwillen zu leiden hatte, jetzt aber wir beide, wenn wir uns sehen, über jene Erlebnisse nicht mehr seufzen, sondern uns in gewisser Weise belustigen.

Nachdem nun in jenem Jahrzehnt die oberste Kirchenbehörde umgestaltet und die Wahlordnung für Synoden und Presbyterien war geändert worden durch den Einfluß des Protestanten-Vereins, war ich allerdings den neuen Persönlichkeiten und Einrichtungen gegenüber ein leibhaftiger Anachronimus, darum auch vielen, selbst mir sonst wohlwollenden Männern ein Dorn im Auge, wenigstens in Bezug auf meine amtliche Stellung und Wirksamkeit, wenn auch nicht für meine Person.

Auch nach oben hin war ich nun nicht mehr eine persona grata et opportuna wie zu der Zeit, wo ich als der „milde Petersen" willkommen war und mir dies Amt, ohne mich darüber zu vernehmen, so zu sagen aufgehalst wurde. Bei aller nebenhergehenden persönlichen Freundlichkeit war ich eben doch nur persona inopportuna et molesta, gegen die von oben und unten, von oben mehr im stillen, von unten teilweise auch laut in den Blättern das Wort gerichtet war: „ôte toi!" Kurz, verschiedene Erscheinungen, die ich nicht alle hier mitteilen kann, zeigten mir, wie Vieles dazu angethan, oft auch darauf angelegt war, mir meinen Beruf zu verleiden. Durch „gute und böse Gerüchte (cf. 2. Cor. 6, 8) muß natürlich jeder gehen, in solcher Stellung und dazu in solcher Zeit. Gerade auch in dieser Hinsicht machte ich merkwürdige Erfahrungen. Eines Tages traf ich des Abends in einem geselligen Kreise mehrere Mitglieder des Landrates, das ist der pfälzischen Kreisvertretung; ich kam ins Gespräch mit einem der Herren, der mich noch nicht kannte; als derselbe nach einiger Zeit hörte, wer ich sei, äußerte er mir seine große Verwunderung und seine Freude, aus dem Gespräche und aus dem Eindrucke meiner Persönlichkeit eine ganz andere Meinung über mich gewonnen zu haben, als er sie mitgebracht hatte; er sehe nun, daß ich auch heiter sein könne, und traue es mir nun auch zu, daß ich meine Zögkinge freundlich behandeln werde. Offenbar hatte er mich sich vorgestellt als einen Popanz mit Hörnern und Klauen, und wähnte, mein Streben sei darauf gerichtet, meine Zöglinge zu Kopfhängern zu erziehen. Einige Jahre darnach teilte mir der Vorstand der königl. Regierung in freund-

licher Weise, aber mit bedenklicher Miene mit, es sei ihm gesagt worden, ich sei nicht strenge genug, sondern zu milde gegen die jungen Leute. Als ich um näheren Aufschluß bat, fand ich dann willkommene Gelegenheit, einen ihm in entstellter Schilderung zugetragenen Bericht zu berichtigen und dagegen mehrere Beispiele von unerbittlicher Strenge, wo diese am Platze war, mitzuteilen. Der Herausgeber der Pfälzischen Schulzeitung, dem ich auch nicht freisinnig und modern genug war, hat doch nach einem Besuche in der Anstalt und nach den Erfahrungen von zwei Söhnen, die das Seminar besucht haben, öffentlich in seinem Blatte geradezu die humane und väterliche Behandlung von meiner Seite gerühmt. Dennoch hat im Widerspruch zu dem Obigen später ein einzelner Mann es gewagt (wohl in einer Stunde der Verstimmung), mir Mangel an Milde, an humaner Behandlung der Zöglinge zum Vorwurf zu machen. Meines guten Rufes gerade auch zu dieser Hinsicht gewiß, gab ich darauf keine Antwort; später hat derselbe, seine Ungerechtigkeit oder das Unpassende seiner Ausdrucksweise fühlend, mir durch einen meiner Freunde sagen lassen, jener Vorwurf habe sich nur auf eine Ueberbürdung des Gedächtnisses bezogen. Die jungen Leute mußten nämlich, schon ehe sie in die Anstalt aufgenommen wurden, in der Schule wie im Vorbereitungsunterrichte eine Anzahl von Liedern lernen; meine nächste und Hauptaufgabe war, die schon eingeprägten wiederholen und von Zeit zu Zeit ein neues hinzu lernen zu lassen, oder aus einem Liede wenige Verse, oft nur einen, der für eine einzelne Lehre besonders wichtig war. Im Durchschnitt kam auf einen Tag ein Vers bei einer neuen Einprägung; wenn nun Jemand die Zahl der betreffenden Lieder einfach zusammenzählte ohne Unterscheidung zwischen Wiederholung und neuer Einprägung, zwischen ganzen Liedern und einzelnen Versen, kam natürlich eine unverhältnißmäßige Zahl heraus; dieser Umstand, wie ein andrer entstellter wurde nun besonders ausgebeutet, nach oben oder nach unten, um mich in pädagogischer Hinsicht an den Pranger zu stellen, auch vor dem Landtage. Darauf hin reiste ich nach den Ostertagen nach München, um mich mit dem Kultusminister und dessen Referenten und mehreren mir bekannten Abgeordneten zu benehmen. Während einer der letzteren, der mir besonders freundlich gesinnt war, meinte, das Ministerium habe die Pflicht, sich meiner anzunehmen, war man dort der Ansicht, ich solle mich

an einen der Abgeordneten wenden und auf ihn stützen; kaum hatte ich die Sache eingeleitet, als ich durch Telegramm heimgerufen wurde wegen der plötzlichen schweren Erkrankung meiner Frau, wodurch nun alles Andre in den Hintergrund gedrängt wurde. Nach einiger Zeit stellte ich eine Reihe von Sätzen auf zur Berichtigung und sandte jedem der pfälzischen Abgeordneten eine Abschrift zu. Mein Schwager Boecking, auch Abgeordneter, erkannte die sachliche Darlegung an, aber keiner der übrigen ließ sich zu einer Antwort herab. Erst darauf hin ließ ich eine Darlegung folgen in einem in Nürnberg erscheinenden Schulblatte und stellte jedem der pfälzischen Abgeordneten einen Abdruck zu; in der Antwort eines derselben fand sich der erwähnte Vorwurf des Mangels an Humanität. Inzwischen litt während der fortwährenden Krankheit meiner Frau unter diesen Umständen auch meine Gesundheit immer mehr, und nach verschiedenen Seiten, von oben und unten mich preisgegeben fühlend, machte ich mich immer mehr mit dem Gedanken des Rücktrittes ins Pfarramt vertraut. Dabei ist aber zu bemerken, daß in diesen zehn bis elf Jahren von Jahr zu Jahr meine Wirksamkeit von der Regierung wie von der Kirchenbehörde war anerkannt worden ohne wesentliche Bemängelung und der verhängnißvolle Schlüssel nebst dem verhängnisvollen Gesangbuch war ja selbst ein Beweis dafür, daß man nichts Triftiges gegen mich vorzubringen wußte, so gerne man es von gewisser Seite gesehen hätte. Nach diesen Mitteilungen wird man verstehen, was ich oben gesagt von den Schätzen der Menschenkenntnis; weiter ließ mich aber meine damalige und spätere Erfahrung inne werden, daß man nicht blos in alter Zeit und in Jerusalem es verstand: Mücken zu seigen und Kamele zu verschlucken.

In jenen Tagen der Anfechtung hatte ich Anlaß, mich an folgendes frühere Erlebnis zu erinnern: Als Vikar in Edenkoben ging ich eines Tages mit meinem Vater an einem Manne vorüber, der wegen seines brummigen Wesens „Menschenfresser" genannt wurde. Derselbe rief meinem Vater in mehr barschem als freundlichem Tone zu: „Er macht' Ihne Ehr!" Diese Erklärung aus diesem Munde rechneten wir beide uns natürlich zu besonderer Ehre. In jener spätern Zeit dagegen war ich versucht zu fragen: Mache ich denn wirklich meinem Vater, meinem Namen und meiner Familie keine Ehre mehr? Was aber die Vereinigung

von Milde und Strenge betrifft, that einst ein Schulkind in Biederheim den bezeichnenden Ausspruch: „Unser Herr Parrer is e guter Mann, er kann awwer aach bees sei.“ Auch dies glaubte ich mir nicht blos damals, sondern auch später zur Ehre rechnen zu können gegenüber von solchen, die mir nachsagten, ich könne nicht streng sein, sondern nur gut, d. h. schwach.

Diejenigen Leser aber, welchen die letzten Darlegungen zu weitgehend und unwichtig erscheinen, bitte ich sehr um Entschuldigung mit dem Bemerken, daß nicht Alles für Alle gleichwertig sein kann, daß ich aber auch auf die Gefahr hin, als „geschwätziger Nestor“ der Familie dem oder jenem Leser zu erscheinen, doch aus guten Gründen glaubte hierüber nicht schweigen zu sollen, zumal seit dem Tode meines alten Freundes Stempel höchstens noch zwei Männer in der Pfalz werden zu finden sein, die jenen Abschnitt meines Lebens genauer kennen. Wenn ich gleich kein verwegener Charakter gleich Wallenstein und mein Charakterbild darum auch nicht gleich dem seinen schwankt in der Weltgeschichte, so viel habe ich doch bei wiederholten Besuchen in der pfälzischen Heimat gemerkt, daß ich für manche Landsleute einem schwankenden Charakterbilde ähnlich bin, bald einem noch immer verdächtigen Popanze, bald einem bereits mythischen Gebilde gleich; besonders bekam ich mehrmals diesen Eindruck einzelnen jüngeren Kollegen oder Lehrern gegenüber, die, auf der Höhe moderner Theologie und philosophischer Pädagogik sich wähnend, mich glauben über die Achsel ansehen zu dürfen, namentlich wenn sie bei mir den Philosophenmantel vermißten und dazu auch noch den Doktorhut; ihrem letzten Grunde nach beruht dies schwankende Bild auf der nun vieljährigen Überlieferung ungetreuer oder gar verzerrter Züge des Bildes. Mir aber schwebt im Ganzen das Bild jener Zeit in der Rückerinnerung vor wie ein Traumgesicht mit freundlichen und weniger freundlichen träumerischen Erinnerungen und Traumgestalten; da ich aber jenen inhaltsreichen, so freud- und so leidvollen Lebensabschnitt in der Geschichte meines Lebens für die Familie, namentlich für meine Kinder, nicht überspringen konnte, wollte ich ihn wenigstens seinen Hauptzügen nach schildern sine ira et studio, und damit zugleich zeigen, wie die Geschichte meiner mir trotz aller unerquicklichen Erfahrungen doch immer noch so teuern Heimat sich auch in dieser Zeit meines Lebens spiegelte. Deshalb

glaubte ich auch für die Glieder der Familie im engeren und weiterem Kreise die Grundzüge mit einzelnen bezeichnenden Erinnerungen falschen Beurteilungen gegenüber festlegen zu sollen, nachdem ich seiner Zeit vielleicht mehr als für meinen Ruf gut war, um des Friedens willen geschwiegen habe. — Und nun auf den Weg von Kaiserslautern nach Ernstweiler, aus der Arbeit und Anstrengung, dem Kampfe und der Anfechtung in einer Anstalt der ganzen evangelischen Pfalz in das stille, idyllisch gelegene Pfarrhaus am Schwarzbache.

Ernstweiler.

(November 1869 bis April 1878.)

Dieser Lebensabschnitt bildet in mehrfacher Hinsicht einen bemerkenswerten Gegensatz zu dem vorhergehenden; vor Allem in gesundheitlicher Hinsicht; wir lebten beide neu auf bei dem ruhigen Landleben, dem es doch nicht fehlte an Verkehr mit der so nahen Stadt; meine Gänge in dem freundlichen Wiesenthal nach der Stadt wie der nahen Filiale Einöd und den eingepfarrten Gemeinden Bubenhausen, Ingweiler und Schwarzenacker, bekamen meinen Nerven besser als der Aufenthalt in den Lehrsälen und Amtszimmern des Seminars in Kaiserslautern; der Verkehr mit den Gemeindegliedern nahm nicht so unausgesetzt in Anspruch wie die Aufsicht über mehr als 100 Zöglinge bei Tag wie bei Nacht und die Verantwortung für jeden einzelnen, und brachte weniger häufige Gemütsbewegungen mit sich. Für meine wiedergenesene Frau war auch der reichlichere Genuß der Landluft in Verbindung mit dem ruhigeren Landleben von sehr günstigem Einfluß.

Auch dem Familienleben brachte der neue Lebensabschnitt auf der neuen Lebensstation großen Gewinn. Während wir nur unsre Alwine, (geb. den 19. März 1862) mitgebracht hatten, wurde am 7. Juli 1872 unser kleiner Kreis erweitert durch die Geburt unsrer Elsa und am 26. Februar 1874 durch die unsrer Thekla. Meinem Schwager Molenaar wurde schon im Jahre 1870 sein ältester Sohn Heinrich geboren, dem bald mehrere Kinder folgten, so daß nach wenigen Jahren im Hofe und Garten unsers Pfarrhauses sich eine ganze Schaar von Kindern fröhlich tummelte unter heiterm Spiel und beim Genusse der

Früchte des großen Pfarrgartens, um von da freundliche Kindheitserinnerungen mitzunehmen fürs ganze Leben.

Mein Bruder Julius siedelte wohl bald wieder nach Landau über, aber Schwester Elise und Schwager Boecking blieben uns; auch des letztern Schwester Pauline, später Frau Hitzfeld, wurde bald eine teure und treue Freundin unsres Hauses. Dazu fanden oder gewannen wir einen gemütlichen Freundeskreis durch baldigen regelmäßigen Verkehr in einem teils literarischen, teils musikalischen Kränzchen mit den Familien: Molenaar, Stichter, Hermann, Roth, Fabrikant Tegeler und später noch Ferkel, jetzt Pfarrer in Speyer. Ich fand noch näheren Anschluß in einem Kreise von Männern, dem außer den schon genannten noch angehörten: Pfarrer und später Dekan Sturtz, Professor Dreykorn, jetzt Gymnasialrektor in Landau, und Professor Hahn, jetzt Gymnasialrektor in Zweibrücken; in diesem Kreise entwickelte sich ein lebendiger geistiger und wissenschaftlicher Austausch. Hiedurch wie durch fleißige Benützung der Gymnasialbibliothek und fortgesetzte theologische und geschichtliche Studien war ich geschützt gegen die Gefahr, als Landpfarrer zu — verbauern oder zu verbummeln.

In der Umgegend von Zweibrücken war uns von besonderm Werte zunächst der Verkehr mit meinem alten treuen Jugendfreunde Professor Stempel in Contwig, dessen Gattin Tochter des Geschichtschreibers Dittmar und den Kindern, die mit unsern Kindern zum Teile noch gleichalterig waren und innig befreundet wurden. Dazu kam auch der öftere Verkehr mit dem zweiten alten Freunde, Pf. Helffenstein in Hornbach und in den letzten Jahre mit dem jüngern Freunde Hermann Blaul, dessen Gattin, obgleich viel jünger, sich auch mit der meinigen alsbald sehr befreundete. B. stand zuerst in Niederauerbach bei Zweibrücken, später in Neuhäusel, zuletzt in Frankfurt, wo er schon 1889 nach gesegneter Wirksamkeit abgerufen wurde; jetzt pflegen wir hier mit der hinterbliebenen Familie trauten Verkehr.

In amtlicher Hinsicht hatte ich oft beschwerliche Wege auf die vier hochgelegenen Friedhöfe der Pfarrei zurückzulegen bei Wind und Wetter, Frost und Hitze, und es bekam mir nicht schlecht bis zum Jahre 1874, wo ich von einer sehr gefährlichen Blinddarmentzündung befallen wurde; durch Gottes Gnade und die sehr sorgsame ärztliche Behandlung durch Herrn Dr. Heck

wurde ich wieder glücklich hindurchgerettet wie einst 1841 in Bonn.

In seelsorglicher Hinsicht hatte ich keine leichte Arbeit; die Bevölkerung von Ernstweiler und Bubenhausen besteht eben vornehmlich aus Fabrikarbeitern, Taglöhnern und Maurern, die in der Woche so in Anspruch genommen sind, daß sie sich des Sonntags Vormittags sehr häufig vom Besuche der Kirche abhalten lassen durch häusliche Geschäfte; dagegen zeigten sie wieder mehr Empfänglichkeit, als ich in der Passionszeit abends nach dem Nachtessen Gottesdienst bei Licht abhielt, zu denen sie ohne Sonntagsgewänder leicht kommen konnten. Der im Ganzen harmlose kindliche Sinn bei der vielfach bedauerlichen und zugleich erklärlichen Verwahrlosung hat mich oft gefreut. Unvergeßlich ist mir in dieser Hinsicht die Äußerung einer im Ganzen ziemlich rohen und nichts weniger als besonders religiösen alten Frau. Als nämlich diese in den Keller gestürzt war und ich hineilte, um zu sehen nach ihrem Zustande, rief sie mir zu: „Herr Parre, 's hot mer nix gethan, unser Herrgott hat mich noch lieb gehatt!" Am selben Tage, beim Ausbruche des Krieges, besuchte ich eine kranke alte Wittwe, deren Sohn zur Landwehr war einberufen worden, um sie zu trösten. Ihre innige kindliche Bitte war, ich möchte, da sie nicht aufstehen könne, doch in ihrem Schrank ihr „Habermännelche" suchen, weil in ihm das Lied stehe, in dem es wieder heißt: „Lebt doch unser Herrgott noch!" Dieses sehr kleine Gebetbüchlein, nach seinem Herausgeber genannt, enthält nämlich ein Trostlied, das in jedem Verse mit den Worten beginnt: „Gott lebet noch! Seele, was verzagst du doch?" — und mit den Worten schließt: „Seele, so bedenke doch, lebt doch unser Herrgott noch!" Unser Volk nannte früher seine alten Gebetbücher wie jenes genannte, dazu Arndts „Paradiesgärtlein" und das bekannte „Starkebuch" seine „Tröster" und damals war „unser Herrgott" noch eine Realität für die große Menge; wohin soll es aber kommen, wenn man unter Vornehmen und Geringen immer weniger von „unserem Herrgott" reden darf, ohne verspottet oder bespöttelt zu werden. Die Sozialdemokratie kann und soll es uns lehren. Dabei will ich noch bemerken, daß mir in meinem Pfarramte damals der Verkehr mit dem Volke und mit den Kindern immer neue Freude bereitete, wie zuvor in Rhodt, Edenkoben, Biedersheim, Erlenbach und nochmals in Rhodt.

Da wir eben an die Kriegszeit erinnert wurden, darf ich nicht übergehen, was wir gerade in dieser Zeit auch in dieser Hinsicht erlebten. Bei unserer Lage an der nahen Grenze und der Lage unsres Pfarrhauses vor dem höher gelegenen alten Friedhofe, der geeigneten Raum bot für eine Batterie gegenüber von einer Anhöhe, die für die Franzosen zur alsbaldigen Besetzung sehr geeignet war, mußten wir auf vieles gefaßt sein, besonders so lange man vom Vorrücken unserer Armee nichts merkte. Von Bitsch aus war eine Abteilung des Corps Failly vorgerückt bis in die Nähe von Hornbach und von Saargemünd aus eine andere ins Bliesthal, so daß eine weniger als 1/2 Stunde von uns entfernte Brücke über die Blies bereits verbarrikadiert wurde. Wir waren schon darauf bedacht, unser Silber zu vergraben und darauf gefaßt, unser Pfarrhaus verlassen zu müssen, um nicht in und mit demselben durch französische Kanonen im Kampfe mit Deutschen über unser Thal herüber zusammengeschossen zu werden.

In der letzten Woche des Juli besetzte eine preußische Schwadron rheinischer Dragoner meine Filiale Einöd mit dem wichtigen Passe an der Blies. Als am 27. in ganz Preußen allgemeiner Buß- und Bettag gehalten wurde, bot ich dem Kommandanten, Obristlieutenant Wright, einem in Bonn in einen Preußen verwandelten Engländer, an, ich wollte mit meiner Gemeinde und seinen Dragonern einen Abendgottesdienst halten an demselben Tage; er nahm das Anerbieten an und beteiligte sich mit allen Offizieren und Leuten, die nicht im Dienste waren. In den ersten Tagen des August atmeten wir auf, als nun unversehens von allen Seiten alle Waffengattungen einrückten; zunächst kamen zu uns Kürassier-Offiziere und ein Feldprediger ins Quartier; ringsum aber in den Thälern wurden Feldlager errichtet, deren nächstes wir des Abends bei lodernden Wachtfeuern in herrlicher Sommernacht besuchten. Am 7. sahen wir in Einöd die ganze preußische Garde durchziehen; am folgenden Tage die ganze sächsische Armee unter Führung des jetzigen Königs, als wir auf dem Wege nach Homburg das Hauptquartier aufsuchten, um den König von Preußen als Heerführer der Deutschen, zugleich Bismarck, Roon, Moltke, Prinz Luitpold (jetzt Regent von Bayern) zu sehen. Daß ich Bismark, damals Bundeskanzler, ihm beim Austritt aus seiner Wohnung von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehend, begrüßen konnte, thut meinem deutschen Herzen heute noch so

wohl, wie jener Handschlag, mit dem Vater Arndt von Bonn mich unter die Zahl der Studierenden aufgenommen hatte. Wenige Tage nachher fuhren wir mit Zweibrückner Freunden nach St. Johann—Saarbrücken, um uns den Kampfplatz vor und auf den Spicherer Höhen kurz nach deren Erstürmung anzusehen. Auf einer Wiese vor dem Eingang in die Stadt sahen wir die ganze hessische Division unter ihrem Führer, Prinz Ludwig (später Großherzog L. IV.) aufgestellt. Wie hätte ich ahnen können, daß ich später diesem Fürsten noch nahen würde mit der Bitte um Verleihung einer Pfarrstelle seines Landes? Seitdem kann ich jedem Hessen, der dort zu jener Division gehörte, sagen, daß ich ihn bereits im August 1870 an jener Stelle mit seinen Waffenbrüdern gesehen habe. Wir besuchten an jenem Tage auch den Direktor der Töchterschule, meinen vieljährigen lieben Freund Brandt, auch als vielseitiger pädagogischer Schriftsteller bekannt. Er zeigte uns eine Chassepotkugel, die bei der bekannten Beschießung von Saarbrücken am August, verbunden mit der großen Heldenthat des Prinzen Lulu, ihm ins Fenster geflogen war, zum Glücke aber nur einem — Blumentopfe Schaden brachte. Wir dagegen erzählten ihm, daß wir an jenem Tage, beim Mittagsmahle in unsrem Garten sitzend, plötzlich aufgeschreckt wurden durch den Donner der Kanonen und das Knattern der Mitrailleusen; bei dem den Schall uns zuführenden Westwinde lautete derselbe so, als läge eine Entfernung von etwa blos zwei Stunden dazwischen, während selbst in der Luftlinie noch drei bis vier Stunden hinzukamen. Unser Töchterchen Alwine brach vor Schrecken in Thränen und Schluchzen aus, und wir selbst wurden tief erschüttert bei dem Gedanken, in wenigen Stunden von unwiderstehlicher Macht des Feindes überfallen zu werden. Inzwischen rückte aber das deutsche Heer in solcher Macht und Masse vor, daß der Feind sich nicht mehr weiter vorwagte.

Wenige Tage nach den Schlachten von Metz kamen dann große Transporte von Verwundeten zu uns nach Zweibrücken und in das große Magazingebäude und Militärspital zu Ernstweiler. Da gab es auch für uns Wochen lang reichliche Gelegenheit zu leiblicher und geistlicher Pflege in diesen Räumen.

Grausige wie auch erhebende Bilder der Erinnerungen mannichfacher Art schweben hier vor meiner Seele. So mußte ich eines Tages einen verheirateten Apotheker, dem bei Gravelotte

beide Beine waren abgeschossen worden, auf den Tod vorbereiten durch Zuspruch aus Gottes Wort, Gebet und hl. Abendmahl und alsbald darauf nach längerer angestrengter Thätigkeit bei großer Augusthitze in dem Raume für Typhuskranke eine ganze Reihe derselben besuchen, durfte aber trotz der drohenden Gefahr das an mir erfahren, was in Ps. 91 geschrieben steht vom „Schirme des Höchsten und dem Schatten des Allmächtigen gegenüber der schädlichen Pestilenz," denn ich blieb gnädig verschont. Ein schwerverwundeter Pommer verlangte vor seinem Sterben anstatt der nicht immer sehr liebreichen Wärter in seinem Saale nach „Madomeken", das ist nach meiner ihm öfter tröstlich zusprechenden Frau; eben so mußte diese einem schlesischen Kanonier, dem ein Bein war abgeschossen worden, die Versicherung geben, daß seine Therese, von der er ihr erzählt hatte, nach seiner Rückkehr ihn auch als einbeinigen Geliebten werde wieder annehmen. Jene Wochen wurden uns durch solche und ähnliche Erlebnisse mit den Verwundeten, Kranken und Sterbenden unvergeßlich fürs ganze Leben. Dabei wurden wir immer getragen und erhoben durch die durch so blutige Opfer immer weiter und herrlicher errungenen Siege.

Nach meiner schweren Erkrankung am Ende des Jahres 1875 folgte im Jahre 1876 ein kleiner Rückfall, der sehr zur Vorsicht ermahnte, namentlich bezüglich auswärtiger Amtsgeschäfte, die in der aus fünf Gemeinden bestehenden Pfarrei mit vielen Beerdigungen häufig vorkamen. Im Hinblick auf die nahenden Tage des Alters drängte sich die Frage auf, ob ich diese Stelle auch für die letzte Lebenszeit als eine meinen Kräften und meiner Gesundheit entsprechende solle ansehen. Während diese Erwägung uns beschäftigte, wurde im Jahre 1877 die Pfarrei Mußbach erledigt und zog unser Augenmerk auf sich, einerseits weil sie mit keiner Filiale, überhaupt mit keinen auswärtigen Geschäften verbunden ist, andrerseits auch für die Kinder Gelegenheit zum Besuch der Schulen in dem nahen Neustadt bietet. Wir besichtigten gemeinsam das Pfarrhaus, und da meine Frau dasselbe trotz mancher Mängel annehmbar fand, bewarb ich mich um die Stelle und erhielt sie. Im Frühjahre 1878 zogen wir kurz vor Ostern mit unsern drei Töchtern dahin und fanden trotzdem, daß manche Glieder lieber einen Vertreter der andern kirchlichen Richtung begrüßt hätten, ein sehr freundliches Entgegenkommen. Während

es sonst üblich war, daß der Geistliche bei seiner Amtseinführung die Mitglieder des Kirchenvorstandes nebst dem einführenden Dekan und dem assistierenden Geistlichen zu einem Festmahle ins Pfarrhause einlud, was nicht blos dem Pfarrer neue Kosten zu den Umzugskosten sondern zugleich der kaum eingetretenen Pfarrfrau viele Mühe und Unruhe verursacht, wurde hier die Pfarrfamilie mit den beteiligten Geistlichen von der Gemeinde eingeladen zum gemeinsamen Mahle, an welchem sich bei dem bestehenden Verhältnisse zwischen Protestanten und Katholiken, Christen und Israeliten auch die angeseheneren Katholiken und Israeliten beteiligten, unter den Katholiken sogar die nächsten Verwandten des Kardinals Geissel, von denen eine Familie in der nächsten Nachbarschaft des prot. Pfarrhauses wohnt.

Letzteres ist darin wohl einzig in seiner Art, daß seiner Zeit ein römischer Kardinal in der Zeit von mehreren Jahren dem prot. Pfarrer von Mußbach einen Besuch machte. Der damalige Pfarrer Hütwohl war nämlich ein Schüler des Gymnasiums und Lyceums zu Speyer, während Geissel Professor daselbst war; wenn letztrer nun später von Jahr zu Jahr seine nächsten Verwandten in Mußbach besuchte, pflegte er gegenüber vom Pfarrhause zu wohnen, und trug kein Bedenken, seinen Fuß über die Schwelle dieses Hauses zu setzen und einem prot. Pfarrer einen freundlichen Besuch zu machen. Heutzutage würde doch schwerlich ein solcher Schritt gemacht werden.

Auf das wohlthuende Entgegenkommen der Gemeinde folgte ein friedlich und freundlich sich gestaltendes Leben in dem hinter der Kirche in einem engen Gäßchen sich versteckenden Pfarrhause. Ich mußte mich freilich begnügen mit einem Amts- und Studierstübchen, das lange nicht den Umfang eines Löwenkäfiges unsrer zoologischen Gärten hat; im Gegensatz zu der weiten herrlichen Aussicht in der nächsten Nähe des Hauses bot sich mir nebst dem Blicke auf die Wände und Dächer der Nachbarhäuser nur die Aussicht in den Hof und auf den großen Düngerhaufen des gegenüberstehenden Hauses, doch glücklicher Weise in der guten Jahreszeit auch auf das Grün eines Akazienbaumes. Es war das ein großer Abstand von dem bisher aus jedem Fenster des Pfarrhauses zu Ernstweiler gebotenen Blicke in das so freundliche Schwarzbachthal. Demgemäß bewahrte aber auch das Mansardenstübchen vor gefährlicher Zerstreuung, ermunterte viel-

mehr zu einem für einen Pfarrer so nötigen stillen Nachdenken und lud ein zu fleißigem Blick in die Bücher. Darum habe ich nun auch diesen meinen Käfig in gewisser Weise liebgewonnen.

Das Verhältniß zum Kirchen- wie zu dem Ortsvorstande wie zu den Lehrern und Gliedern der Gemeinde wie zur übrigen Bevölkerung war ein wohlthuendes, die Wirksamkeit unterstützendes. Der Veteran unter den Lehrern, H. Lehrer Schneider, der über 50 Jahre in der Gemeinde wirkte, hat in dieser Zeit auf die Bildung des Geistes und Willens mehrere Generationen günstig eingewirkt. Der verständige geweckte Sinn und das anständige Benehmen auch bei den Leuten von geringerem Stande trat uns überraschend entgegen. Sehr bemerkenswert war deshalb auch die Feier des 50jährigen Jubiläums des noch rüstigen Lehrers. Mit großer Leichtigkeit und Raschheit wurde eine bedeutende Summe zusammengelegt, um dem auch auswärts, namentlich vom pfälzischen Lehrerstande, sehr geehrten Jubilar ein prachtvolles Instrument zum Zeichen des Dankes von Alt und Jung zu übergeben. Dazu wurde eine Feier veranstaltet, wie ich sie in einer Landgemeinde nicht für möglich gehalten hätte. Von Nachmittag bis tief in die Nacht waren mit Festgästen von auswärts im größten Saale der Gemeinde zu einer sinnig geordneten, durch Reden, Deklamation und musikalische Vorträge Leute aus allen Ständen, Reiche und Arme, Männern und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen ohne — Tanz und ohne — Bier gesellig vereinigt. Wein durfte natürlich in der weinbautreibenden Gemeinde nicht fehlen, aber dabei fehlte es, was geradezu bewunderswerth war bei dem stundenlangen Zusammensein an jeder Störung durch Übermaß im Trinken oder irgend einer Rohheit. Ich weiß keine zweite Gemeinde auf dem Lande, wo ich auf eine derartige Festfeier mit diesem befriedigenden Verlaufe glaubte rechnen zu können. Für den Jubilar wie für die Gemeinde war dies ein löbliches Zeugnis.

Auch nach außen hin bot uns die schöne Lage von Mußbach Vieles, und die eingeschlossene Lage des Pfarrhauses reizte zu kleinen und größeren Ausflügen in die herrliche Umgebung, für unsre Gesundheit und Erheiterung wie für die unsrer Kinder von großem Werte; auch der Verkehr mit Landau und den dortigen Verwandten, darunter die von Zweibrücken dahin übergesiedelte Familie Molenaar, wie mit der nun in Mörzheim

wohnenden Familie Stempel wurde erneuert. Unsre höchste Familienfreude wurde uns zu Teil, als hier am 12. Juli 1880 unser Sohn Adolf uns geboren wurde. Im selben Jahre aber trat auch ein Ereignis ein, das unversehens unsrem Lebensgange eine peinliche Wendung brachte, nämlich dadurch, daß der größte Teil der Weinberge erfror und da nur noch ein halber Morgen derselben Ertrag lieferte, ein sehr empfindlicher Verlust an unsrem Einkommen uns betraf. Mitglieder des Presbyteriums erklärten mir, daß nach dem eingetretenen Schaden die betreffenden Weinberge notwendig müßten ausgehauen und völlig neu angelegt werden; damit war gesagt, daß auf mehrere Jahre hinaus nicht blos auf keinen Ertrag zu rechnen sei, sondern auch ein Kapital von Tausenden, das ich damals nicht besaß, aufgewendet werden müsse. In ähnlicher Lage hatte kurz zuvor ein Pfarrer von Ungstein ein großes Kapital aufgewendet zu solchen Zwecke, war darüber gestorben und hatte seiner Witwe eine drückende Schuldenlast hinterlassen. Wohl hätte ich ein Darlehen finden können im Kreise der Verwandten, konnte mich aber nicht dazu entschließen, um ein solches zu bitten; ich hatte mich Jahre lang mit einem knapperen, den Ansprüchen meines Dienstesalters nicht entsprechenden Einkommen begnügt, nun aber war es für mich ein zu drückendes Gefühl, in meinem Alter an Lebens- und Dienstjahren im 60. Jahre meines Lebens, meine Familie nicht mehr durch mein Berufseinkommen versorgen zu können. Dazu kam Folgendes: Kurz zuvor war die neu eingeführte Ordnung der Pfarrerwahl ins Leben getreten, nach welcher ein Bewerber von 40 Lebensjahren mit einem von fast 60 in Mitbewerb treten konnte. Ich fand es natürlich, daß eine Gemeinde einem Bewerber von 40 Jahren den Vorzug gebe vor einem 20 Jahre ältern; Jahre lang hätte ich demnach mich und meine Familie dem Lotteriespiel und den bekannten Umtrieben einer solchen Pfarrwahl können aussetzen ohne Erfolg. Unter solchen Umständen riet mir selbst einer meiner treuesten Freunde, der als Dekan in Grünstadt an der hessischen Grenze wohnte, (gelegentlich der Gründung des pfälzischen Kirchengesang-Vereins am 1. November 1880 im Saalbau zu Neustadt) im Hinblick auf den damals in Hessen herrschenden Mangel an Geistlichen, mich dort um eine Stelle zu bewerben, wie es kurz vorher schon ein jüngerer pfälzischer Geistlicher mit Erfolg gethan hatte. Noch zögerte ich, als ganz unabhängig von

dem Genannten ein mir bekannter hessischer Geistlicher gelegentlich eines Briefwechsels zu ganz anderem Zwecke mir die Gelegenheit zeigte zum Übertritt nach Hessen mit dem Hinweis auf die eben erledigten Stellen in Wimpfen und Oppenheim, und zugleich mir empfahl, mich deßhalb nach Darmstadt zu wenden. So von 2 Seiten kurz nacheinander angeregt, machte ich nicht blos eine Eingabe, sondern begab mich Ende November auch nach Darmstadt, wenn auch mit schwerem Herzen, weil das peinliche Gefühl, mit bald 60 Jahren in einem andern Lande Zuflucht suchen zu sollen, mich fast in der Rheinstraße noch dazu bewogen hätte, mich rasch auf dem Absatze wieder umzudrehen zur Heimkehr, mit dem Gedanken: Komme was da mag, ich will bleiben in der schönen Pfalz, wenn auch so Manches nicht Schöne in ihr begegnet ist und noch begegnet. Nun aber so weit gekommen, galt es ja zunächst nur einen Versuch. Von den Mitgliedern des Oberconsistoriums freundlichst aufgenommen, wurde mir bedeutet, daß meiner Bewerbung nichts entgegenstehe als mein schon zu weit vorgerücktes Alter wegen der in Hessen eingeführten Altersklassen der Geistlichen; ich fand dies natürlich, bot aber zugleich den Verzicht auf einen den Dienstjahren entsprechenden Gehalt an. Nun wieder zur Entsagung und Ergebung entschlossen, wollte ich nun den Rest der noch übrigen Zeit verwenden zu einem Besuche bei dem mir von Monsheim her durch Schwiegervater Molenaar bekannten H. Finger, damals Ministerialrat, nun Staatsminister. Als ich ihm den Zweck meiner Reise und das Ergebnis meiner Erkundigung mitgeteilt hatte, riet er mir zu einer Audienz bei Großherzog Ludwig IV. Da ich aber meines Amtes wegen nicht bleiben konnte bis zum nächsten Audienztage, eilte ich heim und gab diese Sache wieder auf. Bald darauf führte mich mein Weg nach Mutterstadt zu Freund Stempel, bei dem ich auch Freund Blaul traf. Da mir ihr Urteil und Rat von besonderem Werte war, beriet ich mich mit ihnen; beide rieten mir, den Versuch noch nicht aufzugeben, ich sei dies meiner Familie schuldig. Darauf hin eilte ich nun nochmals nach Darmstadt und bat nun am geeigneten Tage um Audienz, die selbst mir Ausländer auch alsbald gewährt und nach einigen Fragen geschlossen wurde mit der freundlichen Zusicherung einer zu veranlassenden Berichterstattung über meine Angelegenheit. 2 Monate lang lebten wir in Spannung und waren auch dann wieder meist geneigt die Sache als aussichtlos

anzusehen, bis im Februar die Anfrage eintraf, ob ich bereit sei, die Stelle in Wimpfen unter den besprochenen Bedingungen zu übernehmen. Nun sahen wir den Weg nach Wimpfen als den uns von göttlichen und menschlichen Winken gewiesenen Ausweg an, ich sagte Ja, behielt mir aber den Rücktritt in die pfälzische Kirche vor, der mir auch zugestanden wurde.

Ich hielt mich für berechtigt, ja verpflichtet, auch diese Wendung in meinem Leben mit der an ihr auch von meiner Seite beteiligten Entscheidung näher zu beleuchten, um meinen Geschwistern und deren Kindern, Verwandten und Freunden besonders aber meinen Kindern den nötigen Aufschluß zu verschaffen zur klaren Anschauung und richtigen Beurteilung zu verhelfen gegenüber von falschen Auffassungen und unbegründeten Urteilen selbst wohlwollender Beurteiler meines Charakters und Lebens, namentlich aber meines mehrfachen, für fernestehende auffallenden Wechsels in Bezug auf Ort und Art dieses Wechsels. Insoferne handelt es sich dabei um eine appellatio a male informato ad melius informandum, d. i. um eine Berichtigung des Urteils auch solcher, die wohlwollend gesinnt, aber übel berichtet sind.

Wimpfen.

Von April 1881 bis Oktober 1893.

Am Palmsonntage 1881 trat ich in meine neue Stellung ein und damit zugleich mit meiner Familie in eine neue Heimat und in neue, von den bisherigen sehr verschiedene Verhältnisse in amtlicher wie in nicht amtlicher Hinsicht. Meine Amtsvorrichtungen beschränkten sich nicht auf Wimpfen, sondern erstreckten sich auch auf die eine halbe Stunde entfernte Gemeinde Hohenstadt; in letztrer wie in der Stadtgemeinde hatte ich sonntäglich zu predigen, Religionsunterricht zu erteilen, in Wimpfen in der Elementar-, in der Real- und in der höheren Töchterschule, dazu in Hohenstadt wöchentlich einmal. Vierteljährig hatte ich in der halb hessischen, halb badischen Gemeinde Helmhof eigentümlicher Weise Gottesdienst und Abendmahlsfeier abzuhalten, während im Übrigen die badischen Geistlichen von Neckarbischofsheim dort ihr Amt ausübten.

Die neuen Verhältnisse und Persönlichkeiten machten neue Ansprüche, gaben aber auch mancherlei neue Anregungen. Der

gesellige Verkehr beschränkte sich nicht auf den dortigen Amtsbruder, sondern erstreckte sich auch auf Beamte, Lehrer an der Realschule und sonstige Bewohner, in kurzer Zeit auch auf Familien in Rappenau, Jagstfeld und Heilbronn, der amtsbrüderliche Verkehr auch auf badische und württembergische Kollegen, besonders auf teils amtliche, teils freiwillige Zusammenkünfte in Rappenau, Gundelsheim und Jagstfeld, die mir in amtlicher und persönlicher Hinsicht von großem Werte waren. Durch Alles, was wir fanden, und trotz Allem, was wir vermißten, lebten wir uns bald ein mit unsern Kindern. Unsre zwei jüngern Mädchen fanden ihren Unterricht zuerst in der höheren Töchterschule zu Rappenau, dann in der zu Wimpfen im Thale; Adolf besuchte zuerst einige Klassen der Realschule, dann einige des Gymnasiums zu Heilbronn. Die erste Beeinträchtigung meiner Wirksamkeit bei den Gängen aufs Filial und dem damaligen Prediger erfuhr ich beim Übergange von 1882 auf 1883. Ich hatte die Sylvesterabendpredigt für meinen Kollegen übernommen und den folgenden Tag noch zweimal gepredigt, dabei einen Kehlkopfkatarrh, verwechselt mit gewöhnlicher Heiserkeit, unterschätzt. Als das Übel nicht weichen wollte, ließ ich mich durch den Kehlkopfspiegel untersuchen und begab mich im Sommer auf einige Wochen in den Schwarzwald zur Luftkur, um eine Entzündung des Kehlkopfes zu vermeiden, als mein Zustand sich besserte, gab ich auch den Gedanken an einen Wechsel wieder auf.

Im Jahre 1888 erfuhr unser Familienleben eine erfreuliche Bereicherung durch die im Februar erfolgte Verlobung und im August darauffolgende Vermählung unsrer Alwine mit Herrn Ludwig Münch, damals Direktor der Realschule in Wimpfen, und nun Professor und Direktor am Realgymnasium in Darmstadt. Als derselbe im Jahre 1892 mit Rücksicht auf seinen Vater, Herrn Geh. Medizinalrath Dr. M., sich wieder nach Darmstadt versetzen ließ, gaben wir unsern Sohn mit in jene Anstalt, ich aber machte mich vertraut mit dem Gedanken an den Eintritt in den Ruhestand, da ich 1891 siebzig Lebensjahre zurückgelegt hatte und 1893 mit der Feier des Reformationsfestes am 31. Oktober 50 Dienstjahre abschloß. Als wir noch schwankten in Bezug auf die Wahl des künftigen Wohnortes, unser Schwiegersohn aber uns einlud, in dem dreistöckigen geräumigen Hause, das er sich mit seinem Vater gekauft hatte, das obere Stockwerk zu beziehen, erklärten wir uns

damit einverstanden, in der Gewißheit, daß nun die Übersiedlung nach Darmstadt, der von Gott und Menschen uns „gewiesene Weg," den wir deshalb freudig einschlugen als den Weg in den Ruhestand und Feierabend. Je mehr das letzte Ziel unsres Lebensweges ins Licht trat, desto mehr wurde offenbar, in welcher Weise die vorhergehenden Lebensführungen auf dasselbe schon hingezielt hatten, ohne daß wir es wußten. Unsere Else hatte sich noch in Wimpfen verlobt mit dem Buchhändler Karl Schaffnit, damals in Ebingen, dem Sohne des mir seit mehreren Jahren schon mit Familie befreundeten Amtsbruders zu Langstadt bei Darmstadt, so daß wir auch in der Nähe von D. schon eine uns nahestehende Familie trafen, die nun auch mit uns hier am gleichen Orte und in nächster Nähe zusammenlebt.

Darmstadt.

(Vom Oktober 1893 bis 1898.)

Mit gemischten Empfindungen verließen wir Wimpfen, wir hatten ja Land und Leute, liebe Menschen und liebliche Plätzchen auf den Höhen wie im Thale am Ufer des Neckar liebgewonnen und trennten uns nicht gerne von ihnen; andrerseits zog es uns sehr nach Darmstadt, wo eine freundliche Stätte für uns bereitet war und teure Seelen, die älteste Tochter mit dem uns schon in Wimpfen liebgewordenen Schwiegersohne nebst drei munteren Enkelinnen und dem uns nach kurzer vorhergegangener Bekanntschaft schon herzlich entgegenkommenden Großvater Münch uns liebreich in Empfang nahmen. In der neuen schönen, schöngelegenen und gesunden Wohnung, in der so Vieles in sich vereinigenden Stadt mit ihren vielen uns bisher fremden Anstalten und Einrichtungen für Kunst und Wissenschaften, in einer gesunden Lage in der Nähe der anziehenden waldreichen Umgebung, des Odenwaldes und der Bergstraße, ging uns nun ein neues reiches Leben auf; ganz besonders galt dies von der noch so rüstigen Mutter und Großmutter, der Großvater Münch noch eine zweite Veranda für uns zu erbauen versprach, und wie er uns mit seinen zwei Braunen am Bahnhofe abgeholt hatte, so auch ferner uns freundlich zu angenehmen Fahrten einlud.

Doch nur zu bald und in der schmerzlichsten Weise sollten wir aufs Neue daran erinnert werden, wie vergänglich alles irdische

Glück, ehe wir ein volles Jahr glücklich und vergnügt in Darmstadt mit einander gelebt hatten. Kaum von der silbernen Hochzeit ihres in Godramstein bei Landau lebenden Bruders zurückgekehrt, machte meine Frau sich auf die Reise zu ihrer Schwester, um diese auf deren Wunsch im holländischen Seebade Nordwyk zu besuchen. Einige Tage hatten die zwei Schwestern nebst Schwager und Neffe Heinrich Buff 1894 ungestört mit einander verlebt, als die ältere, vor den Augen der jüngeren, kaum ins Seebad getreten, schmerzlich aufschrie infolge eines heftigen Andranges des Blutes nach dem Gehirne, dann am Arm der Schwester über 80 Stufen des Ufers mühsam ins nahe Badegasthaus gebracht, bald darauf das Bewußtsein verlor, und dann, von einem Schlaganfalle betroffen, bewußtlos blieb bis zu ihrem Ende am folgenden Tage. Da der Arzt anfangs noch hoffte, das Leben könnte erhalten werden, riet er meinem Schwager ab, alsbald Nachricht zu geben, und so wurden wir ohne alle Ahnung auch nur von einem Unwohlsein plötzlich niedergeschmettert durch das Telegramm mit der Todesbotschaft. Die Erinnerung an das Wort Elias': „Es ist der Herr, Er thue, was ihm wohlgefällt"! und das Gebet des Heilands: „Vater, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!" — diente uns dazu, uns zu bewahren vor Murren, wie vor Verzagen, aber besonders der Zuruf an Petrus: „Was ich jetzt thue, das weißt Du nicht, Du wirst es aber hernachmals erfahren!" Wie glücklich mußten wir uns nun aufs neue preisen, bei diesem Erlebnis nun hier zu leben, in der geschilderten, jetzt so tröstlichen Familiengemeinschaft und zugleich zu wissen, daß der Entschlafenen im Augenblicke des erschütternden Vorfalles und in den letzten schweren Stunden die teure, treue, mitfühlende Schwester zur Seite stand. Schwester und Schwager brachten uns wenige Tage darauf die theure Leiche, die nun hier ruht, und auf deren Leichenstein wir dem Glauben und Sinne der Verewigten entsprechend, die Worte der herrlichen Verheißung setzten: „Ich lebe und ihr sollt auch leben!"

Nachträglich hörten wir, daß auf der Durchreise in Crefeld sich des Nachts mehrere Stunden lang heftige Kopfschmerzen eingestellt hatten. Auch erinnerten wir uns, daß etwa zwei Jahre zuvor ein wegen unsrer Thekla zu Rate gezogener Arzt sich sehr beruhigend über das Befinden der Tochter äußernd, zur Mutter sagte: „Sie, Frau Pfarrer, haben viel mehr als ihre Tochter eine

Kur nötig, das sehe ich Ihnen an." Diese Warnung wurde nicht ernst genommen, weil es gerade fehlte an besonderem Leidensgefühl, der Arzt hatte aber offenbar beobachtet, daß hier eine Neigung zu bedenklichem Andrang des Blutes nach dem Kopfe vorliege, wir aber waren, daran gewöhnt, zu sicher geworden. Offenbar hing damit auch jener Anfall im Seebade und wenige Tage vorher in der Nacht zu Crefeld zusammen. Diese und ähnliche Erinnerungen aus dem früheren Leben führten uns nach und nach immer mehr zu der Annahme, daß die Art und Weise dieses Todesfalles, von höherem Gesichtspunkte aus angesehen, zu betrachten sei wie eine schnelle und schonende Entrückung, durch welche schweres und längeres Leiden sollte abgewendet werden. Der öfter seit Jahren wiederkehrende Andrang des Blutes nach dem Gehirne, ein wunder Punkt und eine Nachwirkung der früheren monatelangen schweren Krankheit, war offenbar der Ansatz zu dem letzten schweren Anfall. Nach der öftern Abwesenheit auf Reisen, war es uns zunächst oft zu Mute, als handle es sich auch hier um eine solche; in Wahrheit aber sind wir nun noch auf der Reise, während sie den Hafen der Ruhe erreicht hat, wir aber inzwischen uns der Hoffnung getrösten, am letzten und höchsten Ziele mit der vorausgegangenen teuern Gattin, Mutter und Großmutter, Schwester u. s. w. daheim zu sein bei dem Herrn in der wahren ewigen Heimat.

Aber auch bei und nach der schweren Heimsuchung, die eine so unersetzliche Lücke in unser Leben brachte, konnten wir, wie ich schon früher es wiederholt gethan hatte, mit dem Propheten Jeremias in seinen Klageliedern c. 3, 22. 23 rühmen: „Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind und seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern ist alle Morgen neu und seine Treue ist groß." Und dabei blieb es bis jetzt. Nachdem der Bräutigam Karl Schaffnit in Düsseldorf ein passendes Geschäft gefunden, vermählte sich das junge Paar im Oktober 1895 und damit wurde die zweite Tochter und Schwester allerdings aus unsrer Nähe entfernt, wurde aber zugleich in die Nähe der lieben Crefelder Verwandten versetzt; nachdem aber mir und den jetzt auch hier in unsrer Nähe wohnenden Eltern Schaffnit in Düsseldorf ein gemeinsamer Enkel geboren worden ist, am 15. Oktober 1896, ist das kleine Hänschen mit seinen Eltern fortwährend, ja meist von Tag zu Tag der Gegenstand des Aus-

tausches unsrer gemeinsamen elterlichen und großelterlichen Liebe und Freude.

Im ersten Jahre seit dem Herbste 1893 konnte ich noch 12 mal predigen, je einmal in meinen früheren Gemeinden Erlenbach und Rhodt, zweimal im hiesigen Elisabethstift, und in den übrigen Fällen für leidende Amtsbrüder in der Nähe. Dazu kamen später Vorträge im hiesigen Vereinshause, besonders im Jünglings-Vereine, mehrmals auch in den mit zwei hiesigen Kirchen verbundenen Gemeindesälen, wie in unsrer hiesigen Dekanats-konferenz. Auch eine Bibelstunde für meist ältere Damen bietet mir öfter Gelegenheit, meine frühere Amtsthätigkeit im Kleinen hier fortzusetzen, um nicht ganz zu verrosten. Ebenso war es mir willkommen, eine zeitlang unsern über 80 Jahre alten ehrwürdigen Oberhofprediger Bender vertreten zu dürfen im letzten von ihm geleiteten Kindergottesdienste. Auch gelüstete es mich, noch einmal nach bald 40 Jahren, nach Jesaja Kap. 61,1 „den Gefangenen zu predigen eine Erledigung, dem Gebundenen eine Öffnung, ihnen zu predigen ein gnädiges Jahr des Herrn", wozu mir der Neujahrstag 1898 Gelegenheit bot; die derartige zeitweise mannichfaltige Beschäftigung, verbunden mit verschiedenem Verkehr mit hiesigen, besonders auch mit pensionierten Amtsbrüdern, wie die Darbietungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, dazu die regelmäßigen Gänge auf die reichhaltige Hofbibliothek und das reich ausgestattete Lesezimmer der „Vereinigten Gesellschaft" hat mich bisher bewahrt vor körperlicher Versteifung und geistiger Abstumpfung; ich bin dadurch immer mehr davon überzeugt worden, daß eine Verlängerung des menschlichen Lebens möglich ist, nicht gegen Gottes Willen, aber mit seiner Gnade und Hilfe. In meinem Falle kommt freilich noch hinzu die treue Liebe und Pflege, meiner lieben jüngsten Tochter Fürsorge unter Mitwirkung der ältern; zum Besten unsrer Gesundheit hat Großvater M. im liebevollen Andenken an die Großmutter seiner Enkel auch für uns die ihr versprochene Veranda bauen lassen, gleichsam zu einer häuslichen Luftkur. Obgleich ich nie die betreffende alte Oper gehört habe, denke ich bei deren Erwähnung gar oft an die bekannte Frage: „Ou peut on être mieux qu'au sein de sa famille?" (Wo kann man besser sein, als bei den lieben Seinen?)

Dabei geht mein Sohn als der dritte im engeren Bunde

täglich rüstig je eine halbe Stunde durch die ganze Stadt ins neue Gymnasium und zurück, betreibt fleißig seine Studien, ergötzt mich oft durch sein Violinspiel, und schwärmt nebenbei für die deutsche Flotte und die deutschen Colonien, wie sich das in unsern Tagen geziemt für einen rechten deutschen Jüngling.

Nach diesen vielleicht nur zu reichlichen Mitteilungen von Einzelheiten aus dem „Zickzackkurs" meines ganzen Lebens, bitte ich, ehe ich schließe, die lieben Leser und Leserinnen um die Erlaubnis zu einem Rückblick auf das Ganze im Hinblick auf den tiefen Zusammenhang dieses „Stückwerkes", denn ein solches ist ja doch nicht bloß unser Wissen nach dem bekannten Ausspruche des Apostels Paulus, sondern mehr oder weniger unser ganzes Leben.

Ja, mein Lebenslauf bewegte sich vielfach hin und her, kreuz und quer, aber nur eine kurzsichtige und oberflächliche Betrachtung könnte den verborgenen Faden des Zusammenhangs und bei aller menschlicher Irrung und Verwirrung die leitende höhere Hand verkennen, die mich bewegt, mit Assaph Ps. 73,24 zu sprechen: „Du leitest mich Herr, nach Deinem Rate und nimmst mich endlich mit Ehren an".

Nach einer heitern harmlosen Kindheit im gesegneten Elternhause, unter warmer und zugleich weise erziehender Elternliebe, in fröhlichem Kreise zahlreicher Geschwister wie nach fröhlichen Jünglingsjahren, lag, wie wir sahen, der Gedanke an einen spätern Lebensberuf mir noch ferne bis ins letzte Jahr; als aber bei der ernsten Wendung meines Lebenslaufes durch den Tod der teuern treuen Mutter die rechte Stunde und Stimmung eingetreten war für einen Umschwung meines innern Lebens, reifte der Entschluß zum Berufswechsel, der auch meinem äußern Leben durch Zuwendung zum geistlichen Beruf eine andere Richtung gab; er kam scheinbar unvermittelt, war aber doch vorbereitet durch die pietätvollen Schilderungen der frommen Persönlichkeit des ehrwürdigen Urgroßvaters in Bergzabern und seiner gesegneten Wirksamkeit durch meinen Vater, verbunden mit den ernsten Vorstellungen des alten Vetters Dekan Hänchen in demselben Bergzabern. Daher kam es auch, daß mein Vater, obgleich anfänglich nicht angenehm überrascht, doch bald und je mehr und mehr sich mit meiner neuen Berufswahl aussöhnte.

Durch jenen entscheidenden Entschluß an der Jahreswende

1839/40 war aber die Hauptlinie meines künftigen Berufslebens vorgezeichnet. Mit dem Verzicht auf die mancherlei Ehren und Ehrenstellungen, verlockend zugleich durch reichere Einkünfte, war ich zugleich gefaßt auf Kämpfe im kirchlichen Leben und Amte meiner Heimat, mit denen ich als Gymnasiast schon bekannt war, und täuschte mich keineswegs darüber, daß ich zunächst im Familien- und dann in weiteren Kreisen angestrengt gegen einen starken Strom werde schwimmen müssen. Nicht einmal darauf war ich bedacht, wenigstens dann einmal doch etwa Dekan zu werden; wenn ich darum später einem k. Dekan begegnete, der sich viel auf seine hohe Würde zu Gute that, fühlte ich eine gewisse Befriedigung im Bewußtsein, daß wenn ich ein Streber auf diesem Gebiete gewesen wäre, ich auch dies Ziel hätte erreichen mögen; denn ich war mehr als einmal dazu aufgemuntert worden, es zu erstreben und hätte dies Ziel mehr als einmal so gut erreichen mögen als mancher andere; aber in Erlangen hatte ich schon die Worte eines bekannten Erlanger Studentenliedes kennen gelernt: „In Erlangen sollte ich steigen, aber dort entsagt ich der Welt!" Wäre damals in der Pfalz Mangel gewesen an Theologen, so hätte es mir bei meiner Freude an wissenschaftlichen Studien näher gelegen, zunächst nach einer Repetentenstelle oder nach der eines Religionslehrers an einer höheren Anstalt zu trachten, zumal ich auch am mündlichen Dozieren Freude gewann und heute noch mich an wissenschaftlichen Verhandlungen in Konferenzen gerne beteilige. Höher aber als Alles stand mir in dieser Hinsicht die Verkündigung des Evangeliums als solche, deshalb verzichtete ich auch bei meiner ersten Anstellung auf eine Pfarrei in einer Stadt, die eben erledigt war und mir nicht gefehlt hätte. Als ich aber nach Jahrzehnten gegen meine Neigung eine solche in Wimpfen übernahm, wurde mir der dort in jedem Munde übliche Titel „Stadtpfarrer" zuwider, noch mehr die meinem Sohne gewidmete Bezeichnung „Stadtpfarrerle."

Meine ersten Dienst- und Amtsjahre in Rhodt, Edenkoben, Biedesheim waren die meiner ersten Liebe zu Beruf und Amt wie zu den anvertrauten Gemeinden; diese Jahre haben ja einen besondern Reiz, weil man in ihnen noch weniger Enttäuschungen erfährt als später. Meine Thätigkeit am Seminar war doch keine völlige Entfremdung vom geistlichen Berufe, indem die allsonntäglichen biblischen Ansprachen, wie die Morgen- und Abendandachten, gewissermaßen auch der Religionsunterricht doch er-

baulicher Natur waren und die erziehliche Aufgabe doch mehr oder weniger auch eine seelsorgerliche sein soll. Die frühere Einrichtung gründete sich eben auf die Anschauung, daß bei der Heranbildung künftiger Lehrer als Religionslehrer, der Religionslehrer nicht eine Nebenstellung einnehmen und der Religionsunterricht nicht als Nebenfach angesehen und behandelt werden solle; darum übertrug man dieses Fach dem Leiter der Anstalt. Die in Rhodt Jahre lang verwaltete Schulinspektion, verbunden mit freiwilliger Vorbereitung junger Leute auf den Eintritt in die Lehrerbildungsanstalt diente bereits, mir selber unbewußt, zur Vorbereitung auf meinen spätern Beruf, ebenso die stets mit besonderer Vorliebe gepflegte Beschäftigung mit der Geschichte zur Vorbereitung auf den zu erteilenden Unterricht in der allgemeinen und vaterländischen Geschichte, wie ich auf das Gebiet des Unterrichtes und der Erziehung durch Carl von Raumer in Erlangen besonders warm vorbereitet und für dieselbe interessiert worden. Demgemäß war auch im spätern Pfarramte neben dem theologischen das Studium der Geschichte ein Lieblingsstudium: es wurde mir Bedürfnis, die Geschichte nicht blos zu kennen, und durch die Verbindung von geschichtlichen mit psychologischen und pädagogischen Studien eignete ich mir immer mehr eine geschichtliche und zugleich psychologische, und pädagogische auf christlicher Grundlage beruhende Lebensanschauung an, ohne welche wir die Welt und die Menschen nicht recht zu verstehen vermögen.

Bei allem äußern Wechsel meines Lebens glaube ich mir in dieser wie in anderer Hinsicht im Ganzen gleich geblieben zu sein und deshalb konnte ich mich wohl auch leichter in jenen Wechsel finden, wie in den Rücktritt ins Pfarramt so in die Wendung von Ernstweiler nach Musbach in der Richtung auf den Rhein und endlich in den Übergang über den Rhein bis an den Neckar.

Da in unseren Tagen die Ausdrücke „Gründung und „Gründer" in gewisser Hinsicht verdächtig geworden sind, darf ich nicht verschweigen, daß ich seiner Zeit auch unter die „Gründer" gegangen bin, um aber zugleich zu zeigen, wie ich dazu veranlaßt und bewogen wurde.

Schon in meinem ersten Dienstjahre (1844) mußte ich die Leiche eines zarten Kindes zu Grabe geleiten, das vor der Haustüre seiner Eltern in ein Pfuhlloch gefallen war und so einen jämmerlichen Tod gefunden hatte. Auf meiner ersten Pfarrstelle

zu Erlenbach bemerkte ich einst beim Vorübergehen an einem abgelegenen Hause, daß zwei kleine Kinder, deren Eltern auf dem Obsthandel herumzogen, ganz allein eingeschlossen waren. Bei näherer Untersuchung fand sich, daß diese Kinder infolge dieser fortgesetzten Einsperrung körperlich und geistig so verwahrlost waren, daß sie hinsichtlich ihrer Sprache auffallend hinter gleichaltrigen Kindern zurückstanden. Diese zwei Fälle gaben mir viel zu denken und wiesen auch ernstlich hin auf das Werk der Kleinkinderpflege: Ich hörte von Frau Dr. Jolberg in Nonnenweyer bei Lahr und ihrer Anstalt daselbst zur Herstellung von christlichen Kinderpflegerinnen; ich suchte sie auf und bat sie um Aufnahme einer geeigneten Jungfrau aus meiner Gemeinde zu diesem Zwecke; als dann der Beigeordnete der Gemeinde ein großes Zimmer dazu einräumte, kam es nach beendeter Lehrzeit der Kinderpflegerin zur Gründung einer Kleinkinderpflege. Sie war ein Senfkorn, das verloren schien nach dem Tode der Pflegerin und meiner Übersiedlung nach Rhodt; aber ein von mir gesammeltes kleines Kapital wurde angelegt und verzinste sich nach und nach so, daß einer meiner Nachfolger wieder Hand ans Werk legte und ich 40 Jahre nachher in Wimpfen die Einladung erhielt zum Feste der Einweihung eines neu erbauten Anstaltslokals.

In Rhodt wurde mir zu demselben Zwecke alsbald willig die Hand geboten, in besonders freundlicher Weise durch Bürgermeister Steigelmann, der zuerst ein großes Zimmer einräumte und später auf eigne Kosten einen mit einem Spielplatze verbundenen Bau herstellte. Dort kehrte im Jahre 1854 Königin Therese von Bayern mit ihren zwei Töchtern, Großherzogin Mathilde von Hessen und der noch lebenden Herzogin Adelgunde von Modena ein, um die Kinder zu besuchen, ihre Sprüche und Lieder zu vernehmen, ihren Spielen zuzusehen und dann Gaben unter sie zu verteilen. Diesen bemerkenswerten Vorgang habe ich zwei Jahre später, als König Ludwig I. nach dem Tode der Königin wiederkehrte, für ihn und Andre geschildert in der poetischen Jugendsünde: „Die beiden Wittelsbacher Ludwig der Strenge (1255) und Ludwig der Leutselige (1856).“ Es war darauf berechnet, das Augenmerk des Königs für die Sache zu gewinnen, und es war nicht vergeblich; er stiftete eine willkommene Summe und gab die Zustimmung zu dem Namen „Theresien-

kinderpflege". Vor einigen Jahren hat die Gemeinde einen größeren Bau mit einer Wohnung für die Kinderpflegerin hergestellt.

Die Gründung in Rhodt gab dann Anregung zu solchen an verschiedenen Orten und zu wiederholter Aufnahme pfälzischer Jungfrauen in das Mutterhaus zu Nonnenweyer; unter ihnen fanden sich in Rhodt allein in wenigen Jahren eine ansehnliche Zahl. Man kannte damals bei uns noch nicht den jetzt weit und breit bekannten Namen Kindergottesdienst, aber die Sache fand sich vor, weil die Kinderpflegerinnen des Sonntags Kinder um sich sammelten zu einer dem zarten Kindesalter entsprechenden Erbauung, zu der sich dann häufig auch größere Mädchen einfanden und dadurch selbst zu diesem Werke ermuntert wurden. Statt „Kindergottesdienst" pflegte man „Kinderkirchle" zu sagen, was auch kindlicher lautet. Die Ausbreitung von solchen Kinderpflegen breitete sich von Nonnenweyer, Erlenbach und Rhodt weiter fort, besonders in der vordern Pfalz, bis das Diakonissenhaus in Speyer auch das Werk der Kleinkinderpflege in die Hand nahm. Ich aber frage mich nun nach mehr als 40 Jahren: Bin ich durch diese Thätigkeit ein „socialer Pastor" geworden oder nicht? Es wird hier wie in andern Dingen doch wohl gelten, was kürzlich H. v. Meyeren auf der Generalsynode in Berlin gesagt hat: „Es kann unabweisbare Pflicht des Geistlichen sein, Schäden zu beseitigen, die eine religiössittliche Einwirkung hemmen".

Zur Mitwirkung bei einer Gründung andrer Art wurde ich angeregt in Kaiserslautern. Herr Adam Müller, in der Pfalz und in Bayern bekannt geworden als hervorragender Landwirt in Gerhardsbrunn, landwirtschaftlicher Schriftsteller und Landtagsabgeordneter, wohnte neben uns und kam gewöhnlich des Sonntagsabends zu uns; bei solcher Gelegenheit kamen wir darauf zu sprechen, wie sehr für eine Stadt wie Kaiserslautern eine Bibliothek von wissenschaftlichen und literarischen Werken Bedürfnis sei; ich machte dabei darauf aufmerksam, daß sich hierzu ein besonderer Verein zu wünschen sei, der Vorträge veranstaltete, um den Sinn für die Sache zu wecken und zu fördern.

Nach beiderseitiger Besprechung mit den angesehensten Männern der Stadt (darunter die Herren Regierungsrat Meuth, Dr. Jakob, Rechtsanwalt Neumayer, Dr. Chandon, mein Bruder

Julius u. s. w.) kam die Sache zu Stande und bald in guten Gang durch ansehnliche Beiträge, Anschaffung wertvoller Bücher und Veranstaltung von manichfaltigen wissenschaftlich-literarischen Vorträgen. Noch immer besteht und wirkt dieser „wissenschaftlich-literarische Verein" und ist jetzt, wo die Stadt mehr als 40000 Seelen in sich schließt, noch mehr als je ein Bedürfnis. Diese Thätigkeit ließ doch wohl nicht schließen auf ein Streben nach Beeinträchtigung der Bildung künftiger Lehrer.

Zu einer dritten Art von „Gründung" mitzuwirken in erster Linie wurde ich angeregt in Ernstweiler-Zweibrücken. Mit dem dort wohnenden Stabsarzt Dr. Moser verkehrend, unterhielt ich mich mit demselben öfter über geschichtliche und archäologische Dinge. Wir verabredeten monatliche Besprechungen über Geschichte und Alterthum mit noch andern Freunden dieses Gebietes aus den verschiedenen Fakultäten, Ständen, Parteien und beiden Konfessionen.*) In den Winterabenden beschäftigten uns Geschichte und Altertumskunde, im Sommer machten wir Ausflüge an denkwürdige Stellen, mehrmals verbunden mit Ausgrabungen. Jährlich werde ich eingeladen noch, nach bald 10 Jahren, zur Feier der Gründung an einem gemeinsamen Mahle mich zu beteiligen; auf der letzten Einladung erfuhr ich, daß der anfangs kleine Kreis sich erweitert hat, zu einem anerkannten Vereine für die Geschichte der westlichen Pfalz mit bereits 100 Mitgliedern. So hat nun auch dies kleine Saatkorn sich schön ausgewachsen wie die andern. Auf kirchlichem Gebiete war ich besonders beteiligt an der Gründung der Vereine für äußere und innere Mission, wie des evangelischen Vereins zur Verbreitung guter Schriften und der zwei Rettungshäuser in Haßloch und Rockenhausen. Der „evangelische Verein" ist nicht gestorben mit seinem Hauptbegründer Pfarrer Schiller, der allerdings seiner Zeit mit gewissem Rechte sagen konnte: „Der evangelische Verein bin ich," sondern er hat nun seinen Sitz in Kaiserslautern und wirkt nach Herausgabe und Verbreitung von einer Menge guter Schriften, namentlich der vielen Bändchen des reichhaltigen „pfälzischen Memorabile" immer

---

*) Z. B. die HH.: Oberlandesgerichtsrat Molitor, Landgerichtsrat Löw, Freiherr v. Hohenfels, Gutsbesitzer Freudenberg, Oberlandesgerichtsrat Schuler, Pfarrer Blum, die Ingenieure Müller und Serini, der Rektor und verschiedene Professoren des Gymnasiums u. a.

noch in gesegneter Weise fort; auch die beiden Rettungshäuser gedeihen und wachsen. Es geht daraus hervor, daß, so sehr ich mit andern das Schicksal des trefflichen, und gerade wegen seiner Trefflichkeit einerseits von Arndt, Bunsen, Daniel und andern Autoritäten anerkannten, von solchen aber, die es nicht zu würdigen wußten, verkannten und angefeindeten neuen Gesangbuches, bedauern muß, ich dagegen heute mich noch freuen kann, wenn ich lese und höre, wie die Werke der äußern und innern Mission, an deren Gründung und Förderung ich mithelfen durfte, in meiner alten Heimat immer noch gedeihen und wachsen, und zwar gerade auch in Kaiserslautern; dies wurde mir dort bei bei meiner letzten Anwesenheit besonders ersichtlich durch das dortige Vereinshaus und die Station der Schwestern für Kinder-, Kranken- und Armenpflege. Zur Begründung der nun sehr erweiterten Diakonissenstation für Kranken- und Kinderpflege ist meine Frau, obgleich noch sehr jung und fremd, mit Frau Kummerer von Haus zu Haus gegangen mit sehr erfreulichem Erfolge.

So liegen in meiner Erinnerung neben einzelnen peinlichen, ja bittern Erfahrungen zugleich viele erfreuliche und erhebende, gerade auch in Bezug auf meine Lebenszeit und Wirksamkeit in Kaiserslautern; deshalb möge Niemand glauben, wegen der einzelnen bittern Erfahrungen gedächte ich jener Zeit und Stadt mit Verbitterung. Was aber meine Erfahrungen, die ich als Lehrer von wohl 500 Lehrern machen mußte, betrifft, so mußte ich wohl, wie der Heiland in der Geschichte vom dankbaren Samariter (Luc. 17, 77) zuweilen fragen: „Wo sind aber die Neune?" — aber bis auf den heutigen Tag empfange ich nach 30 bis 40 Jahren noch wohlthuende, ja mitunter rührende Beweise von treuer Anhänglichkeit und Dankbarkeit nicht blos in der Pfalz, sondern auch außerhalb derselben. In letzter Hinsicht kommt in Betracht, daß in jener Zeit auch aus dem Gebiete von Birkenfeld, Hessen-Homburg und Frankfurt junge Leute aus jenen Gegenden aus Mangel an Anstalten zu uns kamen, dann aber auch manche meiner Schüler aus der Pfalz nach dem Reichslande gingen, mehrere auch nach München, unter welchen Dr. Steuerwald zum Professor von neuern Sprachen an einer dortigen höhern Anstalt sich fortgebildete. Solche erfreuliche Erfahrungen durfte ich nicht übergehen über manchen unerfreulichen.

In Bezug auf den Gang meines Lebens durch die ver-

schiedenen Gegenden links und rechts vom Rheine erlaube ich mir an Folgendes zu erinnern.

Nachdem ich zuerst in der südöstlichen Pfalz lebte und thätig war, führte mich meine Berufung nach Biedersheim ganz in den Norden, in das ehemalige Donnersberger Departement, in die nächste Nähe von Rheinhessen, wo ich aus meinem Pfarrgarten und bei jedem Schritte aus dem Dorfe den Donnersberg vor Augen hatte. Hier wurde ich nun nicht blos mit der nördlichen Pfalz in 2½ Jahren sehr vertraut, sondern auch durch meinen Verkehr mit Rheinhessen unbewußt vorbereitet auf meine spätere Vermählung in Monsheim und meinen mehr als dreißig Jahre später folgenden Übertritt ins Großherzogtum Hessen. Auch führte mich mein Weg damals einige Male nach Kirchheimbolanden in das Gasthaus von Miesel, aber erst, als dies Haus vor wenigen Jahren abbrannte, erfuhr ich, daß ca. 40 Jahre früher die Tochter des Hauses dem dort einkehrenden Uhland Anlaß gab zu „der Wirtin Töchterlein,“ die er, wie sich aus seinem Nachlasse ergab, ins Herz geschlossen hatte.

In der Zeit, wo ich (von 1848 bis fast 1852) im Südosten in der Nähe des Rheines und der Residenz Karlsruhe lebte, als Pfarrer von Erlenbach, kam ich mit Baden in wertvollen Verkehr, zunächst mit den Geistlichen Zimmermann und Mühlhäuser wie mit Professor Stern in Karlsruhe, meinem späteren Seminarkollegen, weiter mit den namhaften Geistlichen: Henhöfer, Rein, Mann, Ledderhose u. a., deren Erfahrung und Wirksamkeit für mich jungen Pfarrer in Verbindung mit dem damals so regen kirchlichen und christlichen Leben zur gesegneten Anregung diente. Auch mit dem nahen Elsaß bekam ich in Weissenburg mehrmals Fühlung.

In Kaiserslautern hatte ich dann 10 bis 11 Jahre lang im Mittelpunkte der Pfalz eine zentrale Stellung und eine peripherische Wirksamkeit bis an die Grenzen nach allen Seiten hin, selbst als Hausgeistlicher an den Gefängnissen. Dort machte ich übrigens auch zuweilen interessante Bekanntschaften mit Ausländern, so z. B. mit einem Russen. Dieser hatte sich als desertierter Matrose durch ganz Deutschland bis in die Pfalz teils durchgebettelt, teils durchgestohlen. Dann hatte er sich im pfälzischen Waldgebirge eine verdeckte Hütte hergerichtet und von dort aus sich auf nächtlichen Streifzügen Nahrungsmittel verschafft,

gelegentlich auch ein ganzes Kalb mitgenommen. Er hätte vielleicht auch sagen mögen, wie jener Mann, von dem Schubert erzählt: „Ich bin der beste Mensch von der Welt, wenn mir aber die Leute meinen Willen nicht thun, dann werde ich eben wild". Auch der gute Swerst hätte vielleicht Niemandem ein Leid angethan, hätte ihn nicht ein Förster wollen verhaften, in diesem Falle aber schlug er demselben, nur, um sich seiner Freiheit zu wehren, mit einem Holzscheit über den Kopf, wurde zuletzt überwältigt, verurteilt und in die geschlossene und sitzsame Gesellschaft in Kaiserslautern gebracht. Ich hatte nicht über ihn zu klagen, nur einmal eine mutzige Antwort zu vernehmen, dann wurde er mir wieder gnädig. Er hatte einen so interessanten Kopf, daß Herr von Loë, damals Staatsanwalt, mir gelegentlich erzählte, er habe sich während der Schwurgerichtsverhandlung das merkwürdige Original abgezeichnet.

Ein Bild seines gräflichen Landsmannes Tolstoi hat mich kürzlich wieder erinnert an dies russische Pfarrkind von ähnlicher Gesichtsbildung.

Neben diesem Russen ist mir ein Holländer in lebhafter Erinnerung, der von der Nordsee aus sich bis in die Pfalz herumgetrieben hatte; zuletzt krank geworden, ließ er nach seiner Entlassung vor seinem Tode mich zu sich ins städtische Hospital bitten, wo ich ihm auf seinen Wunsch das heilige Abendmahl ertheilen ließ. Ich ließ mir zu diesem Zwecke ein holländisches Neues Testament kommen, um die betreffenden Schriftstellen in seiner vertrauten Muttersprache vorlesen zu können. Neben Predigt und Unterricht war mir überhaupt der individuelle seelsorgerliche Verkehr mit den Gefangenen sehr anziehend, ebenso das Studium der Personalakten mit den Gerichtsverhandlungen; nur ungern habe ich hierauf verzichtet.

Auch auf dem nahe gelegenen „Rittersberge" im Schullehrer-Seminar war ich fortwährend in Verkehr mit der ganzen evangelischen Pfalz durch die aus allen Ecken und Enden derselben herbeikommenden Zöglinge. Dazu kam, daß gerade von jener Zeit an Kaiserslautern zur größten Stadt der Pfalz sich auswuchs, und durch die nach allen Seiten hin ziehenden Straßen wie auch schon Bahnen stets in lebhaftem Verkehr mit allen Teilen des Landes und allen Schichten des Volksstandes war. Auch dieser Umstand gab meiner Stellung und Thätigkeit in jener Zeit ein

besonderes Gepräge, brachte manchen Reiz mit sich, aber auch viele Unruhe durch die vielen täglichen, oft stündlichen „Anläufe", namentlich von Seiten der Schüler (in der Regel über 100), deren Eltern und Lehrer, wie auch der Lehrer und Dienstpersonen der Anstalt. Zuweilen, wenn ich nicht Zeit hatte, mich länger zu entfernen und durch den Präfekten der Anstalt mich vertreten zu lassen, begab ich mich zu einem ruhigen Stündchen in den hinter der Anstalt liegenden Kasinogarten, und bat meine Frau, nur in besonders dringendem Falle mich rufen zu lassen. Auch ohne mich im übrigen mit dem hohen und heiligen Apóstel vergleichen zu wollen, kann ich doch in dieser Zeit auf mich anwenden, was der Apostel Paulus an die Korinther schrieb (2 Korinth. 11, 28): „Ich werde angelaufen täglich."

Ein hierher gehöriges tragikomisches Beispiel ist folgendes: Eines Abends, als ich in der Gewißheit, gut vertreten zu sein, ausgegangen war, wurde ich plötzlich heimgerufen durch die beunruhigende Botschaft, ein sehr braver und überaus ruhiger Zögling der Anstalt sei mit einem Male ganz rasend geworden. Bereits war der schnell herbeigerufene Arzt zugegen und die Untersuchung stellte heraus, daß der arglose junge Mensch auf Rat eines andern Spiritus getrunken hatte, um sich Kopfweh zu vertreiben! Bei solchen und ähnlichen Erfahrungen ist man als verantwortungsvoller Vorstand einer Anstalt von so vielen Zöglingen mit Internat bei jedem Ausgange begleitet von der Besorgnis dieser oder jener Störung und Übertretung. Im Ganzen mußte ich mich übrigens oft wundern, daß bei so vielen jungen Leuten dieses Alters nicht mehr Disziplinarfälle vorkamen. Als wir z. B. einmal bei einem Ausfluge in der Stadt Kusel von Morgens 8 bis Abends 6 Uhr durch sehr starken anhaltenden Regen völlig eingeregnet waren, fühlte ich mich sehr glücklich, als doch kein Anlaß zu Strafe sich ergab. Wir hatten unsere Zuflucht genommen zu einem Gartensaale, wo die jungen Leute bei einem Glase Bier abwechselnd singen und gruppenweise kegeln durften, bis wir des Abends trotz des Regens und der vereitelten Besteigung des Potsberges heimfahren konnten. Diese und ähnliche Erfahrungen bei derartigen Ausflügen (wie z. B. auf die Sickinger Höhe, nach St. Ingbert, nach Landstul u. s. w.) gaben nicht blos eine Probe vom Stande der nicht zu strengen noch zu nachgiebigen in der Anstalt geübten Zucht, sondern sie

konnten zugleich den Wirten und allen nicht befangenen Leuten zeigen, daß die Gefahr der Kopfhängerei für die jungen Leute und der Verführung der pfälzischen Jugend zu solcher durch diese künftigen Lehrer doch nicht so groß sei, wie man mitunter wollte glauben machen, vielleicht manchmal, ohne es selbst zu glauben.

Beim Rückblick auf die in Ernstweiler-Zweibrücken verlebte Zeit ist noch Folgendes hervorzuheben: Nun war ich in den südwestlichen Winkel der Pfalz zwischen der preußischen und der französischen Grenze versetzt, und damit wieder in ein beziehungsweise andres Element. Die erwähnten anziehenden Erlebnisse während des großen Krieges waren ja nur auf diesem Boden möglich. Die Benützung der reichen Bibliotheka Bipontina wie der Umgang mit den Rektoren und Lehrern des Gymnasiums waren neben der für unsre Gesundheit so wertvollen ländlichen Ruhe von großem Werte für mein geistiges Leben und Streben. Der Wiedereintritt in das Pfarramt verschaffte mir nicht blos neuen Verkehr mit vielen tüchtigen und lieben Amtsbrüdern in den Dekanaten Zweibrücken und Homburg, sondern auch mit solchen in dem nahen Saargebiete. Mit letztern hatten wir eine gemeinschaftliche Konferenz abwechselnd in Homburg und Neunkirchen eingerichtet, bei der auch der namhafte Pädagog und mir so werte Freund, Direktor Brandt aus Saarbrücken regelmäßig sich beteiligte. Bei einer der letzteren fand sich bei einer Beratung über innere Mission auch der vielgenannte Herr Stumm ein, der bei seinem damals so freundlichen Verhältnis zu den „Saarpastoren," uns von der Schärfe des „Schleifsteins" nichts fühlen ließ, vielmehr in sehr liebenswürdiger Weise zuerst die manichfaltigen Einrichtungen zum Wohl seiner Arbeiter, z. B. auch die Erbauung einer neuen Kirche, eines Erholungshauses u. s. w., u. s. w. darlegte, und dann uns persönlich an den verschiedenen Stellen herumführte. Wer hätte damals geahnt, daß ca. zwanzig Jahre nachher der inzwischen zum Freiherrn erhobene „König des Königreichs Stumm" in einen so leidenschaftlichen Kampf mit den Pastoren an der Saar in Saarbrücken und Umgegend geraten könnte?

Der Aufenthalt in jener Gegend zu jener Zeit gab außer dem erwähnten Ausflug nach Spichern aber auch günstige Gelegenheit zu solchen in die Umgegend, so z. B. in die „pfälzische Schweiz," d. i. die Gegend von Dahn mit ihren Felsenburgen

und so vielen burgartigen Bergfelsen, in die in Felsen gehauene Bergfestung Bitsch, die einzige, die neben Belfort 1870/71 sich nicht übergab, ja weiterhin bis nach Trier und Luxemburg. Neben dem Besuche der Spicherer Höhe ist mir in der Erinnerung noch von besonderem Werte der über Bitsch und Niederbronn erleichterte Besuch des Schlachtfeldes von Wörth und Fröschweiler; dieser gab mir zugleich willkommene Gelegenheit zur Bekanntschaft mit Pfarrer Klein, dem Verfasser der Chronik von Fröschweiler und dessen Sammlung von Reliquien des Schlachtfeldes.

Nach Besichtigung des letzteren war es mir aber auch sehr gelegen, einen Fußmarsch von dort bis Pirmasens, den uralten Kampfplatz des Waltharisliedes am Wasichenstein des Nibelungenliedes zu besuchen. Ich wurde so nach wenigen Stunden aus der denkwürdigen Kriegs- und Siegeszeit von 1870 versetzt in die Zeit und die Kämpfe der Völkerwanderung und damit in eine 1400 Jahre frühere. Hier gedachte ich der Stelle des Nibelungenliedes, wo der alte Hiltebrand dem finstern Hagen vorwurfsvoll zuruft:

„Un wer was, der uff sin schilte vor dem Waschenstein saz, do im von Spaier Walter so viel der vriunde schluog?"

Diese Stelle bezieht sich auf den Kampf des jungen gothischen Königssohnes Walther von Aquitanien, von dem das von Simrock übersetzte Heldenbuch „Walther und Hildegunde" erzählt. Vilmar schildert uns diesen gewaltigen Kampf der alten Helden in seiner Literaturgeschichte S. 17 und Aug. Becker in seinem Buche über „die Pfalz und die Pfälzer" S. 583 und 584.

Und wieder wenige Stunden darauf kam ich vom uralten Wasgenstein (Vogesenstein) in die Schuhfabrikenstadt Pirmasens, und vom Kampfplatz der Nibelungshelden in die Stadt und auf den Exerzierplatz des hessischen Landgrafen Ludwig IX., „des Pirmasenzers." Ihm verdanken wir den prophetischen, wenn auch weniger poetischen Ausspruch: „Da kochen sie in Frankreich jetzt eine Suppe, die ich nicht mitessen möchte." Er wurde, wie Becker bemerkt, davor bewahrt, sie mitzuessen, seine Pirmasenzer und die übrigen heutigen Pfälzer aber nicht. Sein Leib ruht in der von ihm erbauten protestantischen Stadtkirche unter einem kleinen Gewölbe. Zur Zeit, wo ich seiner dort gedachte, waren ca. 20 Jahre vorübergegangen, seitdem ich seinem Urenkel Groß-

herzog Ludwig III. von Hessen in der Kirche zu Rhodt das Evangelium zu verkündigen hatte. Er saß meiner Kanzel gegenüber an der Seite seiner königlichen Schwiegermutter Therese von Bayern, er als Nachkomme Philipp des Großmütigen von Hessen, die Königin aber als geborne sächsische Prinzessin aus der Nachkommenschaft des Kurfürsten von Sachsen. Dabei hatten sie beide während der Predigt auf einem den Reichstag von Augsburg darstellenden, neben der Kanzel hängenden Bilde merkwürdiger Weise die Bilder jener beiden Ahnherren vor Augen, was ihnen schwerlich in dieser Gemeinschaft gleichzeitig wird vorgekommen sein im Gottesdienste. — In der ehemaligen Soldatenstadt des Landgrafen Ludwig IX. wäre es mir auch damals noch nicht einmal im Traume eingefallen, daß ich dazu kommen würde, fünf Jahre später seinen Urenkel Ludwig IV. um Verleihung einer Pfarrstelle in Wimpfen zu bitten, eben so wenig, daß ich seinem Ururenkel Ernst Ludwig den Ruhestand verdanken würde, dem ich es jetzt danke, daß ich in Darmstadt mit Benutzung der Großherzoglichen Hofbibliothek diese Bilder aus dem Leben der Familie wie aus meinem eigenen schildere.

Beim letzten Wechsel in der Pfalz wurde ich bei meiner Versetzung aus der südwestlichen Ecke zum Abschluß des Rundganges meines Lebens durch die verschiedenen Gegenden desselben bedeutsamer Weise in die Mitte der Vorderpfalz versetzt, in den Mittelpunkt der Linie, die mit der Maxbahn von der elsäßischen bis zur rheinhessischen Grenze sich erstreckt und gerade in Neustadt einen beachtenswerthen Mittelpunkt und zugleich Brennpunkt pfälzischen Lebens gefunden hat und noch findet, jetzt unter dem Wettbewerbe meiner so sichtlich und kräftig aufstrebenden Vaterstadt Landau. Nach 20jährigem Aufenthalte in Westrich (von 1858—78) lernte ich unter vielfach veränderten Verhältnissen diesen in Bezug auf Natur und Geschichte so beachtenswerten Landstrich meiner Heimat noch näher kennen. Wieder that sich mir hier an den Abhängen und auf den Höhen des Haardtgebirges wie einst in Rhodt, besonders auf der nahen Kalmit, so nun in Mußbach mit dem nahen Weinbiet das herrliche Panorama des Rheinthales mit seinem umfassenden Gesichtsbilde und Geschichtsbilde von Straßburg bis Mainz, von den Vogesen und dem Schwarzwald bis zum Taunus vor meinen immer aufs neue gefesselten Augen auf. Vor dem schon nach drei Jahren erfolgenden

Zuge über den Rhein zum Neckar wurde mir in dieser Zeit Gelegenheit gegeben, Land und Leute meiner Heimat nach verschiedenen Seiten hin noch einmal vor dem Abschiede zu beobachten und ins Herz zu schließen. Merkwürdiger Weise lernte ich gerade auch in dieser Zeit und im Neustädter Saalbau bei und nach einem von ihm gehaltenen Vortrage Professor v. Riehl zu meiner großen Freude persönlich kennen, nachdem er mir durch seine kulturhistorischen Schriften namentlich die über die Familie und über die Pfälzer schon längst lieb geworden war. Von ihrer schwachen wie von ihrer guten Seite lernte ich auch hier wieder die Bevölkerung dieser Gegend kennen, nach Schatten- und Lichtseite, daß ich seitdem oft es geltend mache, die Pfalz sei in vieler Hinsicht doch besser als ihr Ruf. Ich lernte wieder den Fleiß, die Sparsamkeit und Tüchtigkeit in vielen Schichten, besonders der Ackerbauern und Weinbauern beobachten und würdigen; ich bekam im spätern Leben und auf Reisen oft den Eindruck, daß in Bayern und Schwaben die Genußsucht größer sei als hier. So z. B. kann ich mich eines so tollen Treibens und übermäßigen Genusses wie bei einem Herbstfeste in Heilbronn aus der Pfalz nicht erinnern; als ich dort einen halben Schoppen Wein wünschte, hieß es: das gibt es hier nicht; ganz ähnlich, wie wenn man in München in mancher Wirtschaft statt einer Maß nur um die Hälfte bittet.

Wenn ich als Pfarrer von Mußbach auf meinen Spaziergängen und Ausflügen meinen Blick über den Rhein richtete vom Schwarzwald auf Odenwald und Bergstraße, blieb er zuletzt gewöhnlich haften an dem Melibokus, mit dessen hervorragender Gestalt ich von Jugend auf vertraut und dem ich schon Jahrzehnte lang zugethan war, als hätte ich ein Vorgefühl gehabt von späterer näherer Bekanntschaft. Als ich dann im Jahre 1880 auf 81 glaubte den Zuruf zu vernehmen: Mache dich auf, gehe aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundschaft in ein Land über dem Rheine, war ich dessen gewiß und dabei getrost, daß man auch über dem Rheine im deutschen Vaterlande lebe und außerhalb der Pfalz sich könne wohl befinden; nicht, als wenn es mir im 60. Jahre meines Lebens so leicht geworden wäre, noch zum Wanderstabe zu greifen; aber als etwa ein Jahr darauf bei einem Besuche in der Pfalz ein Amtsbruder bei der Begrüßung mir ganz überrascht zurief: „Ei, Sie sehen ja ganz gut aus! —“

war er offenbar befangen in der falschen Voraussetzung, außerhalb der schönen Pfalz müßte ich nothwendig vergrämen und versauern. Aber davon war ich weit entfernt, obgleich bekanntlich es sich in der Regel nicht empfiehlt, einen alten Baum zu verpflanzen in einen andern Boden. Als ich im Jahre 1869 in Kaiserslautern Abschied nahm von Amt und Würde, äußerte ich zu Freunden: ich rechne mich nun zum alten Eisen in der Pfalz; ich meinte es im offiziell büreaukratischen Sinne, fügte aber in Bezug auf mein Pfarramt und meine Person hinzu, ich hoffe übrigens nicht so bald zu verrosten. Als ich dann im Jahre 1884 Abschied nahm von der Pfalz, bemerkte ich, es käme mir vor, als würde ich noch einmal umgegossen, wie es ja manchem Stück alten Eisens zu widerfahren pflegt. Später hatte ich das Gefühl, die neuen Verhältnisse, neuen Amtsgeschäfte, neue Beziehungen zu neuen Menschen einer andern Gegend wirkten belebend und verjüngend auf mich; zumal auch die Gänge auf mein Filial mit ihrer reizenden Aussicht auf die Höhe und Thäler des Neckar, der Jagst und des Kocher, mir im Ganzen trotz Wind und Wetter zur Freude und Kräftigung dienten, so daß ich noch heute öfter eine Sehnsucht nach ihnen empfinde. Allerdings war ich in Wimpfen eingeschlossen in eine hessische Enklave, denn wie einst von der Pfalz war gesagt worden, sie grenze eben alle Augenblick wo anders hin, so grenzt ja diese hessische Enklave alle Augenblicke bald an Baden, bald an Württemberg; aber deshalb wurde sie mir keineswegs zum Isolirschemel; wie ich täglich und stündlich die drei Brücken über den Neckar, die Jagst und den Kocher nicht blos gut übersehen, sondern auch in kurzer Zeit überschreiten konnte, konnte ich Brücken schlagen über die Grenzpfähle, namentlich zu badischen Kollegen in den Dekanaten Neckarbischofsheim und Mosbach, wie zu Württemberg in den Dekanaten Heilbronn und Neustadt an der Linde. So dienten die 12 Jahre in W. mir und meiner Familie nicht blos zur körperlichen Kräftigung, sondern auch zur geistigen und gemüthlichen Bereicherung. In diesem Sinne fühlte ich mich dann als „altes Eisen" nicht blos umgegossen, sondern auch noch gestählt. Dies gleichzeitige Bekanntwerden mit hessischen, württembergischen und badischen Verhältnissen, mit den politischen, kirchlichen und sozialen Zuständen und Eigentümlichkeiten bereicherte in dieser Beziehung meine bisher in Bayern und in der Pfalz gesammelte Lebenserfahrung; in

meiner mehr vermittelnden als isolierten Stellung fühlte ich mich den Nachbarn gegenüber weniger als Partikularist, sondern vielmehr als kosmopolitischer, nationaler und gleichsam interpartikularer Deutscher. Diese wie die kirchlichen Verschiedenheiten der in Frage kommenden drei Landeskirchtn dienten nur zur Förderung meines Sinnes für Mannigfaltigkeit, Vielseitigkeit und Weitherzigkeit, wohl, wie ich hoffe, unbeschadet der nötigen Einheitlichkeit, Festigkeit und Entschiedenheit. Als ich im Oktober 1893 siebzig Lebensjahr zurückgelegt hatte und 50 Dienstjahre (für Hessen offiziell wegen meiner Verzichtleistung allerdings erst 45, war es nach Allem, was wir gehört, wieder der deutlich gewiesene Weg, als mir ein Vikar und zugleich die Erlaubniß nach Darmstadt zu ziehen ertheilt worden war, von dieser Gebrauch zu machen. Wenn ich nun öfter durch die Rheinstraße gehe, freut es mich eben doch, daß ich damals in ihr nicht wieder umgekehrt bin, und wenn mir zuweilen eine freundliche Begegnung zu Teil wird mit jenem hohen Herrn, der mir vor 17 Jahren den Rat erteilte, um Audienz zu bitten, verbürgt es mir seine Freundlichkeit, daß auch er sich heute noch freut des Rates, den er mir erteilte und der Befolgung dieses folgereichen Rates von meiner Seite.

Bei einem flüchtigen und oberflächlichen Blick in die wechselvolle Geschichte meines Lebens mit den vielen bunten Bildern und Gestalten derselben könnte man leicht auf die Vorstellung kommen, es handle sich hier nur um die buntwechselnden Bilder eines Kaleidoskopes oder eines Guckkastens, bei denen man unwillkürlich denkt an den bekannten Ausruf: R.-r.-r. ein anderes Bild, oder um den Lebenslauf eines abenteuerlichen Herumtreibers. Wer sich etwas vertieft in die Geschichte, wird bei allem anfangs überraschendem Wechsel einen Zusammenhang finden mit der Geschichte des Landes und seiner Zeit. Als kurz nach meiner Niederlassung in Darmstadt mein hochverehrter Herr Superintendent Dr. Köstlin (jetzt Universitätsprofessor und Geh. Kirchenrat in Gießen) mich seinen zahlreichen Gästen zum Unterschiede von meinem kurz vor mir in Darmstadt eingerückten Namensvetter und Kollegen Waldemar P. vorstellte als den beweglichen P., ging ich auf den Scherz ein mit dem Bemerken, daß ich es ja dem Großherzoglichen Oberkonsistorium verdanke, in Bewegung gesetzt worden zu sein, auf dem Wege von Wimpfen nach Darm-

stadt; die Leser meiner Lebensgeschichte können derselben aber nun entnehmen, wie oft und in welcher verschiedene Weise ich im Laufe meines Lebens zur Erhaltung und Förderung der Beweglichkeit in Bewegung gesetzt wurde; eben deshalb konnte ich, um dies zu klar zu machen, mich nicht so kurz fassen, wie mancher und ich selbst gewünscht hätte, wie es ja auch viel bequemer für mich gewesen wäre.

Als einst ein mich besuchender Freund eine alte Frau aus der Gemeinde Erlenbach fragte, ob wohl die Christenlehre schon werde zu Ende sein, gab diese zur Antwort, schwerlich werde dies der Fall sein, mit der Begründung: „Unser Herr Parre weeß gar viel!" Bald 50 Jahre sind seitdem vergangen und wie Vieles mußte ich für Bereicherung meines Wissens inzwischen noch lernen aus Büchern wie in der Schule des Lebens! Deshalb bitte ich auch in diesem Stück um Entschuldigung, in der Hoffnung, Jeder werde anstatt Alles von A bis Z nach dem Faden der Erzählung zu lesen, zunächst Das heraussuchen, was ihm nach seiner Abstammung und seiner Stellung am Stammbaum der Familie am nächsten liegt, um dann erst das ferner Liegende vorzunehmen und besser verstehen zu können.

Wie erquickend ist nun nach einem so bewegten Leben die Ruhe des Feierabends in so wohnlicher Wohnung, so behaglichem Haushalte, in so trautem Kreise, unter so treuer Pflege; wie sehr drängt dies Alles dazu, nicht blos sinnend rückwärts, sondern auch dankbar aufwärts zu blicken zu dem treuen Erhalter des Lebens und weisen Lenker des Lebenslaufes.

Ja, da gilt es nicht blos mit Jakob zu sprechen: (1 Moses 32, 10) „Herr, ich bin viel zu gering aller Barmherzigkeit und Reue, die Du in deinem Knechte gethan hast" — sondern auch mit David (2 Sam. 7, 18: „Wer bin ich, Herr, und wer ist mein Haus, daß du mich bis hierher gebracht hast?" — und mit dem Psalmisten (Ps. 115—1): „Nicht uns Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehr'!" Und da es so leicht scheinen oder dahin mißdeutet werden könnte, als handle es sich bei einer solchen Familiengeschichte darum, die Familie zu verherrlichen, soll dieselbe um so mehr dazu dienen, allen Gliedern der Familie zuzurufen: „Auf, danket, danket Gott mit mir, gebt unserm Gott die Ehre!" Ja, eingedenk des bekannten Wortes „noblesse oblige", d. i. Ehre verpflichtet, möge auch diese Arbeit dazu ermuntern,

daß die Nachkommen so ehrenwerther Väter und Vorfahren sich stets bestreben, dem Namen der Familie auch Ehre zu machen.

Sollte endlich mancher Leser es vermißt haben, daß ich die gute Gelegenheit nicht benützt habe, in das innerste Heiligtum meines Herzens, nämlich meines Glaubens, mehr hineinblicken zu lassen, so will ich es zum Schlusse ganz kurz thun unter Hinweisung auf das Wort des Apostels (I Cor. 2, 2): „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wußte unter euch ohne Jesum Christum den Gekreuzigten". Derselbe ist ja auch der Auferstandene, der Erhöhte und ewig Lebendige wie der zukünftige Richter der Lebendigen und der Toten. Zu der Bekräftigung und Erläuterung dieses Bekenntnisses sei mir aber gestattet, mit folgenden Liederversen eines frommen Sängers (N. G. B. N. 338), an denen ich mich seit bald 60 Jahren immer noch und immer wieder gern erbaue, zu schließen:

1. Wollt ihr wissen, was mein Preis?
Wollt ihr lernen, was ich weiß?
Wollt ihr sehn mein Eigentum?
Wollt ihr hören, meinen Ruhm?
Jesus, der Gekreuzigte!

2. Wer ist meines Glaubens Grund?
Wer stärkt und erweckt den Mund?
Wer trägt meine Straf und Schuld?
Wer schafft mir des Vaters Huld?
Jesus, der Gekreuzigte!

3. Wer ist meines Lebens Teil,
Meines Geistes Kraft und Heil?
Wer macht rein mich und gerecht?
Wer macht mich zu Gottes Knecht?
Jesus, der Gekreuzigte!

4. Wer ist meines Lebens Trost?
Wer schützt, wenn der Feind erbost?
Wer erquickt mein mattes Herz?
Wer verlindert meinen Schmerz?
Jesus, der Gekreuzigte!

5. Wer ist meines Todes Tod?
Wer hilft in der letzten Not?
Wer versetzt mich in sein Reich?
Wer macht mich den Engeln gleich?
Jesus, der Gekreuzigte!

6. Und so wißt ihr, was ich weiß.
Wisset meinen Zweck und Preis.
Glaubt, lebt, duldet, strebet dem,
Der uns Gott macht angenehm. Ep. 1,6.
Jesu, dem Gekreuzigten! Amen!

Anhang

zur Lebensgeschichte des k. Landkommissärs Petersen in Landau.

Ein merkwürdiger Vorgang aus dem Leben unsres Vaters Wilhelm Petersen in Landau wird von Prof. Heigel in München in seinem Werke über König Ludwig I. von Bayern erwähnt bei Schilderung der Pläne des letztern zur Wiedergewinnung der badischen Pfalz, und zwar in folgendem Zusammenhange auf Seite 73.

„In der äußern Politik Bayerns beschäftigte (nach 1816) namentlich eine Frage den Kronprinzen in hohem Grade, die Wiedererwerbung des alten Pfälzer Gebietes für Bayern. In dem Gedichte: „Des Heidelberger Schlosses Wiedersehen im Sommer 1810" beklagt er, wie er nur als Fremder an dem alten Sitze der Väter verweilen dürfe. . . . . Das Heidelberger Schloß wieder aufzubauen war ein Lieblingsplan Ludwigs. Die Pfälzer selbst, vorzüglich die Mannheimer richteten ihre Hoffnung darauf, wieder unter das Haus Wittelsbach zu kommen. Österreich hatte (im Vertrage von Ried) das feste Versprechen gegeben, im Falle des Erlöschens der männlichen Linie im Hause Baden die Ansprüche Bayerns zu verteidigen. Als aber 1817 ein neues badisches Hausgesetz erlassen wurde, das die Hoffnungen Bayerns

zu vernichten schien, wurde Metternich, in dessen Händen alle diplomatischen Fäden zusammenliefen, vergeblich durch den Kronprinzen bestürmt, sein Versprechen zu erfüllen. Aus den interessanten Mitteilungen Varnhagens, der damals am Karlsruher Hofe eine bedeutsame politische Rolle spielte, erhellt, wie eifrig L. bei den Großmächten gegen Anerkennung des neuen badischen Hausgesetzes agitirte und auf Metternich in diesem Sinne einzuwirken suchte, aber dieser war wenig geneigt dem „turbulenten liberalen" Prinzen Dienste zu erweisen."

Wie sehr Kaiser Franz und Metternich Ursache hatten nach ihren Anschauungen mißtrauisch zu sein gegen Kronprinz L. wegen seiner politischen Bestrebungen, geht hervor aus eigenhändig niedergeschriebenen Bemerkungen des letztern, welche Heigel am angegebenen Orte mitteilt, z. B.: „Am Teutschen Bundestage vorzuschlagen: (Brückenau 1819) „Studienfreiheit auf allen teutschen Hochschulen", — ferner: „Wenn Mannheim wieder mit seinen Wittelsbachern vereint sein wird, den Antrag am Bundestag zu machen, daß dessen Sitz dahin verlegt werde, vielleicht damit verbunden auf eigene Kosten (in dem jetzigen Zeughausgebäude) daselbst die Wohnung des Österreichischen Präsidialgesandten und den Versammlungssaal herrichten zu lassen." — „Antrag zu stellen, daß im ganzen Bunde der 18. Oktober gefeiert wird." — „Preßfreiheit wie in England durch Bundesbeschluß."

Wie geringschätzend zugleich Kaiser Franz den Kronprinzen L. beurteilte, zeigt Folgendes: „Als L. in Wien während des Congresses für 33,000 fl. die schönste Perle der Glyptothek, die Ilioneusstatue erwarb, bezeichnete Kaiser Franz ihn als seinen „narreten Neffen." Wie sehr aber L. dem Kaiser Franz und Metternich gegenüber seine Selbstständigkeit wahrte, zeigte sich u. a. als jene beide sich unwillig äußerten über die politischen Bestrebungen L's zur Zeit, wo in Bayern die Constitution eingeführt war. Da erklärte der Kronprinz, er halte sich nur Gott und

der Staatsverfassung gegenüber für verantwortlich, da aber der Kaiser Franz nicht Gott sei und Fürst Metternich nicht die bayrische Staatsverfassung, kehre er sich nicht an jener Urteil.

Auf S. 92 a. a. O. teilt Prof. Heigel in Bezug auf den Plan König L's bezüglich der badischen Pfalz weiter Folgendes mit: „Seit Ludwig den Thron bestiegen, setzte er seine Bemühungen, Bayern wieder in den Besitz der ganzen Rheinpfalz zu bringen, noch eifriger fort. Die Trennung des bayrischen Rheinkreises von den diesrheinischen Provinzen zog viele Nachteile in militärischer wie commercieller Beziehung nach sich, namentlich der Handel wurde durch die fremden Mauthlinien eingeengt, die überall den Rheinkreis umgaben. L. ließ in Karlsruhe ein Tauschprojekt vorschlagen, das jedoch zurückgewiesen wurde. Um Metternich an die im Vertrage von Ried (1813) eingegangenen Verbindlichkeiten zu erinnern, begab er sich 1826 auf den Johannisberg, erlangte jedoch nur zweideutige Versprechungen.

Im Januar 1826 versprach sich L. den günstigsten Einfluß von dem ihm persönlich befreundeten Nikolaus I. und sandte deshalb den Fürsten Wrede mit einem eigenhändigen Schreiben nach Petersburg. Er bat darum, daß Kaiser Nikolaus den Bestimmungen des Vertrages von Aachen seine Zustimmung versage, durch die Bayern seines Rechtes auf den Rückfall verlustig gehen sollte. Kaiser Nikolaus empfing den Feldherrn mit Auszeichnung, aber die Antwort war höflich ausweichend.

ib. S. 95: „Die Successionsfrage trat erneuert in den Vordergrund, als Großh. Friedrich von Baden 1827 starb. Bayern behauptete beharrlich, weder die Erklärung des Großherzogs, noch die vorübergehende Anerkennung der europäischen Mächte habe den bayrischen Ansprüchen präjudicieren können. In Altbayern wurden die Ansprüche des Königs ungünstig beurteilt; man befürchtete, Mannheim würde zum Schaden von München bevorzugt werden. Ein rascher militärischer Handstreich hätte

vielleicht zu dauerndem Besitz der Jungpfalz verholfen, was der Diplomatie nicht gelang. Als aber später einmal die Klage laut wurde, man habe damals die günstige Gelegenheit verpaßt, erwiderte der König: „Es ist ein Haus rasch angezündet, aber schwer gelöscht."

„Die Leitung von Bayerns auswärtiger Politik war seit 1827 dem Justizminister v. Zentner, dem Schöpfer der bayerischen Staatsverfassung anvertraut. Seit 1825 war Graf Armansperg Staatsminister der Finanzen." (Von 1816—1823 war letzterer Direktorialrat und von 1823—25 Vicepräsident der Regierung zu Speyer, daher persönlich mit Landkommissär P. in Landau bekannt.)

„Viel Lärm verursachte ein Gerücht, es sei zur Förderung der Erbschaftsfrage ein „Raub" wichtiger Archivalien beabsichtigt worden. Nach Lage der Akten reduciert es sich auf folgenden Vorfall: Oberrechnungsrath Vowinkel aus Karlsruhe wünschte aus badischem in bayerischen Dienst überzutreten, allerdings in der Hoffnung, daß man ihn in Bayern gut gebrauchen könne und deshalb gut lohnen werde. Da er voraussah, daß von Seiten Badens seiner Entlassung Schwierigkeiten entgegengesetzt würden, so wollte er Maßregeln ergreifen, „daß im Falle er chikaniert würde, er noch das Heft in der Hand habe." Deshalb brachte er (2. Oktober 1827) dem k. bayrischen Landkommissär Petersen ein Paar Koffer und Packete mit Archivalien zur Aufbewahrung. Darauf wurde er jedoch in Karlsruhe verhaftet und durch einen badischen Beamten von P. die Auslieferung des Depositums verlangt. P. weigerte sich, weil die Papiere für Bayern von Wichtigkeit sein könnten. Justizminister Zentner wies ihn aber an (2. November 1827), „daß zwar seine Vorsicht, die besagten Papiere zurückzuhalten und vordersamst den Vorgang zu höherer Kenntnis zu bringen, gutgeheißen werde, daß jedoch diese Papiere unverweigerlich verabfolgen lassen zu seien, da gar nicht abzusehen ist, in wiefern das diesseitige Gou-

vernement dabei interessiert sein könnte, und die erwähnten Gerüchte keine Beachtung verdienen."

Auch dem Generalprokurator des Rheinkreises, von Völderndorff wurde (11. November 1827) befohlen, „nach Vorschrift der Gesetze ohne Aufenthalt in dieser Sache zu verfahren," da sich überhaupt kein rechtlicher Grund finde, warum der Requisition des badischen Gerichts nicht auf das Schleunigste entsprochen werden sollte und anonyme Verleumdungen die diesseitige Staatsregierung niemals bewegen können, von dem Wege des Rechts abzuweichen." Auf Grund dieser Weisungen erfolgte die Auslieferung des gesammten Materials nach Karlsruhe.

Was in den amtlichen Aktenstücken sich über diese Angelegenheit findet, stand Herrn Prof. Heigel zur Verfügung, aber nicht das, was die Minister Graf v. Armansperg und von Zentner in ihren von P. seiner Familie hinterlassenen Briefen geschrieben hatten. Auch das wird ihm nicht bekannt geworden sein, daß, wie bestimmt bezeugt ist, Oberappellationsgerichtsrat W. . . . in dieser Angelegenheit nach Landau gesandt wurde.

Es muß demnach angenommen werden, daß neben der offiziellen Thätigkeit eine officiöse herging. Der Gang der Sache wurde offenbar rückläufig, als man von Baden aus, hinter welchem der verwandte russische Hof stand, in der Diplomatie Lärm schlug; auch mag berechtigtes Mißtrauen gegen Vowinkel mitgewirkt haben. Ein rascher militärischer Handstreich hätte Baden gegenüber wohl leicht ausgeführt werden können, aber Kaiser Nikolaus und Fürst Metternich waren doch dabei nicht zu übersehen.

Stammbaum der Familie Petersen

